This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

R 1 X
Schlesische

# MITTEILUNGEN

DER

# SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

# FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

## THEODOR SIEBS.

---

**Band IX.**

Jahrgang 1907. — Heft XVII und XVIII der ganzen Reihe.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

**BRESLAU**

Selbstverlag der Gesellschaft

(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)

1907.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
563994 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Alle Rechte vorbehalten.

THE NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

# Inhalt.

## Aufsätze und Mitteilungen.


Seger, Museumsdirektor und Privatdozent Dr. phil. H., Die vorgeschichtlichen Bewohner Schlesiens . . . . . XVII S. 1
Nehring, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. phil. W., Serbische Volkslieder, insbesondere serbische Volksepik . . . . . XVII S. 18
Pradel, Dr. phil. F., Alte und neue Heil- und Zauberbräuche . XVII S. 35
Andree-Eysn, Marie, Über die Berechtigung des Ausdruckes „Votivkröte“ . . . . . XVII S. 48
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil. Th., Wie sollen wir die schlesischen Mundarten schreiben? . . . . . XVII S. 54
Kahle, Univ.-Prof. Dr. phil. B., Heidenwerfen . . . . . XVII S. 70
Fuchs, Univ.-Prof. Dr. phil. C. J., Zur Geschichte der schlesischen Agrarverfassung . . . . . XVII S. 71
Dittrich, Prof. P., Zum schlesischen Bauerngarten . . . . . XVII S. 90
Kahle, Univ.-Prof. Dr. phil. B., Eselsfresser . . . . . XVII S. 92
Drechsler, Gymnasialdirektor Prof. Dr. P., Das auslautende e im Schlesischen . . . . . XVII S. 95
Nestler, Prof. J., Eine Breslauer Geschichte vom Feuermann . XVII S. 104
Fraenkel, Univ.-Prof. Dr. phil. S., Die Sage von der Gründung Krakaus . . . . . XVIII S. 1
Klapper, Dr. phil. J., Das Gebet im Zauberglauben des Mittelalters . . . . . XVIII S. 5
Olbrich, Dr. phil. K., Drei schlesische Abarten der Nonnenmäre XVIII S. 42
Kropp, Werner, Bremen im Volkslied . . . . . XVIII S. 61
Kühnau, Prof. Dr. phil., Schlesische Schatzsagen als Quelle schlesischen Volksglaubens . . . . . XVIII S. 68
Hellmich, Königl. Landmesser M., Allerlei „Überflüssiges“ aus dem Grünberger Kreise . . . . . XVIII S. 98
v. Unwerth, Dr. phil. d. W., Flurnamen aus dem Gebirge und aus Niederschlesien . . . . . XVIII S. 104
Lustig, Dr. med. G., Die alten Grenzzeichen und der Kriemhildenstein am Zobtenberg . . . . . XVIII S. 108


Stechert 17 Juni 1931

Drechsler, Gymnasialdirektor Dr. phil. P., Zur Wortbildung im Schlesischen . . . . . XVIII S. 115
Gebhardt, Lehrer T., Eine Bauernhochzeit in der Brieger Gegend vor 50 Jahren . . . . . XVIII S. 119
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil. Th., Wo ist die Breslauer Armesünderglocke? . . . . . XVIII S. 123
Fraenkel, Univ.-Prof. Dr. phil. S., Nachtrag zu der Sage von der Gründung Krakaus . . . . . XVIII S. 125

## Besprechungen.

Lichter, August, Mietebrenge. Von W. v. Unwerth . . . XVII S. 108
Hoppe, Hermann, Der Dorftyrann. Von W. v. Unwerth . . XVII S. 109
Schlesiens volkstümliche Überlieferungen I—III . . . XVIII S. 125
d'Ancona, Alessandro, La poesia popolare italiana. Von Universitätsprofessor Dr. phil. K. Appel . . . . . XVIII S. 125
Rost, Paul, Die Sprachreste der Dravänopolaben. Von Ss. . . XVIII S. 127
Brohm, Helgoland in Geschichte und Sage. Von Ss. . . . . XVIII S. 128
Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Nr. III. Sitte und Brauch in der Landwirtschaft. Von Ss. . . . . XVIII S. 129
Des Knaben Wunderhorn, herausg. von E. Grisebach . . XVIII S. 129
Bonus, Arthur, Isländerbuch. Von Oberlehrer Dr phil. W. H. Vogt XVIII S. 129
Keller, Paul, Der Sohn der Hagar. Von Ss. . . . . XVIII S. 130
Rössler, Robert, Närrsche Kerle. Von W. v. Unwerth . . . XVIII S. 131
Neue schlesische Zeitschriften: Schlesien; Schlesische Heimatsblätter . . . . . XVIII S. 131
Oels, Friedrich, Bauernblut. Von Ss. . . . . XVIII S. 132
Der gemittliche Schläsinger . . . . . XVIII S. 132

## Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte . . . . . XVII S. 109, XVIII S. 132
Eingänge . . . . . XVII S. 112, XVIII S. 134
Nachrichten und kurze Anzeigen . . . . . XVII S. 112, XVIII S. 134

# MITTEILUNGEN

DER

# SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

# FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

**THEODOR SIEBS.**

---

**Heft XVII.**

---

**BRESLAU**

Selbstverlag der Gesellschaft

Für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII

1907.

# Inhalt.




Alle Rechte vorbehalten.

# Die vorgeschichtlichen Bewohner Schlesiens.

Von Dr. Hans Seger.

Von den beiden Elementen der heutigen Bevölkerung Schlesiens sind die Deutschen erst im 12. und 13. Jahrhundert eingewandert. Die ältesten urkundlichen Nachrichten zeigen das Land von den slawischen Lechen besetzt. Aber auch sie sind nicht seine ersten Bewohner. Vor ihnen haben Germanen der vandalischen Völkergruppe hier gesessen. Die Berichte der griechischen und römischen Schriftsteller sprechen sich hierüber unzweideutig aus, und sie verdienen Glauben, weil sie auf voneinander unabhängigen Aussagen der Germanen selbst beruhen. Sie werden überdies durch den Verlauf der historischen Begebenheiten und durch die Namenforschung bestätigt. Das Riesengebirge hiess das vandalische, der alte Name der Oder, Viadua, ergibt ein Wort vom echtesten deutschen Gepräge [1]) und der Name Schlesien erinnert noch heute an den einen der beiden vandalischen Hauptstämme, die Silingen.

Von einem grossen Teile der polnischen, tschechischen und russischen Gelehrten wird freilich trotz alledem die Meinung verfochten, dass das Land zwischen Weichsel und Elbe, ebenso wie Böhmen und Mähren, seit den ältesten Zeiten dem slawischen Volkstum zu eigen gewesen sei. Die Angaben der Alten werden entweder für irrtümlich und die von ihnen als germanisch bezeichneten Stämme für slawische erklärt, oder man gesteht zwar zu, dass die Germanen eine Weile die Herrschaft ausgeübt hätten, aber nur als Eroberervolk und herrschende Oberschicht, wie später in den romanischen Ländern. Die Hauptmasse der Bevölkerung habe nach wie vor aus Slawen bestanden. Auf diese Weise bringt man es zu Wege, nicht bloss die geschichtlichen Wohnsitze der Slawen, sondern fast ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn von der Ostsee bis ans adriatische Meer und bis an den Rhein für das

[1]) Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, 2. Bd., Neuer Abdruck 1906, S. 209 f.

Urslawentum zu retten. Kräftig hat Müllenhoff diese Phantasien zurückgewiesen. Er nennt die Annahme, dass in dem Gebiete von der Oder oder dem Riesengebirge, ja von der Elbe an ostwärts Slawen als untertänige Urbevölkerung neben und unter den Germanen gesessen hätten, „eine Vermutung, die in Wahrheit jedes Anhaltes und vernünftigen Grundes entbehrt" und „das unsinnige lächerliche Ziel verfolgt, den Germanen den Ursprung und die Existenz abzuschneiden". Von einer slawischen Beimischung könne bei den hochdeutschen Stämmen, die von der oberen und mittleren Elbe an die obere Donau und den Rhein abrückten, nicht die Rede sein, und ebensowenig zeige sich davon eine Spur bei den östlicheren Völkern, den Goten, Vandalen, Burgunden, Rugen und Skiren. „Die Weichsel, soweit nicht die Goten auf ihrem rechten Ufer herrschten, galt als die Grenze und war, nach allem was wir wissen und ermessen können, wirklich die Grenze, die bis auf die Zeiten der Wanderung Germanen und Slawen schied. Diese Tatsache ist so wohl begründet und so wohl bezeugt, wie nur eine aus unserem Altertum".

Die Germanen waren also vor den Slawen da. Seit wann sie aber im Lande und ob sie seine ersten Bewohner waren, darauf geben uns die historischen und sprachlichen Zeugnisse keine Auskunft. Unter diesen Umständen würden wir wohl für immer auf genauere Aufschlüsse verzichten müssen, wenn uns nicht in den erhaltenen Altertumsresten und Funden ein Hilfsmittel zu Gebote stände, das vor allen anderen Erkenntnisquellen den Vorzug der unmittelbaren Zeugenschaft und absoluten Gleichzeitigkeit besitzt.

Seine Brauchbarkeit für die Stammeskunde lässt sich an der Hand historischer Beispiele leicht erweisen. Die keltischen Nehropolen in Oberitalien, die germanischen Gräberfelder der Völkerwanderungszeit in Italien, Frankreich und Spanien, die angelsächsischen Gräber in England und die zahlreichen Spuren von dem Aufenthalte der nordischen Wikinger auf den britischen Inseln würden über die Anwesenheit dieser Völkerschaften keinen Zweifel lassen, auch wenn die Geschichte nichts darüber zu berichten wüsste. Lassen sich doch sogar die Hinterlassenschaften zweier so nahe verwandter Stämme, wie der Goten und Langobarden, auf dem gemeinsamen italienischen Boden deutlich unterscheiden[1]). So

[1]) Götze, Gotische Schnallen, Berlin 1907.

können wir auch in Schlesien mit Bestimmtheit sagen, welche Altertümer den Slawen, welche den Germanen zuzuweisen sind. Für die Beurteilung der Methode wird es vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, wie man dazu gekommen ist.

Als diese Frage zuerst erörtert wurde, glaubte man sie auf Grund der körperlichen Überreste in den Gräbern entscheiden zu können. An vielen Punkten Ostdeutschlands waren in Reihen angelegte Begräbnisplätze mit ausgestreckten Skeletten von teilweise länglicher Schädelbildung [1]) entdeckt worden. Hierin sah man ein Kennzeichen der germanischen Rasse, und man wurde dadurch bestärkt, dass auch die Gräberfelder der Völkerwanderungszeit in Süddeutschland und vom Rhein eine ähnliche Anordnung und Lage der Skelette zeigten. Von den Slawen dagegen wusste man aus den gelegentlich erwähnten kirchlichen Verboten, dass sie noch in sehr später Zeit der Sitte der Leichenverbrennung huldigten. Nichts schien natürlicher, als dass ihnen die zahlreichen Urnenfriedhöfe mit Brandbestattung zuzuschreiben seien.

Es sind jetzt gerade dreissig Jahre her, dass ein junger dänischer Gelehrter, Sophus Müller, der jetzige Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, die Unrichtigkeit dieser Auffassung bewiesen hat. Auf einer Reise zum Studium der europäischen Sammlungen hatte er auch das Breslauer Museum besucht. Seine mündlich geäusserten Ansichten über die schlesischen Funde waren in der Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit" nicht ganz zutreffend wiedergegeben worden, und als Antwort sandte er von Kopenhagen aus eine kleine, aber äusserst gründliche Abhandlung über jene ostdeutschen Reihengräber ein. Darin zeigt er, dass sie in Einrichtung und Ausstattung von den alemannischen, fränkischen und sächsischen Friedhöfen in Süd- und Westdeutschland, der Schweiz, Frankreich und England vollständig abweichen. Namentlich bezeichnet er als charakteristisch für sie bronzene oder silberne offene Ringe mit einem glatt abgeschnittenen und einem S-förmig zurückgebogenen Ende. Sie liegen regelmässig neben dem Kopfe, meist zu beiden Seiten und bis zu 7 Stück bei einem Skelett. An einem Lederriemen befestigt, gaben sie einen eigentümlichen Kopfschmuck ab. Die geographische Verbreitung dieser sogen. Schläfenringe

[1]) Die vermeintliche Langköpfigkeit dieser Skelette ist jedoch durch die späteren, an einem viel umfassenderen Material und mit verbesserten Methoden ausgeführten Untersuchungen nicht bestätigt worden.

und der durch sie charakterisierten Gräberfelder reicht in Deutschland genau so weit nach Westen, wie die Slawen erwiesenermassen vorgedrungen sind. Sie finden sich ferner in Böhmen, Mähren und Oesterreich, in Ungarn, Polen und Russland, kurz überall, wo heute oder früher slawische Stämme bezeugt sind. Dagegen ist aus rein germanischen Gegenden auch nicht ein Schläfenring bekannt, wohl aber findet man in den dortigen Reihengräbern viele Arten von Altertümern, die wieder in den slawischen Ländern fehlen. Die beiderseitigen Fundverhältnisse schliessen also einander aus, ein Beweis, dass es sich hier um nationale Verschiedenheiten handelt und dass der erwähnte östliche Gräbertypus den Slawen zugeschrieben werden muss.

Damit steht im Einklang, dass die in den Gräbern mehrfach gefundenen Totenmünzen ihre verhältnismässig späte Datierung ergeben haben. Es sind meist sogenannte Adelheitspfennige, Denare aus den ersten Regierungsjahren Ottos III., also aus dem Ende des 10. Jahrhunderts. Auf dieselbe oder eine wenig ältere Zeit deuten auch die Hacksilberfunde, vergrabene Silberschätze, in denen ausser Münzen und ausländischen Schmucksachen öfters Schläfenringe vorgekommen sind.

Vor Sophus Müller hatte schon Virchow an der Hand des Scherbenmaterials aus den nachweislich im 12. Jahrhundert zerstörten Slawenburgen von Alt-Lübek, Arkona und Garz auf Rügen und Julin auf der Insel Wollin festgestellt, dass sich die slawische Keramik sowohl von derjenigen älterer vorgeschichtlicher Perioden in derselben Gegend, wie von der gleichzeitigen in Westdeutschland und Skandinavien in ganz bestimmter Weise unterscheidet. Diese nunmehr als Burgwalltypus bezeichnete Töpferware wurde fortan ein untrügliches Merkmal slawischer Hinterlassenschaften. Hiernach konnte vor allem die grosse Mehrzahl der Burgwälle des östlichen Deutschlands ethnologisch und zugleich chronologisch fixiert werden. Dadurch war man aber auch in der Lage, den hin und wieder beobachteten Brandgräbern, in denen ein solcher Topf als Aschenbehälter verwendet war, ihre richtige Stellung anzuweisen. Vielleicht fallen diese Brandgräber in eine etwas frühere Periode als die mit Körperbestattung. Jedenfalls beseitigen sie den scheinbaren Widerspruch zwischen den von einzelnen Chronisten bezeugten Verboten der Verbrennung und den archäologischen Tatsachen.

Für die Frage nach den germanischen Hinterlassenschaften ist von der Periode auszugehen, wo eine germanische Bevölkerung in unseren Gegenden geschichtlich nachgewiesen ist, also von den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Dank der damaligen engen Berührungen mit der römischen Weltkultur bereitet die Datierung keine Schwierigkeit. Römische Münzen und Importwaren aller Art treten in den Funden so häufig auf, der Einfluss der fremden Vorbilder auf die heimische Produktion ist so offenkundig, dass über die Zeitstellung der betreffenden Gruppe von Altertümern nicht der geringste Zweifel walten kann. Es kommt hinzu, dass das aus ihnen gewonnene Bild in seinen wesentlichen Zügen durchaus den Zuständen entspricht, die wir nach den historischen Verhältnissen bei den Germanen jener Epoche erwarten dürfen. Ein kriegerischer Geist verrät sich in der regelmässigen und reichlichen Ausstattung der Männergräber mit Waffen, vor allem mit Schild und Speer, dem unentbehrlichen Rüstzeug des freien Mannes; eine einfache Lebensführung in der Seltenheit wertvollen Schmuckes während der früheren, ein steigender Reichtum und Luxus in der Menge von Gold- und Silbersachen und anderen erbeuteten Kostbarkeiten während der späteren Jahrhunderte. Und wenn nach allem, was wir aus den literarischen Quellen wissen, Ostgermanien im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts von seinen alten Einwohnern fast ganz verlassen worden ist, so erhalten wir auch dafür die volle Bestätigung in den Funden. Aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts haben wir noch zahlreiche Gräber — die Königsgräber von Sacrau sind in die letzten Jahrzehnte zu setzen —, im vierten Jahrhundert werden die Funde spärlicher, und aus dem fünften liegen sie nur ganz vereinzelt vor. Aus den nächstfolgenden Jahrhunderten sind überhaupt keine mehr bekannt. Wenn damals, wie doch wohl anzunehmen ist, die Slawen schon in grösserer Zahl eingewandert waren, so müssen sie eine so niedrige Kultur gehabt haben, dass sich ihre Reste der Beobachtung entziehen. Es ist bezeichnend, dass in den germanisch gebliebenen Teilen Deutschlands und in Skandinavien der entsprechende Zeitabschnitt zu den fundreichsten der gesamten Vorzeit zählt.

Bis dahin hatten wir sozusagen festen Boden unter den Füssen, d. h. die archäologischen Tatsachen konnten durch die geschichtlichen kontrolliert, ergänzt und gedeutet werden. Aber der bisher behandelte Abschnitt, das erste Jahrtausend n. Chr., umfasst nur

einen verschwindend kleinen Bruchteil der Funde. Die ungeheure Mehrzahl fällt in einen jenseits aller schriftlichen Ueberlieferung liegenden Zeitraum. Sollte auch für diese eine ethnographische Bestimmung möglich sein? Früher machte man sich die Antwort leicht. Man identifizierte einfach die Begriffe vorslawisch und germanisch und übertrug den letzteren auf alle älteren Funde, in erster Reihe auf die grossen Urnenfriedhöfe der Bronze- und Hallstattperiode und die mit ihnen gleichzeitigen Befestigungen und Wohnanlagen. Diese Gleichsetzung würde nur dann berechtigt sein, wenn sich beweisen liesse, dass die Kulturentwickelung innerhalb des vorslawischen Zeitalters niemals eine solche Unterbrechung erfahren hat, wie sie durch die Einwanderung eines neuen Volkes bedingt gewesen wäre. Denn alsdann würde es einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, dass der Stamm der Bevölkerung unverändert geblieben ist, und dass folglich die zur Römerzeit ansässigen Germanen als die Urbewohner des Landes anzusehen sind.

Für das nordische Gebiet, umfassend Norddeutschland westwärts der Odermündung, Dänemark und Südschweden, ist dieser Beweis erbracht worden. Die dortige Vorgeschichte von der Steinzeit bis zu den Wikingerzügen gleicht einem einzigen, ruhig dahingleitenden Strome. Typen und Gebräuche der verschiedenen Epochen gehen langsam und leise ineinander über, keine klaffende Lücke, kein jäher Wechsel ist zu bemerken. Nicht minder bedeutungsvoll ist es, dass die Kultur auf dem genannten Gebiete während der ganzen Vorzeit ein im wesentlichen gleichartiges Gepräge hat: bei zähem Festhalten am Alt-Hergebrachten doch ein energisches Streben nach Lösung der gegebenen Aufgaben, bei einer gewissen Rückständigkeit gegenüber den südlichen Nachbarländern eine staunenswerte Kraft in Künsten und Fertigkeiten. Nirgends in Europa stossen wir auf eine solche Fülle trefflicher Arbeiten des Stein- und Bronzealters, ausgezeichnet durch gediegene Technik und sicheren Geschmack, nirgends kann man mit solchem Recht von einem einheitlichen Stil, von einer bodenständigen Entwickelung reden. Da wir nun in Skandinavien, abgesehen von den nomadischen, noch heute nur halb zivilisierten Lappen und Finnen, von keiner anderen Bevölkerung als den Germanen wissen, so folgt daraus, dass deren Vorfahren die Träger jener Kultur gewesen sind. Die nach den neuesten Messungsmethoden vorgenommenen

Untersuchungen der stein- und bronzezeitlichen Schädel haben denn auch ihre volle Übereinstimmung mit denen der jetzigen Bewohner ergeben [1]), und es stimmt dazu, dass die Haarreste in den dänischen Eichensärgen der älteren Bronzezeit eine ursprünglich blonde Färbung erkennen lassen.

Der Vergleich mit dem Norden bietet somit einen guten Prüfstein für die germanische oder nicht-germanische Herkunft der Funde aus anderen Gegenden. Hier, wie überall in der Wissenschaft, genügt es natürlich nicht, einzelne Ähnlichkeiten ausfindig gemacht oder Abweichungen konstatiert zu haben. Vielmehr muss die Gegenüberstellung alle überhaupt erreichbaren Momente in Betracht ziehen, namentlich aber die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse stets aufs sorgfältigste berücksichtigen. Das Verdienst, auf dieser Grundlage der vorgeschichtlichen Stammeskunde neue Bahnen gewiesen und insbesondere der Ausbreitung der Germanen nachgegangen zu sein, gebührt Gustav Kossinna. Man mag im Einzelnen sein Beweismaterial oft für unzulänglich, seine Schlussfolgerungen für zu weitgehend erachten, die Richtigkeit des Prinzipes kann doch nur bestreiten, wer leugnet, dass nationale Eigenart auch kulturelles Sondergepräge erzeugt. Welche reichen und wichtigen Resultate auf dem von Kossinna beschrittenen Wege mit der Zeit zu erwarten sind, lehrt am besten seine Studie über die archäologischen Merkmale ostgermanischer Siedelungen und Wanderungen in römischer Zeit, die in schlagender Weise das konstante Zusammentreffen einerseits der für die Ostgermanen, andererseits der für die Westgermanen charakteristischen Typen erweist [2]).

Sehen wir nun zu, inwieweit die schlesischen Funde der vorchristlichen Ära eine Fortdauer oder einen Wechsel der Bevölkerung wahrscheinlich machen.

Die frühesten Siedelungen gehören der jüngeren Steinzeit oder neolithischen Periode, und zwar der sogenannten bandkeramischen Stufe an. Der Name ist von einer technischen Einzelheit, den

---

[1]) Retzius, Crania suecica antiqua; Aarbøger for nordisk, Oldkyndighed 1893, S. 121.

[2]) G. Kossinna, Zur Archäologie der Ostgermanen-Zeitschr. f. Ethnologie 1905. Andere Hauptschriften sind: Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen, Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1896; Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet, Zeitschr. f. Ethnologie 1902.

Verzierungsmustern des Tongeschirres, hergenommen, begreift aber eine nach jeder Richtung fest umschriebene Gruppe von Kulturerscheinungen. Dorfartige Niederlassungen in fruchtbarem, wald- und hochwasserfreiem Flachland, mit halb unterirdischen runden oder ovalen Lehmhütten, und eine vornehmlich vom Feldbau lebende Bevölkerung bilden ihre Signatur. Selbst in den Gräbern begegnen uns, ausser Pfeilspitzen, nur Acker- und Handwerksgeräte, namentlich Hacken, halbseitig gewölbte Flachbeile und Meissel, mit quergestellter, also nicht zum Kampfe bestimmter Schneide, kleine Messer, Schaber und Sägen aus Feuersteinspänen. Die einfach gestalteten Tongefässe sind mit vollen oder für Tragschnüre durchbohrten Knöpfen und Buckeln, seltener mit Henkeln versehen und durch eingerissene Linien oder Tupfeneindrücke verziert. Im Ornament herrscht ein flächenbedeckender Stil: die Muster werden ohne bestimmtes System einfach aneinandergereiht, nicht zur Einteilung der Fläche in Felder oder Hervorhebung der einzelnen Gefässteile benutzt.

Die bandkeramische Kultur erstreckt sich über einen grossen Teil Mittel- und Südeuropas, lässt aber die nordische Steinzeitprovinz unberührt. Eine augenfällige Verwandtschaft der Gefässformen und Ornamente und die Gemeinsamkeit gewisser figürlicher Kultsymbole deuten auf enge Beziehungen zu den östlichen Mittelmeerländern, und dieser Eindruck verstärkt sich, wenn wir in Thüringen und am Rhein, in Mähren und an der unteren Oder neben bandverzierten Gefässen Schmucksachen aus Muschelarten antreffen, die nur einem südlichen Meere entnommen sein können. Wie dieser Zusammenhang zu erklären ist, ob durch blosse Kulturübertragung vom Südosten, wie die einen, ob durch Völkerbewegungen von den Donauländern her, wie andere wollen, mag hier unerörtert bleiben. Für unsere Zwecke genügt es festzustellen, dass die älteste auf schlesischem Boden wahrnehmbare Kultur ihr Antlitz durchaus nach Süden, genauer gesagt, nach Südosten gerichtet hat, und dass mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit die ersten Kolonisten aus dieser Richtung gekommen sind. Aus dem dicht besiedelten Tale der March erreichten sie über die sanfte Schwelle der Mährischen Pforte das fruchtbare Lössland zwischen Oppa und Oder. Dort, bei Troppau und Ratibor, liegen die ältesten Fundplätze. Ihre Keramik zeigt, besonders in den „Pilzgefässen“, weitmündigen Pokalen mit hohem röhren-

förmigem Standfuss, und in der massenhaften Verwendung abgebrochener Henkel als Glätte-Instrumente, die grösste Ähnlichkeit mit der südungarischen und slavonischen. Nach Ungarn weisen auch die zahlreichen Geräte aus Obsidian, dessen nächste Bezugsquelle das Tokayer Bergland ist, und die Form der kupfernen Schmucksachen aus den schon etwas jüngeren Gräbern von Jordansmühl und Woischwitz in Mittelschlesien. Weit darüber hinaus scheint sich die Besiedlung in jener Frühzeit nicht erstreckt zu haben. Aus Niederschlesien und Posen besitzen wir nur vereinzelte hierher gehörige Funde.

Ein ganz anderes Bild gewähren die schlesischen Funde aus dem späteren Abschnitt der jüngeren Steinzeit. Sie liegen hauptsächlich aus Gräbern vor, die in der Art der Anlage und Einrichtung beträchtlich von den bandkeramischen abweichen. Die Männergräber enthalten durchweg Waffen, schön gearbeitete Streitäxte und gemuschelte Feuerstein-Speerspitzen, niemals Geräte der bäuerlichen Bodenbearbeitung oder des sesshaften Handwerks. Die Tongefässe, zumeist aus Frauengräbern, sind von den eben besprochenen, in Form, Herstellungsweise und Dekoration grundverschieden. Statt der freien Deckmuster herrscht ein streng tektonisches Prinzip, das auf Betonung der Gefässgliederung in Hals und Schulter, Ober- und Unterteil berechnet ist. Gern werden die Ornamente durch Schnureindrücke hergestellt, oft auch die eingeschnittenen Vertiefungen mit weisser Farbe ausgefüllt. Von den Behausungen sind nur spärliche und schwache Spuren erhalten. Aus ihnen und der Lage der Gräber geht hervor, dass damals erhöhte, die Gegend beherrschende Stellen als Wohnsitze bevorzugt waren und dass man sich zumeist mit einem leichten Oberbau begnügte.

Der Gegensatz zwischen einer friedlichen, an die Ackerscholle und grundfeste Hütten gebundenen, älteren und einer streitbaren, die Höhen besetzenden, leicht beweglichen, mehr auf Viehzucht und Jagd gestellten jüngeren Bevölkerung offenbart sich nun auch an vielen anderen Punkten Mitteleuropas. Für Österreich-Ungarn hat ihn Hoernes [1]), für Südwestdeutschland hat ihn Schliz [2]) nach-

[1]) M. Hoernes, die neolithische Keramik in Österreich, Jahrbuch d. k. k. Zentral-Kommission, N. F. III. Bd.

[2]) A. Schliz, der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland, Zeitschr. f. Ethnologie 1906.

gewiesen, und nicht minder deutlich tritt er in Bayern und in den sächsisch-thüringischen Ländern hervor. Zwei Ursachen sind dafür denkbar: entweder die Bevölkerung ist dieselbe geblieben, hat aber infolge natürlichen Wachstums und dadurch hervorgerufener Verschiebung der wirtschaftlichen Bedingungen ihre Lebensweise geändert, oder wir haben es mit einem fremden Volke zu tun. Die erste Annahme widerspricht aller Erfahrung, denn die Geschichte kennt zwar manches Beispiel, dass ein unstetes und kriegerisches Volk durch Knappwerden der Nahrung und fortschreitende Zivilisation zur Sesshaftigkeit gebracht worden ist — man denke z. B. an die Magyaren —, der umgekehrte Fall dürfte aber schwer zu belegen sein. Direkt ausgeschlossen wird aber jene Erklärung durch die Tatsache, dass die beiden Siedelungsweisen geraume Zeit nebeneinander bestanden und sich gegenseitig beeinflusst haben. Sehr deutlich zeigt sich dies an der Keramik. Wo die beiden keramischen Gruppen benachbart sind, da wirken sie auch auf einander ein. Es findet ein Austausch von technischen und ornamentalen Elementen statt, und es entstehen neue Mischformen. Ein reiches Beweismaterial hat Schliz dafür angeführt. Ueberzeugender noch wirkt der Umstand, dass in Schlesien mehrfach, sowohl in Gräbern wie auf Wohnplätzen, bandkeramische und „alteuropäische“ Typen zusammen vorgekommen sind.

Wenn sonach nur der Schluss auf eine neue Einwanderung übrig bleibt, so fragt es sich, woher und auf welchem Wege sie erfolgt ist. Dem Thema meiner Arbeit gemäss beschränke ich die Fragestellung auf Schlesien. Aber auch an sich ist es zweckmässig, von einem enger begrenzten Gebiete auszugehen. Gerade unsere Provinz ist dazu vorzüglich geeignet.

Betrachten wir zunächst die Keramik. Obgleich sie der Bandkeramik gegenüber als geschlossene Gruppe wirkt, so ist doch innerhalb derselben eine chronologische Entwicklung wohl erkennbar. Sie äussert sich unter anderem in der allmählichen Abschleifung der Formen, in dem Ersatz der Schnureindrücke durch Schnittlinien, in dem Verarmen und endlich völligen Versiegen des Ornaments und findet ihren vorläufigen Abschluss in der frühen Bronzezeit, welche die jungneolithischen Gefässtypen beinahe vollzählig, aber in mehr oder minder starker Umbildung vereinigt. Ausserhalb Schlesiens stossen wir auf verwandte Erscheinungen einerseits in nordwestlicher Richtung, namentlich längs des Unterlaufs der

Oder, in Brandenburg und Pommern, anderseits in der spätneolithischen und früh-bronzezeitlichen Keramik Böhmens und Mährens. In der Art dieser Analogieen besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied. Die Ähnlichkeit mit den nördlichen Formen ist am grössten bei den Typen, die wir für die ältesten halten müssen. Bei einzelnen geht sie bis zur absoluten Übereinstimmung. Sie wird um so geringer, je mehr wir uns dem Ende der Periode nähern, und hört in der Bronzezeit gänzlich auf. Umgekehrt weisen die ältesten schlesischen Typen mit den böhmisch-mährischen Funden kaum nennenswerte Berührungen auf. Erst in der Übergangskeramik beginnt die Verwandtschaft deutlicher zu werden, um sich in der ersten Periode der Bronzezeit bis zur Identität der Formen zu steigern. Es liegt auf der Hand, dass dieses Verhältnis nur eine befriedigende Deutung zulässt: die Grundformen sind von Nordwesten her eingeführt und haben sich nach einer gewissen Dauer weiter südwärts fortgepflanzt.

Am klarsten wird der Zusammenhang bei einigen spezifisch nordischen Gefässgattungen. Dazu zählen z. B. rundbauchige und enghalsige Fläschchen mit einem weit vorspringenden Ringe („Kragen") um den Hals, ferner Vasen und Schüsseln mit trichterförmig erweitertem Oberteil und die etwas jüngeren blumentopfförmigen Becher, deren obere Hälfte durch umlaufende Schnureindrücke oder wechselnde Lagen tiefer Schrägschnitte verziert ist. Ihre Heimat ist das nordwestliche Deutschland und Dänemark. Dort liegen sie in grossen Reihen und mannigfachen Abstufungen vor. Im Osten erscheinen sie vereinzelt und unvermittelt, jenseits des Grenzgebirges fehlen sie ganz. Es ist gewiss kein Zufall, dass in einem Jordansmühler Grabe, das auch in seiner Anlage den jütländischen „Einzelgräbern" völlig glich, drei schön gearbeitete Bernsteinringe mit Trichterbechern und Kragenflaschen zusammen gefunden worden sind.

Ebenso steht es mit den Steingeräten. Die vierkantigen Beile mit dickem Nacken sind im Norden nach und nach aus den dünnnackigen hervorgegangen. Beide Arten sind dort durch tausende von Stücken vertreten, und der Übergang ist so unmerklich, dass es schwer zu sagen wäre, wo eigentlich die Veränderung anfängt. In Schlesien und erst recht in den südlichen Nachbarländern sind die älteren Formen beinahe unbekannt. Die dicknackigen Beile sind mit einem Male da, und ihre Zahl nimmt nach Süden zu be-

ständig ab. Die häufigste Art von durchbohrten Streitäxten, eine Form, die für eigentümlich schlesisch gilt, steht einer jütischen ausserordentlich nahe. In Jütland aber bildet sie das Endglied einer langen Reihe von Variationen, die von der groben Arbeitsaxt zur eleganten Prunkwaffe hinüberleiten. Bei uns tritt sie gleich fertig und formvollendet auf und die Entwicklung beginnt erst mit der Entartung. Fügen wir hinzu, dass eine nicht unbedeutende Anzahl durch ihre Grösse ausgezeichneter Feuersteingeräte: Beile, Dolche, Speerspitzen und Messer, schon wegen des Rohstoffes sicher vom Norden importiert sind, so darf man wohl sagen, dass dort alle Fäden der Erklärung zusammenlaufen.

Entscheidend aber ist, dass in der nordischen Steinzeitprovinz, und zwar nur in dieser, auch die allgemeinen Voraussetzungen für die Entstehung der jung-neolithischen Kultur Schlesiens und vielleicht Mitteleuropas überhaupt in vollem Masse erfüllt sind. Sie ist das einzige in Betracht kommende Gebiet, wo von jenem Gegensatze zweier Bevölkerungsschichten nichts zu verspüren ist, wo von jeher ein Volk gelebt hat, dessen wehrhafter Sinn offenkundig zu Tage tritt in dem überwältigenden Reichtum an Waffen aller Altersstufen und in ihrer regelmässigen Verwendung zur Aussteuer der Toten. Und wenn wir daran denken, dass der Norden in geschichtlichen Zeiten, von den Zügen der Kimbern und Teutonen bis zu denen der Normannen der Ausgangspunkt so mancher grossen Völkerbewegung gewesen ist, so hat es nichts befremdliches, dass sich in grauer Vorzeit schon einmal ein ähnliches Ereignis abgespielt hat[1]).

Wie die Besitznahme des Landes vor sich gegangen ist, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis. Jedoch sind, wie erwähnt, Anzeichen vorhanden, dass die beiden Bevölkerungen eine Zeitlang friedlich beisammen gewohnt und von einander gelernt haben. Schliesslich aber hört dieser Dualismus auf, und es entsteht eine neue Kultur, die sich mehr und mehr von den nordischen Einflüssen befreit und in ihren sozialen Verhältnissen und geographischen Beziehungen der alt-neolithischen wieder ähnlich wird. Der Gedanke liegt nahe, dass eine Verschmelzung der beiden Elemente

[1]) Eine eingehende, durch Abbildungen erläuterte Darstellung der Steinzeit in Schlesien wird im Archiv für Anthropologie veröffentlicht. Der erste Teil ist 1906 (Neue Folge, Bd. V) erschienen.

eingetreten ist, und dass das einheimische vermöge seiner grösseren Menschenzahl das fremde aufgesogen hat. Vielleicht wurde es auch durch Zuzug von Stammesgenossen verstärkt. Ein Bevölkerungswechsel hat indes während der mehr als tausendjährigen Dauer des Bronzealters und in der ältesten Eisenzeit keinesfalls stattgefunden. Trotz des Überganges vom Stein zur Bronze, von der Bronze zum Eisen, von der Beerdigung zur Verbrennung, geht die Entwicklung ganz allmählich vor sich. Ansiedelungen und Begräbnisplätze, die vom Anfang bis zum Ende dieses Zeitraums ununterbrochen in Benutzung gestanden haben, sind keine Seltenheit, und in der Altersfolge der Gerätformen reihen sich die Typen wie die Glieder einer Kette aneinander an. Deutlich kann man beobachten, wie die Volkszahl wächst, wie ein Landstrich nach dem andern besiedelt wird. In keiner Zeit des Altertums ist Schlesien so dicht bewohnt gewesen, wie in der ersten Hälfte des Jahrtausends v. Chr. Zeugnis davon geben die vielen hunderte von Friedhöfen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet und deren Gräber sich zuweilen auf tausende beziffern. Diese eigenartigen Begräbnisplätze mit Urnen dicht unter dem Boden und zahlreichen Beigefässen rings herum erstrecken sich über einen weiten Kreis, der den grössten Teil von Posen, das südliche Brandenburg, die sächsisch-thüringischen Länder bis zur Saale und Elbe, das nordöstliche Böhmen, Mähren, Westgalizien und den westlichen Teil von Russisch-Polen umfasst. Nach Süden zu ist keine scharfe Grenze erkennbar. Die Urnenfriedhöfe ziehen sich über die mittleren österreichischen und die Alpenländer bis nach Norditalien hin, und die durch sie vertretene Kultur hat auf der ganzen Strecke bei aller lokalen Verschiedenheit doch ein sehr einheitliches Gepräge. Der Schwerpunkt lag durchaus im Süden. Dorthin weisen die eingeführten Bronzegefässe und Schmucksachen, dort finden wir die Vorbilder der im Inlande gefertigten Geräte und Tongefässe. Die keramischen Erzeugnisse sind besonders in Schlesien und Posen ungemein mannigfach und zierlich; viele sind geradezu als Kunstwerke und Nippsachen behandelt, mit figürlichem Schmuck oder bunter Bemalung versehen. Auffallend ist der Mangel an Waffen sowohl in den Gräbern wie in den vergrabenen Schatz- oder Depotfunden. Nur Speerspitzen kommen öfters vor, doch sind sie nach ihrer Kleinheit eher zur Jagd, als zu ernstem Kampfe bestimmt gewesen. Von Bronzeschwertern sind aus Schlesien ins-

gesamt nicht mehr als vier bekannt. Die Bedeutung dieses Umstandes springt in die Augen, wenn man die ungeheure Menge von Bronzeschwertern im Norden damit vergleicht. Allein das Kopenhagener Museum enthält ihrer über 1200 Stück, und nicht viel weniger dürften in Stockholm vorhanden sein.

Doch ist dies nur einer der vielen Züge, wodurch sich das nordisch-germanische Gebiet von dem der Urnenfriedhöfe trennt. Von den einfachsten Gerätformen bis zu den religiösen Gebräuchen ist alles so verschieden, wie es bei der nachbarlichen Lage und gemeinsamen Grundkultur nur möglich ist. Bei solchen Gegensätzen ist eine nähere Stammverwandtschaft ausgeschlossen. Das Volk der Urnenfriedhöfe hat mit den Germanen nichts zu tun. Zu noch grösserem Widersinne führt freilich seine Verknüpfung mit den Slawen. Denn es müsste dann bei diesen in der Folgezeit ohne sichtbare Ursache ein Kultur-Rückschritt eingetreten sein, wie er in der Geschichte ohne Beispiel ist. Eher könnte man an Kelten denken, welche schon die frühsten Nachrichten in Böhmen, Mähren und Ungarn kennen und für deren alte Ansässigkeit im Osten die Ortsnamenforschung viele Gründe anzuführen hat[1]). Doch stehen auch dieser Gleichsetzung vom archäologischen Standpunkt die schwersten Bedenken entgegen.

Am meisten für sich hat noch die Vermutung einer Verwandtschaft mit der grossen, die Donauländer erfüllenden Völkergruppe der Thraker, die mit ihrer nördlichen dakischen Abteilung zeitweilig bis über die Karpathen hinübergriffen. Nach einem jener Gebirgsstämme hat Kossinna für die Urnenfriedhof-Leute die Benennung Karpodaken (Karpathen-Daken) vorgeschlagen. Auch dieser Name ist rein hypothetisch, er widerspricht aber wenigstens keiner bekannten Tatsache.

Die jüngeren Urnenfriedhöfe fallen in die Blütezeit der Hallstattkultur. Diese wird in Mitteleuropa abgelöst durch die La Tènekultur, deren Aufkommen mit der Begründung der Keltenherrschaft im fünften Jahrhundert zusammenhängt. Nun ist es merkwürdig, dass kein Urnenfriedhof jenen Wechsel überdauert hat. Es lassen sich nur unbedeutende Anzeichen vom Eindringen einer neuen Formenwelt feststellen, gerade genug, um deutlich zu

---

[1]) Otto Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme, Strassburg 1899, S. 42 ff.

erkennen, wo die Entwicklung abbricht. Spätestens vom vierten Jahrhundert ab muss man aufgehört haben, die Gräberfelder zu beschicken.

Was an ihre Stelle tritt, ist sehr verschiedenartig. Im südlichen Teile Oberschlesiens und auf der linken Oderseite Mittelschlesiens sind öfters einzelne oder kleine Gruppen von Gräbern mit unverbrannten Leichen aufgedeckt worden, die ausgestreckt, mit dem Kopfe nach Norden lagen und mit reichem Körperschmuck, von Hals-, Arm- und Beinringen, Brustketten und Fibeln im Stile der Früh-La Tènezeit angetan waren. Am Fussende stand in der Regel ein weitmündiger unverzierter Topf. Die Gräber gleichen in jeder Beziehung den älteren La Tènegräbern in Mähren, Böhmen, Süddeutschland, der Schweiz, Oberitalien und der Champagne, kurz aller Länder, wo damals gallische Völkerschaften gewohnt haben. Anderwärts, z. B. in Norddeutschland, sind sie unbekannt. Zwei kleine Züge verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Die Tongefässe sowohl der Urnenfriedhöfe wie der sogleich zu erwähnenden germanischen Hallstatt- und La Tènegräber sind sämtlich aus freier Hand geformt. In jenen Skelettgräbern beobachten wir nun zum ersten Male auf schlesischem Boden mit Hilfe der Drehscheibe angefertigte Arbeiten. Aber die neue Errungenschaft ist von kurzer Dauer. Sie verschwindet mit den Skelettgräbern, und noch ein halbes Jahrtausend später arbeitet man in Schlesien nach der alten Weise. Der Gebrauch der Drehscheibe war den Galliern im Verkehr mit den griechischen Kolonien in Südfrankreich vertraut geworden. Die Germanen lernten ihn erst durch die Römer kennen.

Die andere Eigentümlichkeit betrifft die Verarbeitung kohleartiger Stoffe zu Schmucksachen, besonders Armringen. Sie ist eine ausschliesslich keltische Sitte. Im Westen gebrauchte man dazu den Gagat (Pechkohle), der in Württemberg noch heute zur Herstellung von Galanteriewaren verwendet wird. Die böhmischen Gallier schufen sich dafür einen Ersatz in dem einheimischen Lignit. Da solche Ringe in den am reichsten ausgestatteten Gräbern zu liegen pflegen, so hat man in ihnen ein Abzeichen vornehmen Standes vermutet. Auch in diesem Brauche stimmen die schlesischen Funde mit denen der Keltenländer überein.

Nach alledem ist man berechtigt, sie für echte Keltengräber anzusehen, nur wird man wegen ihres zerstreuten und wenig zahl-

reichen Vorkommens nicht an eine Einwanderung grösserer Volksmassen, sondern an vereinzelte Vorstösse der jenseitigen Stämme zu denken haben. Das Vordringen der Germanen mag ihnen bald ein Ziel gesetzt haben. Schon die mittlere La Tèneperiode weist keine Gräber dieser Art mehr auf.

Noch bevor die Kelten den Gebirgsrand überschritten hatten, nämlich am Ausgang der Hallstattperiode, finden wir im nördlichen Teile der Provinz, in den Kreisen Freistadt, Sprottau, Glogau und auf dem rechten Oderufer Mittelschlesiens durch unterirdische Steinkisten oder Steinhügel geschützte Brandgräber. Die Grabgefässe haben einfache und wenig abwechselungsreiche Formen und sind meist unverziert. Manche aber sind durch Anbringung von Nase, Augen und Ohren gesichtsähnlich gestaltet und mit einem hut- oder mützenförmigen Deckel versehen. Die Heimat dieser in ihrer Art einzigen Gefässe ist Westpreussen, speziell die Pommerellen genannte Gegend westlich der Weichselmündung. Seltener und im allgemeinen etwas jünger sind sie in Posen. Ihre südlichste Grenze bezeichnen die schlesischen Funde. Ebenso reichen die Steinkisten nicht weiter hinab. Doch sind sie im ganzen Norden die gewöhnliche Grabform der jüngeren Bronzezeit.

Eine andere Art von Gräbern, die schon mit vorgeschrittenen La Tènetypen auftritt, stellen die Brandgruben dar. Damals wurden nicht mehr die Reste des Toten behutsam in einer Urne gesammelt, sondern alle Rückstände des Scheiterhaufens, Asche und Kohle, verbrannte Gebeine, Waffen, Schmuck und zerbrochenes Tongeschirr regellos in eine kleine Grube geschüttet. Die Männergräber sind stets mit einer kriegerischen Ausrüstung bedacht. Mächtige Eisenschwerter mit gut geschmiedeten Scheiden, grosse, oft kunstvoll geätzte Lanzenspitzen, kräftige Schildbeschläge, zuweilen auch Pferdegeschirr werden häufig darin gefunden. Fast immer hat man Schwert und Speereisen vor der Beisetzung krumm gebogen oder zusammengerollt. Auch hier können wir den Bestattungsbrauch in beständiger Ausdehnung durch Ostdeutschland hindurch bis nach Skandinavien verfolgen. So hat Vedel auf der Insel Bornholm über dritthalbtausend Brandgräber untersucht, die vom Beginn der Eisenzeit bis in die Völkerwanderungszeit reichten. Das von Anger beschriebene Gräberfeld von Rondsen bei Graudenz zählte an 900 Fundstellen aus der jüngeren La Tène- und älteren römischen Zeit. Die Altertümer sind überall von derselben Art.

Z. B. sehen die Tongefässe in Bornholm und Westpreussen den schlesischen manchmal zum Verwechseln ähnlich, und das bei keineswegs naheliegenden oder allgemein verbreiteten Formen. Wieder zwingen die Fundverhältnisse zur Annahme einer völkischen Verwandtschaft, und wieder stellen sich die schlesischen Funde nur als Ausläufer eines ausserhalb gelegenen Entwicklungs-Zentrums dar. Diesmal ist das Stammland an der Ostseeküste zu suchen. Der Landstrich zwischen unterer Oder und Weichsel rechnet zwar nicht zum urgermanischen Besitz. Er ist jedoch schon im jüngeren Bronzealter darin einbezogen worden. Von dort müssen, wie alle Ostgermanen, auch die Wandalen ausgegangen sein. Noch Plinius und Tacitus wenden die Bezeichnung Vandili auf die gesamte Stammesgruppe an, und es entspricht ganz den archäologischen Tatsachen, wenn wir als nördliche Grenznachbaren der schlesischen Wandalen im ersten Jahrhundert n. Chr. die Burgunden finden, deren Name von ihrer alten Heimat Bornholm, altnordisch Borgundarholmer, d. i. die Insel Borgund (Hochland), hergeleitet ist.

Dass die zuletzt beschriebenen Gräber von den unmittelbaren Vorfahren der nachchristlichen Bevölkerung stammen, wird übrigens auch durch die Fortdauer der Begräbnisweise und den allmählichen Übergang der Typen in die der römischen Zeit bewiesen. Im Hinblick auf die früher gemachten Bemerkungen sei betont, dass fortan bis zur Völkerwanderung ein völliger Gleichlauf der Entwicklung mit den übrigen freigermanischen Ländern, insbesondere mit dem Norden herrscht. Die vorgetragene Auffassung der älteren Zustände erhält dadurch eine neue Stütze.

Es bleibt noch die Frage offen, was aus der Bevölkerung der Urnenfriedhöfe geworden ist. Wir haben darauf keine Antwort. Indessen deutet deren plötzliches Aufhören, das mit dem Vordringen der Germanen von der einen, der Kelten von der anderen Seite zeitlich zusammentrifft, jedenfalls darauf, dass diesmal keine friedliche Auseinandersetzung stattgefunden hat. Der Bruch mit der Vergangenheit ist vollständig. Die alte, so überaus zahlreiche Bewohnerschaft scheint wie ausgetilgt. Bedenkt man, mit welcher Leichtigkeit barbarische Völker selbst aus geringem Anlass ihre Wohnsitze zu wechseln pflegen, so wird man für wahrscheinlich halten, dass auch jenes unbekannte Urvolk sich seinen Bedrängern durch Auswanderung in damals noch nicht bedrohte Gegenden entzogen hat.

Vielleicht gelingt es einmal, seine Spuren aufzufinden. Noch stehen wir ja erst am Anfang einer planmässigen Bodenforschung. Welche ungeahnte Erweiterung des Gesichtskreises auf diesem Wege möglich ist, das haben uns die Ausgrabungen Schliemanns und kürzlich wieder die auf Kreta gezeigt. Hier müssen wir uns mit bescheideneren Ergebnissen begnügen. Aber hoffentlich hat der Leser den Eindruck, dass auch bei uns die Arbeit nicht umsonst gewesen ist.

# Serbische Volkslieder insbesondere serbische Volksepik.

Von Dr. W. Nehring.

Mit dem Begriffe der slavischen Volkslieder verbindet man, wie im allgemeinen bekannt, die Vorstellung von kunstlosem Ausdruck der Freude oder des Schmerzes über gewöhnliche oder aussergewöhnliche Begebenheiten und Erscheinungen des Lebens; man trifft auch das Richtige, wenn man meint, dass die slavischen Volkslieder etwas Zartes, Inniges, Gefühlvolles, Unmittelbares haben, man möchte sagen etwas Naturwüchsiges. Bei uns weiss man auch, dass die slavischen Volkslieder, wenn sie nicht der Freude über naheliegende glückliche Familien- oder persönliche Herzensangelegenheiten Ausdruck geben, sehr leicht ins elegische, in einen traurigen, wehmütigen Ton verfallen, und dies ist auch die hervorstechendste Eigenschaft der slavischen volkstümlichen Sangespoesie überhaupt. Wer einmal in die Lage gekommen ist, in Russland oder Serbien den Volksliedern zu lauschen, dem wird dieser Ton aufgefallen sein; und auch in unseren Gegenden klingt das slavische Volkslied klagend in Ohr und Gemüt. Eine Ausnahme machen die polnischen Lieder mit ihrem bewegten Rhythmus, wie er sich in den Krakowiaki und den Masurkas äussert; wenngleich nun auch in diesen der wehmütige Grundton durchbricht (man braucht nur auf die Masurkas von Chopin hinzuweisen, wenigstens auf einzelne Teile derselben) so sind doch im allgemeinen die slavischen Volksmelodien traurig gehalten. Die Erklärung dafür liegt in den politischen und sozialen Verhältnissen. Dies alles darf als bekannt vorausgesetzt werden. In den folgenden Ausführungen

möchte ich aber auf ein Gebiet des slavischen Volksliedes aufmerksam machen, welches hierorts wenig bekannt ist, nämlich auf die serbische Volksepik. Man hat bei uns gewöhnlich, wenn man von slavischen Volksliedern spricht, lyrische im Sinn, mit dem schon erwähnten traurigen Charakter der Ergebung und Hoffnungslosigkeit. Anders ist es in der Volksepik, insbesondere, soweit ihr Inhalt in Betracht kommt. Wiederholt habe ich in den Abhandlungen über die Volkslieder der Slovenen und die russischen Byliny darauf hingewiesen, dass nicht alle slavischen Völker eine Volksepik besitzen, dass vielmehr nur die Serben, Bulgaren und Russen Heldenlieder singen. Es ist eine müssige Behauptung, dass die Westslaven einst wohl Volksepik gehabt, sie aber im Laufe der Jahrhunderte verloren haben; wir wissen nichts davon. Die Czechen und die Polen sind im Mittelalter weit mehr Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer westlichen Nachbarn gewesen, als etwa die Serben und Russen; hätte bei den Westslaven die Volksepik geblüht, so wäre das von den zahlreichen Fremden, vornehmlich Deutschen, welche ins Land kamen, sicher bemerkt worden. Zudem steht fest, dass historische Lieder nicht bloss bei den Czechen, sondern auch den Polen erklangen, so z. B. das verloren gegangene Lied von der Herzogin von Masovien, Ludmilla, einer geborenen Prinzessin von Münsterberg, im 14. Jahrhundert, welche wegen Verdachts der Untreue auf Geheiss ihres Gemahls erdrosselt wurde. Die Kunde von diesem Ereignis ward in Sage und Lied weitergetragen und später von Shakespeare in den Inhalt des „Wintermärchen" verwoben. Aber weder die czechischen noch die polnischen historischen Lieder schlossen sich zu epischen Zyklen zusammen, sie waren mehr ein literarisches Erzeugnis.

Was nun die serbische Volkspoesie betrifft, so muss in die gegenwärtigen Ausführungen auch die Volkslyrik einbezogen werden. In dem fast unübersehbaren Reichtum der serbischen Volksdichtung unterscheidet man Frauen- und Heldenlieder. Der Unterschied fällt nicht mit lyrisch und episch zusammen. Unter den Frauenliedern (pjesme ženske) versteht man Lieder, welche Frauen gelten oder auch von Frauen gesungen werden können, wenngleich sie epischen Inhalts sind; selbstverständlich sind die lyrischen Lieder alle Frauenlieder; Heldenlieder (pjesme junačke) sind epische Lieder, welche Heldentaten besingen, Helden preisen und nur von Männern unter Begleitung eines primitiven musikalischen Instru-

mentes, der Gusle, gesungen oder vielmehr halb deklamierend halb rezitierend vorgetragen werden. Diese Gusle ist eine Art Geige, bestehend aus zwei Teilen, einem kürbisartig ausgehöhlten Körper, der mit einer feinen durchlöcherten Tierblase überzogen ist, und einem langen Halse, der oben mit dem Kopf eines Schwanes, eines Hirsches oder eines anderen Tieres geschmückt ist; über das Ganze ist eine einzige Saite gespannt, und diese streicht der Sänger mit einem einfachen Bogen, indem er sitzend die Geige auf dem Schoss hält und ihren Hals auf die linke Schulter stützt. Eine solche Gusle befindet sich in jedem serbischen Hause. Wenn z. B. ein Gast ins Haus kommt, so reicht der Hauswirt ihm die Gusle hin, mit der Bitte, ein Lied zu singen: razgovorite nas (erfreut uns mit Gesang!); wird sie abgelehnt, was ja wohl jeder Fremde dankend tut, so setzt sich der Hauswirt hin und trägt Heldenlieder vor, in dem bekannten wehmütigen Tone.

Die Lieder erklingen bei allen möglichen Gelegenheiten: auf dem Felde bei der Arbeit, bei Familien- und Volksfesten, besonders aber beim Kolotanz. Das serbische Kolo ist ein eigenartiges Spiel, das mit unserem Tanz nur entfernte Ähnlichkeit hat. Die Aufstellungsform ist der Kreis (Kolo), aber dieser löst sich in Teile oder in Paare auf, und dann werden unter der Führung des Tanzführers (Kolovodja) Figuren gebildet, welche lebhaft an unsere Kotillon- oder Mazurkafiguren erinnern. Oft gibt es, wenn der Kreis sich schliesst, auch bunte Reihe, doch der Bursch fasst nicht seine Nachbarin an der Hand, sondern an dem Taschentuch, das sich das Mädchen am Gürtel befestigt; die Mädchen aber reichen sich die Hände nach rechts und links vor den Burschen; der dadurch fest geschlossene Kreis setzt sich gewöhnlich in der Weise in Bewegung, dass die fröhliche Gesellschaft einen Schritt nach rechts und zwei nach links tut, wobei die Burschen kampfartige Bewegungen nachahmen, die Mädchen aber den ganzen Körper schütteln. Die vielen Silber- und Goldmünzen, mit denen sie sich den Kopf, den Hals und die Brust schmücken, erklingen dabei, und dazu rufen die Burschen cika, caka; dann steigt ein Lied, die Bewegungen werden beschleunigt, schliesslich folgen Figuren verschiedenster Art. Unter den Familienfesten, bei welchen Lieder gesungen werden, nenne ich vornehmlich das Slavafest (Krstno ime). Die serbische Familie betrachtet sich nicht bloss verwandtschaftlich, sondern auch rechtlich als eine Einheit, d. h. in Gegenden,

in die die höhere Kultur noch nicht eingedrungen ist, leben die Familienglieder alle beisammen als Hausgemeinschaft (zadruga), mit einem starêšina an der Spitze, der sie nach aussen vertritt, die Arbeit verteilt und alles anordnet. Eigentum an Grund und Boden, an Vieh und an Erträgen der Arbeit sind gemeinschaftlich, gemeinsam auch die Mahlzeiten; indes ist jeder Einzelfamilie gestattet, ihr peculium zu besitzen und auch für sich eine besondere Wohnung zu haben, die sich an das Haupthaus anschliesst. Die Gemeinschaft hat einen Heiligen zum Schutzpatron, und an dessen Tage versammeln sich alle Mitglieder der Zadruga zu einem gemeinsamen Familienfeste, zu dem Nachbarn eingeladen werden, und das durch Spiele, Lied und Kolotanz gefeiert wird. Eine andere Gelegenheit ist das Ernten (môba eigtl. mol'ba die Bitte, weil Nachbarn zur Mitarbeit gebeten werden). Auch zu Hause werden in stillen Stunden Lieder gesungen, mit Begleitung der Gusle, wie schon bemerkt. Es gibt ferner Volkssänger, wandernde Sänger, welche von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf u. s. w. ziehen und ihre Lieder zum besten geben. Das Gedächtnis dieser gewerbsmässigen Sänger ist erstaunlich. In neuerer Zeit trat in Agram ein solcher Sänger Kolak-Kolaković auf, dem man etwa 47000 Verse nachgeschrieben hat, und noch war er mit seinem Stoffe nicht zu Ende. Wohl bestellt auch war es um das Gedächtnis des Volkssängers, der dem bekannten Sammler Wuk Stephanowitsch Karadschitsch die meisten Lieder vorsang, Teschan Podrugowitsch (der „Anderthalbe", wegen seiner Riesenfigur so genannt).

Jahrhundertelang blieb das serbische Heldenlied für das gebildete Europa ein verborgener Schatz; zwar reichen unsere Nachrichten über die serbischen Heldenlieder, wenn wir das Zeugnis des Gregoras Nikephoros von dem Absingen der *Κλέα ἀνδρῶν* gelten lassen, in das 14. Jahrhundert zurück, aber erst im vorigen Jahrhundert ist die Kunde davon — und zwar mit fast elementarer Gewalt — in die Öffentlichkeit gedrungen.

An dieser Stelle soll nun nur von serbischer Volksepik die Rede sein. Auch die Kroaten nämlich schreiben sich volkstümliche Heldenlieder zu, und kein geringerer als Miklosich hat das als berechtigt anerkannt, indem er in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften, historisch-philologische Kl. 1892, aus drei Handschriften kroatische Heldengedichte in dem Metrum der Langzeile veröffentlichte. Im Grunde aber sind Kroaten und

Serben ein Volk, und es gibt nur eine serbisch-kroatische Sprache, wenn auch mit verschiedenen Dialekten. Die Unterschiede zwischen den beiden Bruderstämmen sind vorwiegend kultureller Natur, denn die Serben gehören der griechisch-orthodoxen Kirche und Kultur an, die Kroaten der lateinischen. Dieses Unterschiedes ist sich das Volk wohl bewusst: so oft der bekannte russische (Wander-) gelehrte Hilferding einen Kroaten fragte, ob er ein Serbe sei, erhielt er die Antwort: u nas neima nijednoga Serbina mismo svi Latini (bei uns gibt es keine Serben, wir sind alle Lateiner). Auch bei den Kroaten wurden einst Heldenlieder gesungen, aber diese waren aus Serbien eingewandert mit den zahlreichen vornehmen serbischen Familien, welche vor dem türkischen Druck nach dem Westen, nach Kroatien und Dalmatien zogen.

Es kann somit nur von serbischen Heldenliedern die Rede sein. Der erste, der serbische Volkslieder systematisch sammelte, war Wuk Stephanowitsch Karadschitsch (Wolf Stephanssohn Schwarzpilger). Es war ein hochbedeutsames Ereignis, als dieser serbische Patriot und Gelehrte im Jahre 1814 und 1815 die erste Sammlung serbischer Volkslieder, darunter auch Heldenlieder unter dem Titel Mala srpska pjesmarica veröffentlichte. Ich nannte ihn einen Gelehrten, denn obgleich er, ein Bauernsohn aus dem Dorfe Tiržić, nicht studiert hatte, so machte er sich durch die Veröffentlichung der serbischen Volkslieder, der serbischen Sprichwörter, der serbischen Grammatik und des serbisch-lateinischen Wörterbuches u. a. so sehr verdient, dass er von verschiedenen Akademien und Universitäten gefeiert und von der philosophischen Fakultät der Universität Jena zum doctor honoris causa promoviert wurde. Ein Zufall führte ihn zu den gelehrten Arbeiten. Nach Misserfolgen des serbischen Aufstandes unter Kara Gjordje ging er 1814 nach Wien und schrieb einen Aufsatz in serbischer Sprache über ihre Ursachen; der damalige Zensor, der Slavist Kopitar, war so sehr überrascht von der Schönheit der Sprache, dass er ihm näher trat und ihn veranlasste, serbische Volkslieder zu veröffentlichen. Die serbische Volkssprache war bis dahin niemals literarisch verwertet worden; die Gelehrten schrieben das verknöcherte kirchenslavische Idiom, das sie aus russischen Büchern lernten, die Volkssprache aber galt als die Sprache der Bauern und Sauhirten. Ermutigt durch Zureden von einer solchen Autorität, wie Kopitar, schrieb er viele serbische Volkslieder auf, veröffentlichte sie in der denkbar

günstigsten Zeit während des Wiener Kongresses, — und der Erfolg war über alle Erwartung gross. Deutsche Gelehrte, wie Jac. Grimm, A. W. Schlegel und Goethe, waren entzückt von der Schönheit der Lieder und sprachen sich anerkennend aus nicht bloss über Wuk den Sammler, sondern auch über das serbische Volk; Grimm sagte in einer Rezension u. a.: „ein Volk, welches so dichtet, verdient frei und selbständig zu werden". Der Sammler besuchte jetzt wiederholt die serbisch-kroatischen Länder und sammelte unzählige neue Lieder, darunter herrliche Heldenlieder, die er dann herausgab in vier Bänden 1823 bis 1833, und dann in sechs Bänden 1841 ff.; die zwei letzten Bände erschienen nach dem Tode Wuks († 1865), besorgt von seiner Tochter Wilhelmine.

Wuk war nicht der erste, welcher serbische Volkslieder veröffentlichte, schon 1774 tat es der Abbate Fortis in seinem Viaggio in Dalmazia, indem er hier drei Lieder mitteilte, darunter auch das bekannte Lied von der Frau des Hasan Aga, das ja Goethe 1775 ins Deutsche übersetzt hat. Aber Wuk war der erste, systematische Sammler. Eine herrliche Sammlung veröffentlichte in deutscher poetischer Übersetzung Talvj (Therese Adolphe Luise von Jacob) in zwei Bändchen 1825 und 1826 unter dem Titel „Volkslieder der Serben", wodurch diese zum Gemeingut der Deutschen wurden. Sie war die Tochter des Professor von Jacob in Halle; sie war mit der russischen Sprache und Literatur bekannt geworden, als ihr Vater nach Charkow berufen war, und hatte auch serbisch gelernt; sie übersetzte trefflich. Goethe hat diese Ausgabe mit der grössten Anerkennung in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1826 begrüsst und es als eine glückliche Fügung bezeichnet, dass die Übersetzung in „frauenzimmerliche Hände gefallen sei, denn genau besehen, stechen die serbischen Zustände, Sitten, Denk- und Handlungsweise so weit von uns ab, dass es doch einer Art von Einschmeicheln bedurfte, um sie gangbar zu machen"; er beglückwünschte die Talvj zu der Übersetzung und forderte alle Gebildeten auf, sie zu lesen. Es bedurfte kaum dieser Aufforderung, denn die zwei Bändchen „Serbische Volkslieder" fanden rasch ihren Weg in die Bibliotheken und Herzen unzähliger Leute. (Vgl. Cjurčin, Das serbische Volkslied 1906.)

Noch für eine andere Sammlung hat sich Goethe interessiert, nämlich zwei Bände serbischer Lieder ins Deutsche übersetzt von

Wilh. Gerhard 1828 unter dem Titel Wila [1]), die zweite Ausgabe von 1877 unter dem Titel „Gesänge der Serben“ wurde lange nach dem Tode Gerhards besorgt von dem bekannten Schriftsteller Dr. Karl Braun und dem ersten Reichstagspräsidenten Eduard Simson gewidmet. Gerhard war früher Kaufmann, später Privatmann in Leipzig; er ist bekannt geworden als Dichter, unter anderem durch das Lied „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet“; mit ihm stand Goethe in lebhaftem Verkehr, er hob seinen 1820 geborenen Sohn aus der Taufe, „mit der schönsten Frau Leipzigs“, einer Frau Reichenbach. Die Sammlung serbischer Lieder von Gerhard hatte ihren besonderen Wert dadurch, dass er nicht bloss aus Wuk übersetzte, sondern auch aus einer damals nicht bekannten, jetzt sehr in den Vordergrund getretenen Sammlung von Milutinovič. Dieser Mann, der eine gelehrte Bildung genossen und auf seinen Wanderungen durch Bosnien, Serbien, Rumänien u. s. w. ein viel bewegtes Leben geführt hatte, als Geheimschreiber von Miloš Obrenovič, als Kaufmann, Schulmeister, selbst als Haiduk u. s. w., kam 1825 nach Leipzig, wurde mit Gerhard bekannt und befreundet, und lieferte ihm Material zu seinen Übersetzungen, die Goethe lobend anzeigte. Freilich waren im Anhang auch angeführt Übersetzungen aus einer französischen Publikation des bekannten Schriftstellers Mérimée, welche aber Goethe als „einen geistreichen Scherz“ entlarvte, weil Mérimée selbst die Lieder verfasst hat. Noch eine Übersetzerin sei erwähnt, Ida von Dühringsfeld, unsere schlesische Landmännin, geb. 1815 in Militsch. Sie war die Gemahlin des Baron von Reinsberg und ist bekannt durch ihre schriftstellerische Tätigkeit, an der auch ihr Ehemann teilnahm. Sie stand mit Wuk in brieflichem Verkehr, lernte ihn auch gegen 1850 in Wien persönlich kennen, und setzte ihm nach seinem Tode 1865 in einem Nekrolog im Magazin für die Literatur des Auslandes ein ehrenvolles Denkmal. Bald nach der Vermählung hielt sich das deutsche Schriftstellerpaar Baron v. Reinsberg und seine Frau zwei Jahre lang in Dalmatien auf: in Zara, Spalato, Ragusa u. s. w.; denkwürdig bleibt das Buch: „Aus Dalmatien“ 1857, und ihr Erstlingsroman „Niko Veliki“, der in Al. Dumas' Roman „Die drei Musketiere“ aufgenommen ist. Ein Arzt Telilazić versprach ihr Volkslieder, die er einem serbischen Arbeiter in Sebenico wollte

[1]) Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand XLVI S. 334 ff.

abgelauscht haben; als sie sie nach langem Warten endlich erhielt, dauerte ihre Freude nicht lange, denn sie überzeugte sich, dass es nur Versionen bekannter Wuk'scher Lieder waren. Späterhin schenkte ihr Sime Ljubić ein Manuskript mit Volksliedern, und aus diesem Hefte übersetzte sie viele vortreffliche Lieder in ihrem Buche „Aus Dalmatien".

Auf andere, sehr zahlreiche Liedersammlungen kann ich nicht eingehen, nur eine muss erwähnt werden: das ist die des berühmten serbischen Rechtsgelehrten V. Bogišić: „Narodne pjesme iz starijh ponajviše primorskih zapisa" (Volkslieder aus älteren Aufzeichnungen hauptsächlich aus den Küstengegenden). Während die von Wuk gesammelten Heldenlieder im trochäischen Zehnsilbler gedichtet sind, ist das Metrum der von Bogišić herausgegebenen Heldenlieder die Langzeile; wie wir unten sehen werden, ist das die ältere Versbildung, und deshalb ist die Sammlung von Bogišić so sehr wichtig. Man nennt diese langzeiligen Rhapsodien Bugarštice (für Bulgarštice), weil sie aus den bulgarischen Grenzgebieten stammen (bugariti heisst im allgemeinen „singen, Heldenlieder singen").

Nunmehr soll vor allem von einzelnen Heldenliedern oder Liederkreisen die Rede sein, zunächst von dem „Liede von der Frauen Hasan Agas"; es erschien zuerst in „Viaggio in Dalmazia" von Abbate Fortis 1774 (s. o.) mit einer italienischen Übersetzung; Goethe ward darauf aufmerksam und übersetzte es ins Deutsche 1775. In neuerer Zeit ist die Frage erwogen worden, welche Hilfsmittel der Dichter dazu gebraucht hat. Er selbst erklärte viele Jahre später, er habe eine französische Übersetzung benutzt. In diesem Punkte hat ihn sein Gedächtnis im Stich gelassen; es zeigt sich jetzt, dass er eine nicht bekannte deutsche Übersetzung aus dem Jahre 1775 verwendete (Cjurčin, Das serbische Volkslied [1]) 1906). Goethes Übersetzung ist sehr glücklich.

---

[1]) Vgl. Miklosich, „Über Goethes Klagegesang" von der Edlen Frauen des Asan Aga, Wien 1883, und Luzerna über den nämlichen Gesang, mit der Hervorhebung der Grundidee, der Schamhaftigkeit der serbischen Frau, welche sich dem Bette selbst ihres Gemahls nicht nähern darf. — Bekanntlich entzückte das von Goethe übersetzte Gedicht die Hofkreise in Weimar; Schillers Tochter musste es wiederholt vortragen; Herder hat dieses Lied in seine „Stimmen der Völker in Liedern" 1778 aufgenommen und dadurch weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Wilh. Gerhard 1828 unter dem Titel Wila [1]), die von 1877 unter dem Titel „Gesänge der Serb nach dem Tode Gerhards besorgt von dem bekan Dr. Karl Braun und dem ersten Reichstagspr Simson gewidmet. Gerhard war früher Kaufman mann in Leipzig; er ist bekannt geworden als derem durch das Lied „Auf, Matrosen, die Ank ihm stand Goethe in lebhaftem Verkehr, er hob sei Sohn aus der Taufe, „mit der schönsten Frau Le Reichenbach. Die Sammlung serbischer Lieder ihren besonderen Wert dadurch, dass er nicht b setzte, sondern auch aus einer damals nicht bek in den Vordergrund getretenen Sammlung von M Mann, der eine gelehrte Bildung genossen und rungen durch Bosnien, Serbien, Rumänien u. s. w Leben geführt hatte, als Geheimschreiber von M Kaufmann, Schulmeister, selbst als Haiduk u. s. Leipzig, wurde mit Gerhard bekannt und befr ihm Material zu seinen Übersetzungen, die Goet Freilich waren im Anhang auch angeführt Über französischen Publikation des bekannten Schr welche aber Goethe als „einen geistreichen Sch Mérimée selbst die Lieder verfasst hat. Noch sei erwähnt, Ida von Dühringsfeld, unsere schle geb. 1815 in Militsch. Sie war die Gemahlin de berg und ist bekannt durch ihre schriftstelleri der auch ihr Ehemann teilnahm. Sie stand lichem Verkehr, lernte ihn auch gegen 1850 kennen, und setzte ihm nach seinem Tode 1865 im Magazin für die Literatur des Auslan Denkmal. Bald nach der Vermählung hielt Schriftstellerpaar Baron v. Reinsberg und sein lang in Dalmatien auf: in Zara, Spalato, Rag würdig bleibt das Buch: „Aus Dalmatien" lingsroman „Niko Veliki", der in umas' Musketiere" aufgenommen ist, Ei Volkslieder, die er eine rbisch

[1]) Goethe's Werke, A

der-
den,
Dies
rance
ische
taille
r von
ge von
n ser-
Lieder
ied von
avafest
el. Da
ran und
e Kirche
n Raven
nde von
lelsteinen
das Vor-
. sitzt ge-
r Meinung
rche nicht,
as Serben-
werden die
Perlen und
e lieber ein
die Kirche

ücks. Dann
Vom Kosso-
ss ein Land
hlüssel deiner
ht, so komme
Herrschaft ent-
te alle, welche
mmen würden.
tesmutter. Ein
Jerusalem mit
ches Königreich

Ein anderes interessantes Gedicht ist das von dem Bau der Festung zu Skadar-Skutari. Die drei Merljavčevičen: Gojko, Uglješa und Vukašin bauen die Festung Skadar, aber was die Meister am Tage aufrichten, das zerstört die wila (Berg- und Wassernymphe) in der Nacht. Sie lässt ihre Stimme vernehmen: suchet Stojan und Stojana und vermauert in die Fundamente, damit sie fest und sicher sind, die Frau eines von euch, die morgen als erste auf dem Bauplatze erscheint und das Essen bringt. Zwei Brüder warnten ihre Frauen, Gojko warnte die seine nicht, sie ging, wurde ergriffen und eingemauert, nur wurde ihr für die Augen und für die Brust eine Öffnung gelassen, damit sie den Säugling, den sie daheim gelassen hatte, sehen und stillen könne. Goethe fand den Inhalt barbarisch; übrigens ist dieser Stoff nicht serbisch, sondern orientalisch, hat sich aber in den Rahmen der serbischen Heldenpoesie eingefügt. Es ist ein Märchen und beruht auf dem Volksglauben, dass der sichere Bau ein Menschenleben erfordert. Dieser Glaube findet sich bei den Serben auch da, wo es sich gar nicht um die Festung Skutari handelt; der Stoff ist auf der ganzen Balkanhalbinsel verbreitet.

Sehr wichtig und anziehend ist der Liederkreis von der Niederlage der Serben auf dem Kossovopole (Amselfeld, Hochebene in Altserbien) im Jahre 1389 am heiligen Vitustage. Die Herrlichkeit des serbischen Reiches erreichte den Höhepunkt unter dem Caren Stephan Duschan dem Starken († 1356), der den Griechen Makedonien, Albanien und Teile von Griechenland entriss und wohl daran dachte, das zerrüttete byzantinische Reich zu erobern und auf dessen Trümmern ein grosses Serbenreich zu errichten; in dem Augenblicke, in welchem er gegen Konstantinopel zog, ereilte ihn der Tod. 33 Jahre später stürzte der stolze Bau des mächtigen serbischen Reiches durch den Ansturm der Türken am Kossovopole zusammen. Serbien verlor seine Unabhängigkeit, wurde zunächst den Türken tributpflichtig, kam aber bald — mit Ausnahme von Montenegro, das sich frei erhielt — unter das Joch der Türkenherrschaft.

Die Schlacht von Kossovo (gewöhnlich in dieser kurzen Form gebraucht) hat sich im Andenken des serbischen Volkes stets durch zahlreiche Lieder lebendig erhalten, und noch 1889 wurde von der Regierung und dem Volke in würdiger Weise ein Gedenktag dieses traurigen Ereignisses begangen. Zahlreiche Lieder feiern die Helden

jener Schlacht und schildern die einzelnen Kämpfe. Man hat wiederholt versucht, aus den verschiedenen Liedern einen Kranz zu winden, gleichsam aus einzelnen Rhapsodien eine Epopöe zu schaffen. Dies tat zuerst Mickiewicz in seinen Vorlesungen am Collége de France in Paris, dann der russische Gelehrte Bezsonow, der böhmische Arzt und Schriftsteller Kapper, der Franzose d'Avril („La bataille de Kosovo), und zuletzt Novaković, ehemals Kultusminister von Serbien, der durch Zusammenstellung mehrerer die Niederlage von Kossovo darstellenden Lieder ein Volksbuch schuf, das in den serbischen Volksschulen gelesen wird. Bei der Anordnung der Lieder zu Rhapsodien kommen folgende in Betracht. Zuerst ein Lied von dem Bau der Kirche in Ravanica. Car Lazar feiert das Slavafest und sitzt mit seinen Wojewoden an reich besetzter Tafel. Da tritt seine Gemahlin, die schöne Carin Milica, an ihn heran und bittet ihn, nach dem Brauch der Nemanitschen eine herrliche Kirche zu erbauen. Der Car verkündet, er wolle in Ressava am Raven eine Votivkirche errichten: Grundmauern von Blei, Wände von Silber, das Dach von Gold und Perlen, das Innere mit Edelsteinen geschmückt. Die Wojewoden erheben sich und billigen das Vorhaben; nur einer, der Eidam des Caren, Milosch Obilić, sitzt gebückt über einem Buche und blättert darin. Nach seiner Meinung gefragt, spricht er: „Mächtiger Car, baue eine solche Kirche nicht, denn in dem Schicksalsbuche steht geschrieben, dass das Serbenreich der Türkenmacht unterliegen wird; die Türken werden die Kirche zerstören und Blei und Silber und Gold und Perlen und Edelsteine für ihre Zwecke gegen uns verwenden; baue lieber ein Gotteshaus von Stein, denn Stein bleibt Stein, und die Kirche bleibt bestehen".

Das ist die erste Vorahnung des nahenden Unglücks. Dann folgt ein Lied von dem Briefe des Sultan Amurat. Vom Kossovopole schreibt er dem Caren: „Es ist unerhört, dass ein Land zwei Herrscher habe, deshalb schicke du mir die Schlüssel deiner Städte und den Tribut für 7 Jahre; willst du es nicht, so komme auf das Amselfeld und das Schwert wird über die Herrschaft entscheiden". Da wurde der Car traurig und verfluchte alle, welche zu dem Entscheidungskampfe zu Kossovo nicht kommen würden. — Dann folgt ein Lied von einem Briefe der Gottesmutter. Ein Falke überbringt den Brief der heil. Maria von Jerusalem mit folgender Botschaft: „Car Lazar, wähle du, welches Königreich

dir lieber ist, das irdische oder das himmlische: willst du im Kampfe am Kossovopole siegen, so ist dir das irdische Königreich gesichert, ziehst du aber das Himmelreich vor, so ordne eine allgemeine Beichte des Heeres an, denn ihr werdet alle im Kampfe den Tod finden". —

Ein weiteres Lied handelt von einem Festmahle in Kruschewaz. An der Tafel sitzen Jug, der Vater der Milica und seine neun Jugowitschen, Wuk Brankowitsch und Milosch Obilitsch, die beiden Schwiegersöhne Lazars, und viele Herren, auch Frauen. Da erhebt sich der Car und trinkt auf das Wohl des Tüchtigsten, des Milosch Obilitsch: „Dein Vorhaben wird gelingen, auch wenn du mich verraten solltest". Diesen Argwohn hatte in der Seele des Caren der andere Eidam Wuk Brankowitsch erregt, denn beide hat die Eifersucht ihrer Gemahlinnen einander verfeindet. Milosch Obilitsch erhebt sich, erwidert das Hoch des Caren und sagt bescheiden, es werde sich zeigen, wer treu und wer Verräter sei. Und in der Tat hat Milosch den Amurat erstochen und Wuk hat durch seinen Rückzug vom Schlachtfelde die serbische Sache verraten. Dann folgt ein Lied über die allgemeine Beichte und Kommunion, und weiter ein anderes über die Schlacht selbst, zunächst der Auszug zum Kampfe. Der Car sitzt bei der Festtafel mit seinen Wojewoden. Die Carin Milica sitzt neben ihm und bittet mit flehenden Worten: „Morgen ziehet ihr aus, und ich allein soll hier in dem weissen Schlosse bleiben; lasse mir einen meiner Brüder, dass ich wenigstens jemand habe, auf den ich schwören kann" (die Serbin verehrt ihren Bruder am meisten), sie bittet um ihren Bruder Bozko Jugowitsch, und die Bitte wird ihr gewährt. Aber am nächsten Tage in der Morgenfrühe, als das Heer auszieht, weigert sich Bozko, der Bannerträger ist, das Banner abzugeben, und reitet von der flehenden Schwester weg. Alle anderen Brüder weigern sich ebenfalls, auch der jüngste, sie wollen und müssen auf den Kampfplatz, um für den heiligen Glauben zu kämpfen und zu sterben. Da wird die Carin ohnmächtig und fällt zu Boden. So findet sie der Car, der heranreitet; er befiehlt seinem treuen Diener Goluban, bei der Carin zu bleiben, und dieser erbarmt sich der Hilflosen, trägt sie in das weisse Schloss, — aber auch er kann sich nicht meistern, besteigt sein Heldenpferd und jagt nach dem Kampfplatze. — Schön und ergreifend sind die Lieder, welche von Milosch Obilitsch erzählen, wie er sich mit

Milan Toplica und Kossančić in das türkische Lager schleicht, bis zum Zelt des Sultans Murat dringt und diesen erdolcht.

Die Lieder über die Schlacht selbst sind nur in Bruchstücken erhalten, es gibt kein einheitliches Lied; und das ist natürlich, weil jeder Sänger, ohne den Zusammenhang der Begebenheiten zu übersehen, nur das ihm Nächstliegende darstellte. —

Dann folgt das traurige Lied von den zwei Raben und dem treuen Diener Milutin, welche die erste Kunde von der schrecklichen Niederlage auf Kossovo und von dem Heldentode des Caren Lazar, des Jug und der Jugowitschen, des Milosch Obilitsch mit seinen Gefährten und von dem Verrat des Wuk Brankowitsch bringen.

Den Schluss bildet das herrliche Lied von dem Mädchen auf Kossovopole. Am Tage nach der Schlacht ging ein Mädchen zum Kampfplatze: auf dem Kopfe trug sie einen Korb mit Weissbrot, in der einen Hand einen goldenen Krug mit kühlem Quellwasser, in der anderen einen goldenen mit kühlem Wein. Sie irrte herum mitten unter den Haufen von Gefallenen und suchte eifrig. Wenn sie einen der Helden noch am Leben fand, wusch sie seine Wunden, kühlte sein Gesicht mit Wasser und reichte ihm Wein und Weissbrot. Der Held Orlowitsch, der auch von ihr erquickt ist, fragt sie: „sag' an, du Mädchen von Kossovo, wen suchst du hier, den Bruder, den Vetter oder deinen Vater?“ Sie antwortet: „Ich suche weder Bruder, noch Vetter, noch auch Vater . . . Denkst du daran, unbekannter Ritter, wie der Car vor der Schlacht das Heer hat beichten und kommunizieren lassen; damals stand ich am Eingange zur Kirche; als letzte traten heraus Milosch Obilitsch, Jan Kossantschitsch und Milan Toplica; voran Milosch Obilitsch, herrlich war er anzusehen, er nahm seinen Mantel von den Schultern, gab ihn mir zum Geschenk und sagte: Ich gehe in den Kampf, bete für mich; wenn ich unversehrt zurückkehre, sollst du Gemahlin werden des Milan Toplica, meines herzlich geliebten Wahlbruders. Dann kam Jan Kossantschitsch, herrlich war er anzuschauen, er zog einen kostbaren Ring vom Finger, reichte ihn mir hin und sagte: ich gehe in den Kampf, bete für mich; wenn ich unversehrt zurückkehre, so werde ich dir zum Gatten geben meinen herzlich geliebten Wahlbruder Milan Toplica. Zuletzt erschien Milan Toplica. Herrlich war er anzuschauen, er reichte mir sein schönes Halsband hin und sagte: ich gehe in den Kampf,

bete für mich; wenn ich unversehrt zurückkehre, sollst du mir meine treue Gemahlin werden. Diese drei suche ich hier". Da sprach der Held Orlowič: suche ihre Leiber da, wo die höchsten Haufen von zerbrochenen Lanzen und blutenden Leichen sind. Da wurde das Mädchen traurig und sagte: ich habe einen grünen Zweig gepflückt, aber die Blätter sind welk geworden und abgefallen.

Interessant ist, was man von mehreren Seiten über die Verbindung der Kossovolieder vermutet hat. Man hat geglaubt, ein Epos von der Kossovoschlacht annehmen zu müssen, und eine solche Vermutung ist ja auch denkbar, weil diese Lieder so sehr zum Gemeingut des ganzen Volkes geworden sind, dass ein begabter Dichter (und an poetischer Begabung fehlt es selbst bei dem einfachen Volke nicht) aus den vorhandenen Bausteinen leicht ein Epos von Kossovo schaffen konnte. Andere haben gemeint, dass ein solches Epos von Anfang an vorhanden gewesen, aber in Bruchstücke zerfallen und in den Bruchstücken erhalten sei. Das ist nicht wahrscheinlich, schon aus dem oben angedeuteten Grunde, weil nicht einmal ein einheitliches Lied von der eigentlichen Schlacht zustande gekommen ist. Serbien war feudal und provinziell zersplittert; jede Landschaft hatte ihre besonderen Interessen, und über die Schlacht mochten viele Lieder existieren, welche einzelne Machthaber und Helden verherrlichten. Aber kein Volksdichter hat alle Momente der Schlacht, alle Bewegungen des türkischen und serbischen Heeres zusammen erfasst.

Sehr zahlreich sind die Lieder vom Kralewitsch Marko (Königssohn Marko); er ist der Lieblingsheld der serbischen und auch der bulgarischen Volksepik, der Repräsentant der serbischen Helden vor der Katastrophe; er ist gewaltiger als sie alle, dabei ist er durch die nahe Berührung mit den Türken ein wirksamer Beschützer seiner bedrängten Landsleute. Er lebte in einer Zeit, in welcher das angestammte Herrscherhaus der Nemanitschen in Serbien ausgestorben war und die Herrschaft auf Seitenlinien überging und geteilt wurde; andererseits waren die Türken damals noch nicht in unversöhnlichen Gegensatz zu den Serben getreten. Das Verhalten der Serben, d. h. der einzelnen Machthaber gegenüber den Türken nach dem Aussterben der Nemanitschen war nicht einheitlich und klar; Marko ist halb Freund halb Feind der Türken. Er ist vor der Schlacht bei Kossovo gestorben, trotzdem lassen ihn einzelne Lieder bei Kossovo mitkämpfen.

Er ist der Sohn eines der drei Merljavčevitschen, des Vukašin, des Usurpators des serbischen Thrones; gegen ihn widersetzt er sich und entscheidet er im Thronstreit. Sehr liebevoll dagegen steht er zu seiner Mutter, der Jerosima; mit ihr wohnt er auf dem Schloss Prilip, sie gibt ihm Ratschläge, sie wäscht seine blutigen Kleider, sie ängstigt sich, wenn er lange ausbleibt, und er ist ihr der gehorsame und treue Sohn. Auf ihren Befehl bleibt er daheim und ergreift den Pflug; aber er kann seine Heldennatur nicht verleugnen, er tötet Räuber und bringt die Beute der Mutter und sagt, er habe einen Schatz mit dem Pflug ausgegraben. Er zeigt sich auch als treuer Ehegemahl der Jelena, die er nach langem Werben geheiratet hat; nach einigen Liedern ist sie die Tochter des Dogen von Venedig, nach anderen des Königs Sschischman von Bulgarien, in Wahrheit aber die Tochter eines serbischen Machthabers. Marko hatte auch einmal einer Araberin die Ehe versprochen, welche ihn aus dem Gefängnis der Türken befreit hatte, fasste aber einen solchen Widerwillen gegen ihre dunklen Arme und ihr dunkles Gesicht, dass er sie tötete; dafür tat er dann freiwillig Busse, indem er Kirchen und Kapellen baute. Die Jelena wurde ihm untreu, aber die Lieder stellen das als gewaltsame Entführung dar. Marko ist lange Zeit abwesend, weil er dem Sultan Hilfe gegen Bajazed leistet; er wird schwer verwundet, hält sich aber durch vieles Trinken am Leben. Mina von Kostur (Kastoria) überfällt sein Schloss Prilip und raubt Jelena. Marko kommt als Mönch verkleidet dahin und erzählt eine erlogene Geschichte von dem Tode Markos; Mina freut sich darüber, lässt sich mit der Jelena von dem Mönche trauen, wird aber erschlagen.

Gewaltig und schrecklich ist Marko anzuschauen, wenn er in den Kampf zieht, in Wolfshaut gehüllt, mit einem Dolman darüber, den Kopf mit einer buschigen Pelzmütze bedeckt, die er tief eindrückt. Seine Waffen sind ein besonders für ihn geschmiedetes Schwert, ein gewaltiger Bogen und ein Buzygan (Keule). Im Streite ist er unüberwindlich; er kämpft mit einzelnen Machthabern, die das Lied auch als furchtbar schildert, als Bundesgenosse des Sultans gegen dessen Feinde, gegen Räuber und Bedrücker des Volkes, er ist vor allem dessen Beschützer und benutzt auch die Verbindung mit dem Sultan dazu; ihm ist er pasinak „Wahlsohn“, jener aber ist ihm pootčim „Wahlvater“, — doch er hat an der Freundschaft mit den Türken keine sonderliche Freude,

und das ihm zugedachte Amt als Steuererheber lehnt er ab, weil er sonst das Volk bedrücken müsste.

Seine Bundesgenossen im Kampfe sind: vor allem sein Schecke šarac, ein seltsames Heldenross, das mehrere Lanzen weit oder hoch springt und mit Marko so innig befreundet ist, dass sie einander verstehen. Ein anderer Bundesgenosse Markos ist der Wein, den er im Schlauch mit sich führt und in gewaltigen Quantitäten trinkt; er kehrt häufig in die Schenke ein, und so gibt es oft Streit und Kämpfe. Noch einen Bundesgenossen hat Marko, dies ist die Wila, die Berg- und Quellnymphe. Sie stehen miteinander in Wahlverwandtschaft als Wahlbruder (pobratim) und Wahlschwester (posestrima). Sie fliegt von den Wolken zu ihm herab, wenn er sie im Kampfe ruft, und leistet ihm wirksame Dienste. Sie prophezeit ihm auch den Tod. Auf ihr Geheiss muss er zu einem Brunnen hinreiten und in ihn hineinblicken, und er sieht Schreckliches. Dann ersticht er sein Lieblingspferd, macht sein Testament, hängt seinen Geldbeutel an den Ast des nächsten Baumes, zieht seinen Dolman aus, legt sich darauf, drückt seine Pelzmütze tief in die Augen — und stirbt. Lange wagt man nicht an ihn heranzutreten, denn man meint, dass er schläft. Endlich wird die Leiche auf ein Pferd geladen, nach dem hl. Athosberg gebracht und dort in Chilendar begraben; die Stelle weiss man nicht genau.

Das Andenken Markos umranken hunderte von Sagen und Geschichten. In Dalmatien und auch an anderen Orten erzählt man sich, dass er in einer Felsengruft schlafe; wenn er aufwache, werde er die Feinde der Serben mit seinem Schwert bezwingen.

Nunmehr Einiges über das Metrum der serbischen Heldenlieder. Die Form der von Wuk gesammelten Lieder ist der trochäische Zehnsilbler. Indes hat zuerst Miklosich in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften aus älteren Dichtungen und aus einigen Handschriften genommene Heldenlieder, etwa 40 an der Zahl, und unter dem Titel „Volkspoesie der Kroaten“ 1870 herausgegebene für kroatisch erklärt, weil das Metrum, die Langzeile, und auch die Sprache kroatisch sei. Freilich wurden auch andere Argumente für den kroatischen Ursprung einer Reihe von Liedern geltend gemacht. Zu den Gelehrten, welche die kroatische Herkunft der von Miklosich herausgegebenen Heldenlieder verteidigten, gehört vor allem der bekannte kroatische Gelehrte Pavić in seiner Arbeit Narodne pjesme o boju na Kosovu

1877; er hat auch historische und sprachliche Momente herangezogen, um den kroatischen Ursprung zu beweisen. Indessen diese Argumentation ist von Novaković, Bogišić und vornehmlich von Jagić in der Abhandlung „Die serbische Volksepik vor Jahrhunderten" im Archiv für slavische Philologie, Band IV, entkräftet. Das Metrum, das nach Jagić als ⏑ – ⏑ – ⏑ – / ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – angesetzt wird, zerfällt in zwei Halbzeilen und ist das ältere serbische Metrum, aus dem sich der Zehnsilbler entwickelte; auch dieser hat vier Hebungen, nach dem zweiten Trochäus liegt die Cäsur. Nach Jagić's Ansicht ist die Langzeile (13 bis 15 bis 16 Silben), die älteste Form der serbischen Volksepik, sozusagen altersschwach, inhaltsarm und schleppend geworden und hat schliesslich dem munteren Zehnsilbler Platz gemacht. Aber sie hat weiter gelebt und ihre Schicksale gehabt. So spaltete sie sich bei den Dichtern südlich von Ragusa an der Bocce di Cattaro in die kurzen 8-silbigen Zeilen, wie sie auch in dem herrlichen Gedichte von Gundulić „Osman" aus dem 17. Jahrhundert (Verherrlichung des siegreichen Kampfes der Polen gegen die Türken bei Chotim 1621) mit vieler Kunst angewendet sind. Dass die Langzeile älter ist, sieht man daraus, dass sie bei den Heldenliedern nur in den älteren Aufzeichnungen auftritt, z. B. in dem beschreibenden Gedichte Ribanje (Fischfang) von Hektorović aus dem 16. Jahrhundert, in Vila Slovenska von Baraković aus dem 17. Jahrhundert u. a. Auch der berühmte Kroate Križanić („der erste Panslavist", im 17. Jahrhundert) schreibt: „Bei den Kroaten und Serben bestand noch in meiner Jugend die Sitte, dass vornehme Herren und Wojewoden bei der Tafel sassen und hinter ihnen Krieger den Ruhm ihrer Vorfahren besangen". Er führt auch in seiner panslavischen Grammatik zwei Verse aus diesen Heldenliedern an, beide in der Langzeile.

Aber aus den Dichtungen älterer kroatischer Dichter zeigt sich, dass zu ihrer Zeit auch der Dekasyllabus bekannt und im Gebrauch war. Auch in dieser Beziehung ist der schon genannte kroatische Dichter Hektorović (geb. auf der Insel Hvar-Pharos 1486 † 1572) beachtenswert. In Ribanje unterhalten sich zwei Fischer, Paskoje und Nikola miteinander: „tragen wir jeder eine bugaršticа nach serbischer Weise vor (recimo po jednu bugaršticu srpskim načinom), darauf rezitiert der eine ein Heldengedicht von Marko Kraljević und seinem Bruder Andrija, und der andere eines von einer Begebenheit in Bosnien. Hier sind diese in der Lang-

zeile gedichteten Lieder als serbisch bezeichnet, ein Beweis mehr, dass die serbischen Heldenlieder nach dem Westen, insbesondere nach den freien dalmatinischen Städten gewandert sind, in Gefolgschaft reicher und vornehmer serbischer Familien, die zufolge einer Nachricht aus dem 15. Jahrhundert als „gli primi del popolo" galten. Begleitet von einem grossen Hofstaat von Dienerschaft übten sie Einfluss auf das Leben und trugen zur Änderung und Serbisierung des dalmatinischen ča-Dialektes bei. Aber die genannten Fischer tragen auch Volkslieder in dem Metrum des Zehnsilblers vor; da kommen Verse vor wie

„Majka mu je lipo ime dala,
Ljuba mu je zlatom venčac vila,
Lipo ti je, brajo, pogledati . . . .

(Mutter gab ihm schöne Namen, Liebchen wand ihm Kranz von Gold, Schön ist dir, o Bruder, auszuschauen.)

Was die Sprache der bugarštice anbetrifft, so ist zunächst zuzugeben, dass Hektorović in den beiden Heldenliedern des Paskoje und Nikola allerdings gewiss mit Absicht den ča-Dialekt gebraucht hat; aber dies ist auch die einzige Änderung an dem serbischen Liede. Das Lied bei Baraković wird von einem Vlach gesungen und so in das Innere des serbischen Sprachgebietes versetzt, es ist wohl auch zu den Kroaten gewandert und hier sprachlich kroatisch gefärbt worden. Auch die anderen in Betracht kommenden Heldenlieder sind zum Teil kroatisch angehaucht, aber der što-Dialekt dringt stets durch oder herrscht geradezu vor. Auch der kulturelle und religiöse Hintergrund der besprochenen Lieder ist serbisch, nicht kroatisch, so die religiösen Anschauungen, welche dem griechisch-orientalischen, somit auch serbischen Glauben nicht dem der katholischen Kroaten entsprechen, so die Erwähnung von Sveta gora, svetogorci Kaludjeri (Mönche vom Athos, ebenso das häufige Vorkommen des Krstno ime Taufgedenktag, von dessen Slavafest oben die Rede war.

Schliesslich fällt ins Gewicht der merkwürdige Umstand, dass in den für kroatisch gehaltenen Heldenliedern, auch in den von Miklosich veröffentlichten die Helden nicht gefeierte Kroaten sind, nicht Zrinsky, Frankopani, Keglewitsch, Jurischitsch, sondern immer die bekannten serbischen Helden gepriesen werden, Car Lazar, Kralević Marko, Milosch Obilitsch, die Jugowitschen. Stjepan Lazarewitsch und andere.

# Alte und neue Heil- und Zauberbräuche.

Von Dr. F. Pradel in Glogau.

Durch die Mitteilungen Klappers [1]) „aus alten Arzneibüchern“ und durch Drechslers [2]) Werk über schlesische Sitten, Bräuche und Volksglauben ist die Aufmerksamkeit der Mitglieder der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde auf volkstümliche Heilmittel und (beides fällt ja oft zusammen) Zauberbräuche gerichtet worden.

Natürlich haben auch diese Bräuche ihre Geschichte. Viele sind uraltes einheimisches Gut, bei anderen Völkern finden sich dieselben oder ganz ähnliche, und wenn ein Vergleich mit diesen auch nichts für fremden Einfluss auf heimischen Brauch lehrt, so ist er doch für jeden interessant, der Denken und Meinen des Volkes verstehen will.

Es gibt aber im Heil- und Zauberwesen auch viele Bräuche, die anderwärtsher übernommen sind; besonders in der schriftlichen Überlieferung begegnen uns solche. Und wie uns die Antike in aller unserer Kultur eine reichliche Geberin gewesen ist, so auch hier. Dessen sind sich die alten deutschen Arzneibücher wohl bewusst. Sie berufen sich gern auf Hippokrates, Constantin [3]), Dioskorides, oft auch für Heilmittel, die mit diesen nichts zu tun haben, auch nichts zu tun haben können. Ja selbst bis in den Orient wird mitunter ein Rezept zurückgeführt. Birlinger hat in der Alemannia X 110 f. Medizinisches aus einem handschriftlichen Rezeptbuche vom Anfange des 18. Jahrhunderts aus der Berner Gegend mitgeteilt: da wird ein Rezept von Hieronymus erwähnt, der es in „kaldeyschen Büchern“ [4]) fand. So scheint selbst eine Erinnerung an die Rolle, die die Chaldäer [5]) im Altertume einst spielten, erhalten geblieben zu sein.

[1]) Mitteilungen der schles. Ges. f. Volksk. XIII 22—29.

[2]) Schlesiens volkstümliche Überlieferungen II 2, Leipzig 1906.

[3]) Klapper a. a. O. 22.

[4]) F. Pfeiffer: Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert, in den Sitzungsberichten der kais. Akad. der Wissensch., phil.-hist. Klasse, 42. Band, Wien 1863, S. 154: „Jeronimus der heilige man vant an den caldêischen buochen von maniger ercenîe“.

[5]) S. den Artikel in Pauly-Wissowas Realencyclopädie des klass. Altertums.

Der wichtigste Vermittler antiker Naturkunde und damit antiker Volksheilkunde ist aber Plinius. Eine grosse Menge von Bemerkungen und Angaben über Tiere, Pflanzen und Steine in seinen libri XXXVII naturalis historiae sind durch die naturwissenschaftlichen Schriften des Mittelalters weitergetragen worden; fabelhafte Geschichten, die er natürlich in gutem Glauben erzählt, sind auch in der neuesten Zeit noch oft verbreitet und geglaubt worden, so die, dass das Stachelschwein seine scharfen Stacheln auf den Verfolger schiesst (VIII 125), dass das Ichneumon in den Leib der mit offenem Rachen schlafenden Krokodile kriecht und ihnen die Eingeweide zerreisst (VIII 90). Und so gehen denn auch unsere alten Arzneibücher in vielen Punkten auf Plinius zurück, dessen Mitteilungen natürlich zum grossen Teile wieder aus griechischen Schriftstellern geschöpft sind. Auch die von Klapper besprochenen Arzneibücher nennen ihn oft, z. B. 1 fol. 66 (S. 24), wo Betonica als Mittel gegen Schlangen und Nattern empfohlen wird, man vergleiche damit nat. hist. XXV 101. Und was 3 fol. 89 von der verbena gesagt wird: „das si weder ste allen suchen vnde wer sich da mete bestrichet, das werde war, was er betet. Also gewynnet man der hulde", das ist eine Übersetzung von Plin. n. h. XXV 106: „hac (sc. verbena) perunctos impetrare, quae velint, febris abigere, amicitias conciliare, nullique non morbo mederi". Gerade die verbena erfreute sich des allergrössten Ansehens [1]). Aus dem Kräuterbuche des Mathiolus (anno 1626) führt Koebert [2]) an: „Man brauchts noch jetziger Zeit zu seltzamen Sachen und Gespenster. Etliche machen Kräntzlen aus Verbenblettern und setzens auff wider das Hauptwehe". Dieser Brauch begegnet uns schon bei Pseudo-Apuleius, de medicaminibus herbarum, einer anderen wichtigen Quelle volkstümlicher Rezepte, IV 6: „Ad capitis dolorem. Herbae verbenacae coronam facito et in capite inpone, dolorem capitis tollet". Auch sonst weist das erwähnte Kräuterbuch, und wie dieses viele andere, Übereinstimmungen mit dem Herbarium des Apuleius auf, ohne dass freilich dieser Gewährsmann immer genannt wird.

Es ist nun selbstverständlich, dass die heilkräftigen Kräuter oft nur schwer und nur unter Beobachtung mannigfaltiger Ge-

[1]) F. Söhns, Unsere Pflanzen[3], Leipzig 1904, S. 145 f.

[2]) de Ps.-Apulei herbarum medicaminibus, Baruthi 1888, p. III sq.

bräuche zu gewinnen sind. Plinius und andere alte Schriftsteller [1]) erzählen mehrfach von dem magischen Kreise, der mit Gold, Silber u. a. um die Pflanze gezogen, von Dingen, die am Standorte der Pflanze als Gegengabe an die Mutter Erde zurückgelassen werden müssen. Eiserne Geräte beim Graben der Pflanzen zu gebrauchen war verpönt [2]). Dies Verbot erklärt sich daraus, dass man im Eisen das junge Metall sah, Kult- und Zauberhandlung aber an dem Alten zähe festhalten. Um Feuer zu machen, gebrauchte man in den ältesten Zeiten einen Stab, den man im Loche eines Holzkeiles drehte. Aber selbst zu einer Zeit, als man den Feuerstein schon kannte, mussten sich die römischen Vestalinnen noch der alten Art des Feueranmachens bedienen. Als eiserne Geräte schon längst im Brauche waren, behielt das Opferritual das ältere Steinmesser bei. Es darf wohl in diesem Zusammenhange an 2. Mose 20, 25 erinnert werden: „Und so du mir einen Altar willst machen, sollst du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen, denn so du mit deinem Messer darüber fährest, so wirst du ihn entweihen". Hölzerne Werkzeuge werden anstelle metallener vorgeschrieben bei Ps.-Apul., de m. h. III 9: Herbam quinquefolium .... pisatam de ligno in lignum, was Ackermann [3]) erklärt: mit hölzerner Keule in hölzernem Gefässe zerstampft, s. ebd. XXV 1.

Wenn geboten wird, die Pflanze beim Graben mit dem Eisen nicht zu berühren (Klapper a. a. O. S. 23, vergl. Pfeiffer a. a. O. 150, 25), so werden wir darin eine Milderung des ursprünglichen Gebotes erblicken, überhaupt kein Eisen zu verwenden.

Durch das Alter geheiligter Brauch ist es wohl auch, wenn die Stärke der Arzneigabe auf so einfache Weise angegeben wird wie bei Pfeiffer (a. a. O. I 4, S. 119): „nim alse vil wullînun sô dû maht mit fier vingirn ûf gehebin"; vergl. Ps.-Apul., de m. h. I 4: paululum salis adicito, digitis duobus et pollice quantum tolli potuerit, CXV 2: deinde adde de pulvere tribus digitis quantum prehendere potueris.

Hs. 3 fol. 138 (Klapper S. 23) werden auch die Gebete angegeben, die beim Graben der verbena zu sprechen sind: pater noster, ave Maria, credo in deum. Diese Gebete werden in ähnlichem

[1]) Plin. n. h. XXI 42, XXV 107; Ps.-Apul., de m. h. XIX 4, LXXXIX 11, CXXVIII.

[2]) Ps.-Apul., de m. h. I, XCI 4; Alemannia V 60.

[3]) Parabilium medicamentorum scriptores antiqui, Nürnberg und Altdorf 1788.

Zusammenhange fast immer geboten. Besonders interessant ist aber an unserer Stelle die Beschwörung „by den zcwen vnd sobentzig namen des almechtigen gotis“. Sie erinnert an die hohe Schätzung, deren sich diese Zahl erfreute und die im letzten Grunde vielleicht auf babylonischem Glauben beruht. M. Schwab nennt in seinem Vocabulaire de l'Angélologie [1]) einige dieser 72 Gottesnamen. Später trat diese Zahl zu allen möglichen Gegenständen hinzu, Grimm [2]) erwähnt einen Fiebersegen, in dem 72 Fieber angenommen werden, ich verweise auch auf das von Drechsler (a. a. O. 115) zitierte „Buch der entschleierten Geheimnisse oder Sammlung 72 nützlicher Mittel“.

Neben der verbena wird bei Klapper noch arthemisia [3]) empfohlen. Diese Pflanze wird auch bei Plinius erwähnt, der ihren Namen (XXV 73) an zweiter Stelle mit der Göttin Artemis [4]) zusammenbringt, eine Erklärung, die natürlich auch der alten deutschen botanischen Literatur nicht unbekannt ist, s. Haupt [5]) (aus einer Wiener Hs. 2962 fol. 66 v, einer Bearbeitung des Macer): „Bŷbôs ist aller wurcz muter. Diana die frawe die vant zu aller êrsten ire craft, sie heisset in Criechen Arthemis, wan si in Crichen waz, die sie vant, waz auch alsô genant“; s. Alem. I 195; Söhns a. a. O. 76.

Ausser den eben angeführten weisen auch sonst vielfach die Namen der in den Heilmitteln aufgeführten Pflanzen auf Überlieferung von anderwärtsher hin, s. z. B. die Namen bei Pfeiffer a. a. O. I 1 ff. Besonders beliebt war die Päonie; Päoniensamen ist ein Bestandteil des sogenannten schwarzen Pulvers, s. Drechsler a. a. O. 306. Pfeiffer a. a. O. S. 134: „nim ein pionienchorn unde lege imz ûf die zungen, er wirt sprechent“. Dasselbe Mittel findet sich im cod. Marc. gr. II 163 fol. 101 r, der aus dem 16. Jahr-

[1]) Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles-lettres X p. 165, 357. Über die Zahl 72 in der hellenistischen Theologie s. R. Reitzenstein, Poimandres, Leipzig 1904, S. 265 Anm. 3.

[2]) Deutsche Mythologie [3] S. 1107.

[3]) So auch bei Pfeiffer a. a. O. 150 f. Wenn Klapper in der Breslauer Hs. liest: „es . . . . wert ouch ummer czüre“, so verweise ich auf Pfeiffer, wo es heisst: „ez enwirt ouch nimmer ze raeche“, d. h. steif.

[4]) s. a. Ps.-Apul., de m. h. XIII 2.

[5]) Über das mitteldeutsche Arzneibuch des Meisters Bartholomaeus, in den Sitzungsberichten der kais. Akad. der Wiss., phil.-hist. Klasse, 71. Band (1872) S. 535.

hundert stammt. Den Griechen musste die Päonie vor allen heilkräftig erscheinen, sie brachten ihren Namen mit Paeon, einem Beinamen des Heilgottes Apollo, zusammen. Liegt doch auch sonst oft gerade im Etymon des Pflanzennamens der Grund für den Glauben an die Kraft der Pflanze. So war mit dem Namen *χαριτία* auch die Anwendung der Pflanze gegeben: auf dem Taygetos wächst eine Pflanze, *χαριτία* genannt, wenn sich die Frauen diese beim Beginne des Frühlings um den Hals hängen, wächst die Liebe der Männer zu ihnen[1]). Bei Ps.-Apuleius, de m. h. CXXIII wird berichtet, dass herba semperviva auch stergethron genannt wird, weil sie für Liebe erweckend gilt; diese Pflanze wird von vielen vor die Tür gelegt, damit sie allen Hass fernhalte. Das ist natürlich eine Umkehrung der Tatsachen. Vielmehr ist der vielleicht auf Volksetymologie beruhende Name stergethron die Ursache für den von Ps.-Apuleius erwähnten Glauben und Brauch, so wie im Deutschen der von der Volksetymologie gebildete Name Liebstöckel (aus levisticum) dieser Pflanze ihre schätzenswerte Eigenschaft eingebracht hat. Alle Sprachen bieten Beispiele für solch „etymologischen Aberglauben“[2]); aus dem Deutschen sei noch an den Wegerich als Mittel gegen Fussgeschwulst (Pfeiffer a. a. O. S. 142) und gegen Müdigkeit (Drechsler a. a. O. S. 304) erinnert, auch die aus der Namensform abgeleitete Kraft gewisser Heiliger (z. B. St. Valentin als Schützer gegen die fallende Sucht) gehört hierher.

Auch manche technischen Ausdrücke der deutschen Arzneibücher erinnern an die antiken Quellen, so die Geschlechtsbestimmung der Pflanzen, vgl. Plin. n. h. XXV 147; Ps.-Apul., de m. h. LXXI: altera masculus, altera femina, ebd. XCII und CXXIX. Der Angabe: „pheffer ist heiz vn trokin an dem dritten grate“[3]) entspricht bei lateinischen Schriftstellern tertio ordine. Sollte nicht übrigens auch der sich mehrfach findende Ausdruck: eines Kindes in Arbeit gehen[4]) auf lateinisches partu laborare (Ps.-Apul., de m. h. I 25) zurückzuführen sein?

---

[1]) Aristoteles, mirab. auscult CLXIII (Westermann, Paradoxogr. S. 58).

[2]) Für das Griechische s. Weidlich, die Sympathie in der antiken Literatur, Stuttgart 1894, S. 54.

[3]) Aus Hs. 2524 (13. Jhrhdt.) der k. k. Hofbibliothek, s. Haupt a. a. O. S. 472.

[4]) z. B. in einem Briger Himmelsbriefe: „ein fraw ... die enis kinds in arbeit gat“, s. Hess. Blätter f. Volksk. I 25.

Klapper teilt S. 27 aus mehreren Handschriften folgendes Mittel mit: „Wer da machen wel daz en dy hunde nicht an bellen, der trage in eyner hant eyner weseln zcagel vnde hasen har in der andern hant. Ader habe eine hundes zcungen under den henschühen". Man vergleiche damit Drechsler a. a. O. S. 97: „Damit einen die Hunde nicht anbellen, soll man in der einen Hand einen Wieselschwanz, in der andern Hasenhaare tragen; oder auch eine Hundszunge unter den Handschuhen, Kamenzer Arzneibuch, Hs. des 15. Jhd." Der letzte Teil dieses Gebotes lautet bei Pfeiffer (a. a. O. S. 148) anders: danach soll man eines Hundes Zunge unter seiner grossen Zehe tragen. Das stimmt mit Sext. Placitus, de medic. XI 13 überein: „Item linguae cuiuscumque canis summitatem si sub pollice pedum tenueris suppositam, canes te non allatrabunt", man vergleiche auch Plin. n. h. XXIX 99, wo auch der Wieselschwanz genannt wird.

Alem. XI 100: Vor das Podagra. Eines Knaben frisch abgeschnittne Hare in des Knaben nichteren Urin genetzet und auf den schmerzhaften Ort gelegt. Vgl. damit Plin. n. h. XXVIII 41: „Capillus puero qui primum decisus est podagrae impetus dicitur levare circumligatus".

Finden sich bei verschiedenen Völkern die gleichen Mittel, so werden wir, wie schon gesagt, nicht immer an ein Abhängigkeitsverhältnis denken dürfen. Unabhängig von einander konnten sich dieselben Vorstellungen und Sitten an verschiedenen Orten entwickeln; in manchen Fällen mag gleicher Brauch bei verschiedenen Völkern auch bis in die Zeit früherer Einheit zurückgehen. Der Glaube z. B., dass mulier menstruata unrein sei, ist bei allen Völkern vorhanden. Bei Deutschen wie bei Römern findet sich die Meinung, dass eine solche nicht zum Bienenstocke kommen dürfe, da sonst die Bienen stürben, s. Drechsler a. a. O. 86; Plin. n. h. VII 64, XXVIII 79.

Wir wissen auch, dass in unserem Volke Pferdezähne als Amulette gegen Zahnschmerzen getragen zu werden pflegten, s. Drechsler a. a. O. S. 115. Der gleiche Brauch galt auch im Altertume, s. z. B. Sext. Placit. XIV 5: „Equi dentes qui principales fuerint collo suspensi dentibus infantum remedio sunt", s. auch ebd. 3 und 4; Q. Serenus LIX 1040: „Collo igitur molli dentes nectentur equini, Qui primi fuerint pullo crescente caduci".

Ein sehr geschätztes Heilmittel ist auch der Schwalbenstein:

„Man findet in dem Magen junger Schwalben, ehe sie die Erde berühren, Schwalbensteine; die sind dem Gesichte gut", Drechsler a. a. O. S. 297. Bei Pfeiffer I 25 (S. 124) werden sie gegen Seitenstechen (contra pleurisim) empfohlen. Dieser Schwalbenstein wird bei Plinius n. h. XI 203 erwähnt; bei Sext. Placit., de medic. XXXIV 4 wird er als Mittel gegen Epilepsie empfohlen.

War der Schwalbenstein aber sehr selten, so war das Schwalbenkraut (*χελιδώνιον*) um so leichter zu bekommen. Plinius sowohl wie andere antike Schriftsteller erzählen von ihm, dass die Schwalben ihren Jungen, wenn ihnen die Augen ausgestochen sind, damit die Wunde berühren und so das Gesicht wiedergeben. Darum wird er besonders bei Augenkrankheiten gebraucht, s. Plin. n. h. VIII 98, XXV 89; Diosc. II 211; Ps.-Apul., de m. h. LXXIII. Unter Berufung auf Galien als Gewährsmann erzählt die Wiener Hs. 13647[1]) von der Wunderkraft des Schwalbenkrautes. Die deutsche Bezeichnung dafür ist Schellkraut, ein Name, in dessen erster Hälfte man das griechische *χελιδώνιον* vermuten darf.

Wenn geraten wird, sich beim Erblicken der ersten Schwalbe auf den Rücken zu legen, dann bekomme man das ganze Jahr keine Rückenschmerzen (Drechsler a. a. O. S. 227, s. auch 284, 309), so möchte man darin einen doppelten Glauben erkennen, einmal den an die Heilkraft der Erde, sodann den hier kaum noch hervortretenden, dass die Schwalbe die Krankheit mit sich nimmt. Krankheiten wurden ja oft unmittelbar in Tiere gebannt, sie sollten von ihnen fortgetragen werden, s. z. B. Marcell., de medic. liber VIII 30 (Helmreich): „Cum primum hirundinem audieris aut videris, tacitus ilico ad fontem decurres vel ad puteum et inde aqua oculos fovebis et rogabis deum, ut eo anno non lippias, doloremque omnem oculorum tuorum hirundines auferant". In seiner sinnfälligsten Form tritt uns der Brauch, eine Krankheit auf ein Tier zu übertragen, bei demselben Schriftsteller XIV 25 entgegen: „Laboranti uvae diuturno labore haec cura succurrit: Hirundinem vivam testo avellanae includes eamque phoenicio involutam lino circa collum subligabis intraque diem nonum omni molestia liberaberis".

Derselbe Marcellus bietet XV 102 eine Besprechung, die dem in den Mitteilungen unserer Gesellschaft XVI 17 von Maria Brie angeführten altenglischen Spruche: „Neogone wæron noðþaes sweoster"

[1]) Haupt a. a. O. S. 544.

u. s. w. sehr nahe kommt; ich gebe sie in der Übersetzung: Die Drüsen (glandulae) sollst du frühmorgens besprechen, wenn der Tag abnimmt, wenn die Nacht, gegen Abend, sollst sie mit dem vierten Finger und dem Daumen (digito medicinali ac pollice) berühren und also sprechen: „Neun Drüsen Schwestern, acht Drüsen Schwestern, sieben Drüsen Schwestern u. s. w., es entstehen neun Drüsen, es entstehen acht Drüsen . . . . es entsteht eine Drüse, es entsteht keine Drüse". Mit Recht erinnert Maria Brie an das Scherzliedchen von den zehn kleinen Negern (auch Zwergen). Es ist mir nicht zweifelhaft, dass dieses Liedchen im letzten Grunde auf uralte Besprechungen der eben erwähnten Art zurückgeht, ist doch auch in diesem Sinne der Kindermund unbewusster Weisheit froh [1]).

Und noch ein Mittel möchte ich aus Marcellus anführen, X 69: „In das Ohr auf derjenigen Seite, auf der Blut aus der Nase fliesst (ad aurem eiusdem partis de qua per narem sanguis fluit), soll man 27mal sprechen" usw. Die Zahl 27 ist wegen der in ihr enthaltenen Drei- und Neunzahl (ter novies) in den magischen Mitteln sehr beliebt. Aus demselben Grunde wird bei Marcellus X 56 eine Formel neunundneunzigmal zu sprechen geboten, es handelt sich auch hier um Nasenbluten, und wieder haben wir die Vorschrift: „quod ad aurem eius partis dici oportet, de qua nare sanguis propensius fluit". Nun teilt G. F. Abbott in seiner Macedonian Folklore, Cambridge 1903, S. 360, 40 ein Mittel gegen Nasenbluten mit: *Περὶ μύτην ὁποῦ τρέχει, λέγε εἰς τὸ μέρος ἐκεῖνο ὁποῦ τρέχει, κρυφέως εἰς τὸ αὐτί· μόξ, πάξ, ριπξ, καὶ θέλει παύσῃ.* Nach der Bemerkung: „we come to a humorous recipe" übersetzt Abbott dieses Rezept folgendermassen: „For a bleeding nose: say to the part whence the blood flows, secretly in the ear (!) „mox, pax, ripx", and it will stop". Nach der Bemerkung humorous recipe und dem Ausrufungszeichen hinter ear möchte man fast annehmen, dass Abbott dieses Rezept missverstanden hat, nämlich so: sprich ins Ohr des blutenden Teiles, also der Nase, eine Vorstellung, die ja dem Volke immerhin zuzutrauen wäre; man könnte an das Gebet Manasses V. 11 erinnern: „Darum beuge ich nun die Kniee meines Herzens (*γόνυ καρδίας*)". Unzweifelhaft soll aber in dem

[1]) S. z. B. E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz, Leipzig 1857, S. VIII f., 114 f., 140 ff.

griechischen Rezepte nichts anderes gesagt werden als in den angeführten Marcellusstellen, der Sinn kann nur sein: Sprich je nachdem das Blut aus dem linken oder dem rechten Nasenloche kommt, ins linke oder rechte Ohr. Das von Abbott beigebrachte griechische Zaubermittel ist nun dadurch besonders interessant, dass die in ihm genannten magischen Wörter sich auch in deutschen Beschwörungen finden. So heisst es in G. Lammerts Volksmedizin und medizinischem Aberglauben in Bayern [1]): „Um den Zahnschmerz abzuschreiben, nimmt man einen Hufnagel, geht an eine Stelle, wo sich drei Wege kreuzen, und schreibt mit ihm zwischen die Wege die Zeichen: „Rex, Pax, Max, ppo, in Folio"; hierauf schlägt man den Nagel in eine Türe". Siehe ferner Pfeiffer a. a. O. S. 139 (II 7b): „Wil dû den zantswern schiere büezen, sô scrîp an daz wange, dem dâ wê sî, disiu wort: „Rex. pax. nax. in Cristo filio", so wirt im baz". Vgl. damit in der Breslauer Hs. 3 fol. 186 (Klapper S. 27): „Ad dolorem dentium. Wiltu daz schire busen, so schrib an dy wangen „+ rex + pax + max + In Christo filio", so wert dyr bass". In derselben Breslauer Hs. wird in einem Mittel gegen Fieber u. a. auf eine Oblate zu schreiben geboten (Hs. 3 fol. 119a, Klapper S. 26): pax max, das dritte Wörtchen rex ist offenbar ausgefallen, ebenso Hs. 2 fol. 165. Es ist wohl müssig, in diesen Lautverbindungen sinnvolle Wörter suchen zu wollen, immerhin könnte man bei dem letzten Worte an mox (bald) denken, in Erinnerung an die Schlussworte hellenistischer Beschwörungen: ἤδη ἤδη ταχύ ταχύ [2]).

Drechsler teilt a. a. O. S. 277 aus Lohenstein ein Mittel gegen Gelbsucht mit [3]). Möglich, dass Lohenstein in seinen Versen den Volksglauben wiedergibt, vielleicht sind diese aber auch nur eine Übersetzung von Plinius, n. h. XXX 94: „Avis icterus vocatur a colore, quae si spectetur, sanari id malum tradunt et avem mori". Jedenfalls haben wir hier ein gutes Beispiel für ein Sympathiemittel, wie solche besonders im Altertume, begünstigt durch philosophische Lehren, sehr gebräuchlich waren [4]). So wird bei Alex. Trall. II p. 583 empfohlen, gegen Podagra Kranichsehne um die

[1]) Würzburg 1869, S. 236.

[2]) S. Reitzenstein a. a. O. 291, 3.

[3]) Bei Grimm, Deutsche Mythologie [2] 1125 dagegen: „So wird gelbsucht unheilbar, wenn eine gelbfüssige henne über den siechen fliegt".

[4]) S. Weidlich a. a. O.

Knöchel zu tragen, die Rüstigkeit und Schnelligkeit dieses Vogels soll dadurch offenbar auf den Menschen übertragen werden. Nach Abbott a. a. O. S. 359 lebt in Griechenland noch heut der Brauch, dass Wanderer in ihrem Gürtel Sehnen von den Schenkeln des Kranichs tragen, um nicht müde zu werden. — Bei Vassiliev [1]) erfahren wir ein Mittel, die Eintracht unter Eheleuten herzustellen: ein Magnetstein soll in zwei Teile geteilt und diese dann von den Eheleuten getragen werden. — Der Glaube an die Macht der Sympathie liegt auch zugrunde, wenn man sich die Namen der Siebenschläfer aufschreibt und unter den Kopf legt, um gut zu schlafen, s. Vassiliev a. a. O. 327 ff.; Haupt a. a. O. 494 und 522; Aleman. I 198. — Nicht minder klar tritt die Sympathie zutage in dem von Psellus [2]) (11. Jahrhdt., seine Exzerpte stammen zum Teile aus Julius Africanus, der im 3. Jahrhdt. n. Chr. lebte) angegebenen Mittel, einen Dieb herauszubekommen: „Man schneide Kaulquappen die Zungen ab und salze sie ein, danach mische man sie nach Bedarf mit Mehl und gebe davon denen, die man des Diebstahls für verdächtig hält. Der Dieb gerät nun gleichsam ausser sich (*ἐν ἐκστάσει ὥσπερ γενόμενος*) und bezichtigt sich laut und offen selbst". Die Geschwätzigkeit der Frösche, die schon in den Kaulquappen wohnend gedacht wird, teilt sich ihm also mit.

Wir sind damit zu den Mitteln gekommen, die zum Schutze des Eigentums, zur Entdeckung von Dieben dienen. Die Zahl und Art dieser Mittel ist sehr gross, ich verweise auf Drechsler a. a. O. 45 ff. Nach der Wiener Hs. 13647 f. 130b [3]) erscheint einem der Dieb im Traume, wenn man sich die Wurzel der verbena unter den Kopf gelegt hat; dieselbe Kraft hat nach der gleichen Hs. (fol. 132b) [3]) solsequium (Wegwart), ein Glaube der nach Drechsler a. a. O. S. 48 noch heute lebt. — Um einen Dieb zu entdecken, soll man nach einer im cod. Laurentianus 14 plut. 86, fol. 47, saec. XV (s. Vassiliev a. a. O. 341) überlieferten Vorschrift das Weisse eines Eies nehmen, es mit Blei mischen und dann ein Auge an eine Wand malen. Danach soll man die Verdächtigen diesem Auge gegenüber aufstellen. Der Dieb wird jetzt in Tränen ausbrechen. Leugnet er, so soll man einen Nagel in das gemalte Auge einschlagen, so gesteht er. Rings um das Auge aber soll man schreiben: *Ὁ δὲ*

[1]) Anecdota graeco-byzantina, pars I, Mosquae 1893, p. 340.
[2]) Lect. mirab. = Westermann a. a. O. S. 144 f.
[3]) Haupt a. a. O. S. 527.

παράνομος Ἰούδας οὐκ ἠβουλήθη συνιέναι. Dieses Mittel ist deshalb besonders merkwürdig, weil in ihm eine der im Volksglauben und -Brauch so ausserordentlich häufigen Kontaminationen steckt: es ist klar, dass das an die Wand gemalte Auge für den Dieb ein mal occhio ist, das ihn bannt; wird nun in dieses Auge ein Nagel geschlagen, so ist jetzt dieses selbe Auge als das böse Auge des Diebes gedacht. Man denkt hier an O. Jahns[1]) Worte: „Wenn man die sympathetischen Kuren der Alten durchgeht, so wird man finden, dass bei einem grossen Teile derselben das, was schadet, auch Hilfe bringen soll, wobei sehr oft durch die wunderlichsten Ideenassociationen Surrogate geschaffen werden, unter denen sich die wirklichen Dinge verstecken". — Ein anderes Mittel zur Entdeckung eines Diebes steht im cod. Barberin. III 3 vom Jahre 1497, s. Vassiliev a. a. O. 330. Es wird da ein Gebet angegeben, das zu diesem Zwecke gebetet werden soll. Vor diesem Gebete nimmt der Priester das Brot, das er vom grünen Donnerstage her (τῆς μεγάλης πέμπτης) aufbewahrt hat; nachdem nun das Gebet gesprochen ist, wird das Brot dem Verdächtigen gegeben. Wer unschuldig ist, schluckt es glatt hinunter, beim Täter dagegen setzt es sich im Schlunde fest und droht ihn zu ersticken. Aehnliche Mittel findet man ebenda S. 340, s. Vassilievs Bemerkungen dazu auf Seite LXIII ff., wo Beispiele für diese Art des Gottesurteils bei verschiedenen Völkern angeführt werden[2]).

Wir sehen hier zugleich, wie auch die Geistlichkeit das Volk in seinem abergläubischen Treiben unterstützte, diesem den Schein des Christlichen gebend, ein Tun, das von den Päpsten und Bischöfen oft bekämpft, mitunter freilich auch begünstigt worden ist[3]). Wie sich die Kirche auch sonst aller möglichen Bedürfnisse und Angelegenheiten ihrer Glieder annahm, das geht aus den Gebeten der Euchologien hervor. So steht in Goars Euchologion S. 573: Ἀκολουθία εἰς παῖδας κακοσκόπους = Officium in pueros hebetis ingenii seu etiam pravis moribus instructos, also ein Gebet gegen schwachbefähigte oder ungeratene Kinder. Daher knüpfen sich Bräuche, durch die die Befähigung und Lernlust der Kinder gehoben werden soll, mit Vorliebe an die Kirche an; dies ist be-

[1]) Über den Aberglauben des bösen Blicks, Berichte über die Verhandlungen der Kgl. sächs. Ges. der Wissensch., phil.-hist. Kl., 7. Bd. 1855, S. 61.

[2]) S. auch Grimm, Deutsche Mythologie[4] S. 1063.

[3]) S. Vassiliev a. a. O. S. LXIII ff.

sonders im östlichen Katholicismus der Fall. Im Barberin. III 3 (Vassiliev 341 f.) haben wir ein sehr umständliches Mittel εἰς παιδὶν κακόσκοπον, für ein schwer begreifendes Kind. Das Kind soll in die Kirche geführt werden, dort werden Gebete und Evangelien über ihm gesprochen und verschiedene Bräuche vollzogen, in denen sich Magie und Christentum wunderlich vermengen. In dem Schlussgebete werden eine Menge Heilige angerufen, darunter auch Basilios, gerade er hier ganz passend, wo es sich darum handelt, ein Kind leicht lernend zu machen. Am Vorabend des 1. Januars, des Festes des heiligen Basilios, ziehen nämlich, so wie bei uns am Sonntag Laetare, die Schuljungen durch die Strassen und singen vor den Türen ihre Lieder. Danach erhalten sie Geschenke[1]). Mit Vorliebe wird da eine Kinderlegende vom heiligen Basilios gesungen[2]).

„Der heilige Wassilis kommt herab von Kjessaria.
Er trägt ein Blatt da und Papier, Papier und Dintenfass da.
Das Dintenfass — da schrieb er draus und das Papier — drin liest er.
„Wassilis, weisst die Buchstaben? Wassilis, weisst die Lieder?"
„Ich hab Buchstaben wohl gelernt, doch Lieder weiss ich keine".
Und auf sein Stöcklein stützt er sich, das ABC zu sagen" usw.

Der heilige Basilios mit seiner Kenntnis des ABC ist also der geeignete Schutzheilige, wenn es sich um ein Kind handelt, das lesen und schreiben lernen soll. — Auch ein anderer von Abbott a. a. O. 362 erzählter Brauch, der den gleichen Zweck verfolgt, führt uns in die Kirche: Wenn einem Kinde das Erlernen der heiligen Buchstaben schwer fällt, schreibe das ABC auf eine Schüssel, die für das heilige Brot gebraucht wird, und lass es in der Liturgie an drei Sonnabenden und Sonntagen segnen, und wenn diese drei Sonnabende und Sonntage vorüber sind, so löse es mit altem reinem Weine auf und gib dem Kinde zu trinken, so wird es einen offenen Kopf bekommen (ἀπολ[ύσει] ὁ νοῦς του). Und während das Kind trinkt, spricht der Schulmeister folgendes Gebet: „Herr unser Gott, der du gesiegt hast und hast erleuchtet die Herzen der [24] Aeltesten[3]) Melchisedek, Naboi, Jochame (es folgt eine lange Reihe hebräischer Namen), kommet ihr selbst zu Hilfe

[1]) Georgeakis-Pineau, Le Folklore de Lesbos = Les littératures populaires de toutes les nations, Tome XXXI, Paris 1894, S. 261.

[2]) D. Sanders, das Volksleben der Neugriechen, Mannheim 1844, S. 132.

[3]) S. Apocal. Johannis 4, 4.

und öffnet Sinn und Herz dieses Knechtes Gottes, dass er die heiligen Buchstaben lerne". — Einem dem Auflösen und Trinken des ABC verwandten Brauche begegnen wir im ersten Berliner Zauberpapyrus[1]). Danach soll man, um ein gutes Gedächtnis zu bekommen, magische Wörter auf ein Blatt schreiben, diese mit dem Wasser von sieben Quellen abwaschen und dieses Wasser sieben Tage lang nüchtern trinken. Auch Georgeakis-Pineau teilen einige Bräuche mit, durch die die griechischen Frauen die Begabung ihrer Kinder heben wollen. A. a. O. S. 332: Wenn eine Kohle aus dem Weihrauchfasse fällt, während der Priester in der Kirche räuchert, heben die Frauen sie auf, zerstampfen sie und tun dieses Pulver ins Wasser, das lassen sie ihre Kleinen trinken, dadurch lernen sie früher sprechen. S. 333: Ein anderes Mittel, dass die Kinder zeitig sprechen lernen: Man wäscht die Lampe, die vor den Heiligenbildern aufgehängt ist, und lässt dann das Kind aus diesem Glase drei Schluck reines Wasser trinken, aber jedesmal an einer anderen Stelle des Glases. — Auch unser Volk kennt eine grosse Anzahl von Mitteln, die Begabung eines Kindes zu fördern, überhaupt geistige Kräfte zu erlangen und zu erhalten. Auch hier spielen viele auf kirchliches Gebiet hinüber, so das von Birlinger Alem. VI 172 mitgeteilte „rare geheimnus, ein sehr gutes gedächtnus den kindern einzupflanzen, dass sie bis in ihr alter alle wort so sie hören behalten können": Mit dem Wasser, das sich um das Aderlassblut eines frommen jungen Geistlichen, der schon gepredigt hat, angesetzt hat, soll man den Kopf des Kindes benetzen. — Nach Nehring[2]) soll der abgefallene Nabel des neugeborenen Kindes bis zum siebenten Jahre aufbewahrt werden, damit das Kind ein gutes Gedächtnis bekommt; ähnliches bei Lammert a. a. O. S. 170. In der Oberpfalz gab man Kindern ein gekochtes Starenherz zu essen, damit sie gelehrig und gemerkig würden, ein Mittel, das sich wieder aus dem Sympathieglauben erklärt, Lammert a. a. O. S. 118. Siehe ferner Drechsler a. a. O. 267; mit dem Rezepte: „Dass du behaltest, was du liesest, nimm ein Aug von einem Wiedehopfen und trag es bei dir", vergleiche ein anderes, Alem. II 131: „Dass du nit vergessest, was du gelehrt hast, so nimb ein widthophen zungen, mach die zue bulffer und gist's in

[1]) Parthey, Zwei griechische Zauberpapyri des Berliner Museums, Abhandl. der Kgl. Akad. der Wissensch., phil.-hist. Kl., 1865, I 232 ff.

[2]) Mitteilungen der schles. Ges. f. Volksk. III 6.

wein, so vergist du nichts". Siehe auch Lammert a. a. O. S. 225: „Gegen Vergesslichkeit oder Verstandesschwäche nimmt man das Auge oder die Zunge eines Wiedehopfes und hängt sie an; Gedächtnis und Verstand kommen wieder (Hof und Unterfranken)".

Aus der unerschöpflichen Fülle von Heil- und Zaubermitteln des Volkes habe ich nur eine ganz kleine Auswahl gegeben. Manchem mögen diese Mittel zunächst bedeutungslos, ja lächerlich erscheinen. In diesem oder jenem medizinischen Buche unserer Tage wird mit mitleidigem Lächeln oder mit Ironie von ihnen gesprochen. Wer tiefer sieht, erblickt in ihnen die ersten Schritte zu wissenschaftlicher Erkenntnis der Natur, Schritte, wie sie gerade so der menschliche Geist auf dem Wege seiner Entwicklung machen musste, die abergläubischen Meinungen und Vorstellungen aber, die uns in diesen Erzeugnissen fernster Vergangenheit oft in der packendsten sinnlichen Anschaulichkeit entgegentreten, zu beobachten ist für jeden wichtig, der das naive Denken früherer, aber auch noch heutiger Menschen begreifen will.

---

# Ueber die Berechtigung des Ausdruckes „Votivkröte".[1]

Von Marie Andree-Eysn in München.

Prof. Dr. Magnus hat in Heft XV unserer „Mitteilungen" eine Arbeit über „die plastische Auffassung der Gebärmutter in der Volksmedizin" veröffentlicht; sie schliesst damit, dass „man endlich aufhören sollte von Votivkröte zu sprechen, weil es keinen Sinn habe, von solcher zu reden, wo das betreffende Weihgeschenk eine Schildkröte, eine Eidechse, einen Salamander, einen Frosch oder gar ein krebsartiges Tier darstellt, aber ganz und gar nicht eine Kröte. Man soll sich an das Tatsachenmaterial halten und nur an dieses", heisst es.

Dieser letzte Satz, man möge sich nur an das vorhandene Material halten, ist Veranlassung dieser Zeilen, da sie vielleicht zur Klärung der in Frage stehenden Sache beitragen. Seit einem

[1]) Dieser Aufsatz ist uns vor dem beklagenswerten Hinscheiden unseres verehrten Mitarbeiters Geh. Medizinalrat Professor Dr. Magnus zugegangen. Wir müssen die strittige Frage nun zur Entscheidung stellen, ohne eine Erwiderung von Magnus geben zu können.

Jahrzehnt habe ich viele, viele Hunderte derartiger Votive beobachtet, und wahrscheinlich ist auch die grösste Sammlung der verschiedenen Formen dieses Votivtieres in meinem Besitze. Das durchforschte Gebiet erstreckt sich über Süddeutschland, die benachbarten österreichischen Gebiete, Ungarn und Italien.

Prof. Dr. Magnus begründet seine Ansicht, dass es sich bei den Votiv-Bermuettern nicht nur um eine Kröte, sondern auch um andere Amphibien handle, zumeist auf die in seiner Arbeit „die Volksmedizin, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre Beziehungen zur Kultur“ [1]) wiedergegebenen Abbildungen. Vor allem möchte ich betonen, da dies für die nachfolgende Erklärung das Ausschlaggebende ist, dass dies sämtlich eiserne Opfertiere sind. Sie stammen zumeist aus meiner Sammlung, sind aber nur recht seltene Ausnahmen und gerade deshalb in Richard Andrees „Votiv- und Weihegaben“ abgebildet, weil sie von dem einheitlichen Typus der wächsernen Votivkröte abweichen und gegenüber der unendlich grossen Menge von typischen Krötenformen durchaus wegfallen.

So mannigfaltig die eiserne Votivkröte, volkstümlich „Bermutter“ (Gebärmutter), so einheitlich typisch ist die wächserne und silberne, und nirgends findet sich ein Salamander oder eine Eidechse aus Wachs, noch lässt sich durch Tradition oder Literatur nachweisen, dass sie als solche aufgefasst worden ist.

Von hundert der geopferten Bermutter-Votivtiere sind sicher 97 aus Wachs, höchst selten eine aus Silber, die übrigen aus Eisen. Solche aus Holz oder Kupfer, wie sie Prof. Magnus, ohne nähere Angaben, wo sie vorkommen, erwähnt [2]), habe ich nirgends gesehen, noch literarisch darüber etwas gefunden.

Sehe ich die zahlreichen Formen dieses Weihgeschenkes in meiner Sammlung durch, so finde ich die wächsernen alle ziemlich gleichförmig, nur verschieden ornamentiert und je nach dem subjektiven Können des Schnitzers der Holzform mehr oder minder geschickt einer Kröte nachgebildet.

Wie sehr das Material — Wachs oder Eisen — die Gestaltung beeinflusst, ergibt ein Blick, wenn man wächserne und eiserne Votive nebeneinander hat. Die „Model“ (Formen), in welche die

---

[1]) Abhandlungen zur Geschichte der Medizin, Heft XV, Breslau 1905.

[2]) Mitteil. der schles. Gesellsch. f. Volksk. Heft XV 1906 S. 52.

Wachsvotive gegossen werden, sind meist von geübten Schnitzern in Städten und Märkten hergestellt, und die aus diesen Formen gegossenen Figuren lassen uns keine Minute in Zweifel so verschieden sie auch unter sich sein mögen —, ob wir es mit einem Ross oder Rind, einem Schaf oder Schwein zu tun haben.

Wie ganz anders bei den eisernen Votiven, welche die Nachfolger der wächsernen und aus diesen hervorgegangen sind. Kaum zwei ganz gleiche Stücke, denn jedes ist aus freier Hand gearbeitet, die Gestalten wechseln und gehen ineinander über, so dass es oft unmöglich ist zu sagen, ob es der Kopf eines Rosses oder Rindes, ob es Ohren oder Hörner sein sollen; oft ist der Hals sehr lang und läuft nur in ein fadenförmiges Eisenstück aus, oder der Kopf ist nur ein breiter Lappen. Ja, in meiner Sammlung befinden sich sogenannte Rössl, die mehr einem Wurm mit 4 Beinen als einem Pferde gleichen. Genau so ist es wohl der Fall gewesen, wenn der Schmied den Auftrag erhielt, eine eiserne Bermutter herzustellen. Stets schwebte ihm, der Volksansicht entsprechend, eine Kröte vor, und er gestaltete diese so gut oder schlecht er konnte. So schreibt auch Dr. Wilhelm Hein von dem langbeinigen Tier, das er abbildet[1]): „Sie (die Kröte) ist offenbar eiligst auf Bestellung aus dem nächstbesten Eisenblech geschnitten worden". Mangelhaftes Können ist ganz sicher eher die Ursache dieser Gestaltungen als Willkür und Phantasie des Verfertigers. Wollte man bei den mannigfachen Gestalten, die als Ross oder Rind geopfert werden, eine Klassifikation vornehmen, so würde eine ganz ausserordentliche Reihe von Gestalten und Arten zur Erscheinung kommen, die zoologisch kaum unterzubringen wären.

Wie es gekommen ist, dass im Mittelalter neben den Wachsvotiven auch eiserne, und zwar vorwiegend bei den Leonhardskirchen auftreten, erklärt sich leicht dadurch, dass St. Leonhard in Süddeutschland als der grosse „Eisenherr" angesehen wurde, dem man Eisen in allen Formen opferte und von den Leonhardskirchen aus wurde dann Handel mit dem nützlichen Metall betrieben. Dem „Eisenherrn" war ein Votiv aus seinem Metall doppelt willkommen, während solche aus Wachs bei anderen Gnadenstätten dargebracht wurden.

Panzer sagt[2]): „Bei mehreren sogenannten wundertätigen

[1]) Opferkröten. Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien Bd. XXXI S. 21.

[2]) Bayrische Sagen und Gebräuche II S. 478.

Gnadenbildern sieht man unter anderen wächsernen, ex voto aufgehängten Gestalten von Händen, Füssen und anderen leidenden Gliedern hier und da eine krebs- oder krötenähnliche Figur". Auf den folgenden Seiten spricht er aber nur mehr von „der Bermuetter in gestalt einer kröte aus wachs, die man auch von eisen, roh geschmiedet, in vielen kirchen findet". Ich glaube, dieses eine flüchtig erwähnte Wort „krebsartig" ist auch hier nur auf ein ungeschicktes Machwerk eines Dorfschmiedes zurückzuführen, denn unter den Tausenden von Votiven, die ich gesehen, ist mir niemals die Opferung eines Krebses zu Gesicht gekommen, er kommt als Votiv weder in alter noch neuer Zeit vor.

Der fächerförmige Schwanz bei den Wachskröten, der zugleich Einguss ist und als Fuss zur Aufstellung des Wachsvotives dient, ist bei den eisernen beibehalten und nachgeahmt. Augen, Ohren, Herzen und weibliche Brüste auf ganz ähnlichem Fussgestell besitze ich; ohne dieses wären diese Gegenstände ja nicht auf dem Altar aufzustellen. Der Schwanz der eisernen Kröte zeigt nur die genaue Nachahmung der wächsernen und soll keineswegs ein von ihr abweichendes geschwänztes Tier vorstellen.

Was den von Prof. Magnus unter 2 a. a. O. wiedergegebenen Frosch betrifft, der sich in meiner Sammlung befindet, so ist es das einzige Exemplar, wo er als Votivtier und als grosse Ausnahme vorkommt. Bei den von Prof. Thilenius im Globus Bd. 87 S. 108 abgebildeten und im Museum von Salzburg befindlichen Frosch handelt es sich höchst wahrscheinlich gar nicht um ein Votiv, da er nicht geschmiedet, sondern gegossen ist und schon dadurch aus der Reihe der Votive herausfällt, die ausnahmslos mit der Hand geschmiedet sind. Er stammt auch nicht aus einer Wallfahrtskirche, sondern wurde in dem alten Salzburger Wallgraben ausser Schloss Mirabell gefunden.

Was die Schildkröte als Gebärmuttervotiv anbelangt, so scheidet sie meiner Ansicht nach in dieser Beziehung vollständig aus, einmal weil sie unserem Volke ein ganz unbekanntes Tier ist und im Gebiet der Opferung gar nicht vorkommt und dann von Süden aus gar nicht eingeführt sein kann, da sie in Italien weder gegenwärtig noch in antiker Zeit überhaupt als Votiv Verwendung fand. Die aus altitalischer Zeit stammenden, wahrscheinlich bei Frauenleiden dargebrachten Tongebilde sind naturalistische Nachbildungen weiblicher Organe. Sie werden in den Museen „uteri"

genannt, sind aber nach der eingehenden Arbeit Prof. Stiedas[1]) als die vagina nebst der Harnblase zu deuten.

Die Schildkröte wurde nach Plinius (H. N. XXXII 4, 14) gegen Vergiftung benutzt, ausserdem war sie vielfach als Amulett aus Bernstein, Bronze, Gold usw. hergestellt. In gleicher Weise wurde die Froschdarstellung benutzt[2]), aber nirgends ist von einem Schildkröten- oder Frosch-Votiv die Rede und damit ihre etwaige Übertragung über die Alpen, im Gefolge des Christentums ausgeschlossen, während dies bei anderen Votiven anzunehmen ist.

Man findet die Schildkröte mit Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderem Getier, Symbolen und Geräten auf den Bronzehänden (rechte Schwurhand) des phrygischen Naturgottes Zeus Sabatios, welche, wie Blinckenberg[3]) gezeigt hat, die Kraft des Gottes symbolisieren, mit Votiven aber nichts zu tun haben.

Auch im Übergangsgebiet in Südtirol kommt weder die Kröte noch Schildkröte als Votiv vor, da ist die Stachelkugel als Symbol der „Bermutter" vorhanden.

Wäre die Schildkröte eine antike Weihegabe bei Frauenleiden gewesen, so müsste sie doch in dem Lande, wo sie vorkommt, unter den vielen, vielen Tausenden von antiken Tonvotiven wiederholt vorhanden sein, während sich zahllose tönerne „uteri" erhalten haben.

Wie unendlich viele dieser Votive sind in den Museen und Privatsammlungen in den italienischen Städten, nicht zu mindest in Rom, wo im Konservatorenpalast, im Museo Gregoriano etrusco, im Museo Archeologico, in den Magazinen des Museo Kircheriano, aber vor allem in jenen des Museo Nazionale di antichità (Villa Giulia) sich so ungewöhnlich viele Tonvotive aus dem 3. und 2. Jahrh. v. Chr. finden. In Falerii lagen sie in mächtigen Gruben nahe bei dem etruskischen Tempel beisammen, man wollte sich ihrer damals wohl genau so entledigen wie die eisernen Figuren in unserer Zeit, die man vor den Leonhardskirchen vergrub. Ganz ausserordentlich reich aber sind die, vorläufig dem Publikum noch nicht zugänglichen Magazine des Museo Nazionale delle Terme, wo zahllose Tonvotive aus Norba, Terra-

[1]) Anatomisch-archäologische Studien (Donaria) II S. 120.

[2]) Otto Jahn, Aberglaube des bösen Blicks bei den Alten. Berichte üb. d. Verh. d. k. sächs. Ges. d. Wissensch., Leipzig 1855, S. 98—99.

[3]) Archäolog. Stud., Leipzig und Kopenhagen 1904, S. 66 u. f.

cina, Palaestrina, Ostia, Veji, Trastevere, vor allem aber aus dem Tiber untergebracht sind. In jener Abteilung, welche die Funde aus dem Tiber enthält, zählte ich einmal 110 „uteri“ nebeneinander, davon 109 vollständig gleichartig, nur ein Exemplar war etwas kleiner. Und unter all diesen mannigfaltigen Votiven nicht eine einzige Kröte oder Schildkröte. Gegenüber diesen zahlreichen naturalistisch geformten Uterus-Votiven kann die einzelne Ton-Schildkröte im Museum zu Palermo [1]) wohl nicht in Betracht kommen, abgesehen davon, dass der Beweis fehlt, sie vertrete symbolisch den Uterus oder ein Frauenleiden.

In ganz ähnlicher Weise wie bei diesen antiken, verhält es sich auch bei den modernen italienischen Weihgeschenken: nirgends habe ich eine Kröte oder Schildkröte gefunden, obwohl ich sehr viele Kirchen und Wallfahrtsorte danach durchsuchte. Ein eigenes Gebärmuttervotiv scheint gegenwärtig in Italien nicht vorhanden zu sein. Auf Befragen wurde mir wiederholt versichert, dass man bei jedem inneren Leiden ein silbernes Herz opfere.

Wir haben keinen Beweis, dass das Volk sich verschiedene Tiere als im Unterleib wirkend vorstellt, wohl aber von der Kröte. Schon Dr. E. Blind [2]) brachte eine Zusammenstellung solcher Anschauungen; Dr. Otto Lauffer [3]) hat sie durch eine solche aus sehr früher Zeit ergänzt. Er hat eine Stelle aus dem um 1215 entstandenen mhd. Gedichte: „Moriz von Craon“ beigebracht, wie eine in den Leib gezauberte Kröte dort den Anschein der Schwangerschaft veranlasst. Trefflich ist die hiehergehörige Kopie eines Holzschnittes aus dem 15. Jahrh. aus Dr. M. Höflers Votivgaben beim St. Leonhard-Kult in Oberbayern [4]). „Wie eine reiche Burgerin starb, die der Kirchherr auff hiess schneiden. Vnd man ein grosse vngestalte kroten auff irem hertzen in irem leib sitzen vande usw.“. Auch bei den Naturvölkern kommt ähnliches vor [5]).

---

[1]) Höfler, Votivgaben beim St. Leonhardskult in Oberbayern. Beiträge zur Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte Bayerns, Bd. IX 1891 S. 127.

[2]) Globus, Bd. LXXXII S. 72.

[3]) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. Jahrg. 16 S. 233.

[4]) Beiträge zur Antropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. IX 1891 S. 128.

[5]) Wie mir Prof. Dr. Max Buchner mitteilt, bezeichneten die Neger in Angola mit nsunda Kröte und Frosch, es war dies aber zugleich die Benennung für das weibliche Genital, einschliesslich des Uterus. Jedenfalls eine höchst auffallende Analogie.

Die süddeutsche, im besonderen die bajuarische Bevölkerung, bei der das Krötenvotiv seine hauptsächliche Verbreitung hat, unterscheidet im allgemeinen ganz gut Frosch und Kröte. Der erstere gilt als harmlos, die unheimlich aussehende Kröte wird nicht nur als „giftiges" Tier gescheut, sondern sie wird auch als „arme Seele" und „Heimgänger" betrachtet, was zahlreiche Sagen und Märchen beweisen. Es liegt nahe, dass das Volk sich wohl eine „giftige" Kröte als Krankheiten im Leibe erregend vorstellen kann, nicht aber den unschuldigen Frosch. Im Volksmund wird der Ausdruck Kröte überhaupt nie, sondern je nach der Mundart Broatling, Höppin, Protz usw. gebraucht.

Sollte mit Rücksicht auf die volkskundliche Benennung der Ausdruck Krötenvotiv unpassend erscheinen, so würde dafür die Bezeichnung Bermutter-Votiv als die passendste zu empfehlen sein, wobei aber stets in Betracht zu ziehen wäre, dass die bildliche Darstellung des Votive typisch in Gestalt einer Kröte geschieht, wenn auch diese Gestalt manchmal misslang und das vereinzelte misslungene Exemplar, für sich betrachtet, als Eidechse oder Schildkröte erscheinen mochte.

---

# Wie sollen wir die schlesischen Mundarten schreiben?

Von Dr. Th. Siebs.

Eine sehr wichtige Frage wird mir als dem Herausgeber der „Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" immer wieder vorgelegt, von unseren Mitarbeitern und von anderen, die da Texte in der schlesischen Mundart aufzeichnen wollen: „Wie sollen wir schreiben, um richtig verstanden zu werden?"

Bevor man antwortet, muss man hier eine Gegenfrage stellen: „Von wem wollt ihr verstanden werden? Nur von denen, welche die betreffende Mundart so sicher beherrschen wie ihr selbst? Oder auch von anderen Leuten, sei es von Schlesiern, die gar keinen oder doch nicht euren Dialekt sprechen, sei es von Nichtschlesiern?"

Im ersten Falle — d. h. wenn man für Leute schreibt, die der betreffenden Mundart vollkommen kundig sind — kommt

es auf genaue Schreibung überhaupt gar nicht an. Die Schrift ist dann eben bloss ein Verständigungsmittel, das nur Andeutungen zu geben braucht. Es ist z. B. für den Mann aus der Umgebung von Giersdorf im Riesengebirge, der seine heimische Mundart spricht, ziemlich gleichgültig, ob man schreibt „mir sullen uff Giersderf gihn“ *(wir sollen nach Giersdorf gehn)* oder „mihr suln uf Gihrschturf gien“ oder anders; er wird es doch richtig lesen und wiedergeben als „mîr ſuln uf Gîršţf gîn“. Die Sache liegt hier nicht viel anders als bei der Rechtschreibung der meisten Schriftsprachen, denn auch hier ist von einer genauen Wiedergabe der heute gesprochenen einzelnen Laute durch Zeichen keine Rede. Sage ich z. B. auf deutsch *hier stehen meine Häuser*, so spreche ich in *hier* kein i + e, in *stehen* weder ein s noch ein h, in *meine* kein e + i, in *Häuser* kein ä + u und kein e, sondern etwa „hîr štên máêně hóôſţ“; und mit dem englischen *here are my houses* (etwa als „hîţ āţ máê háôſẽs“ gesprochen) steht es vielleicht noch ungünstiger. Wer die betreffende Sprache nicht kennt, würde hier nie und nimmer aus der Schreibung die richtige Aussprache entnehmen; und doch genügt die Orthographie im allgemeinen zur Verständigung.

Ganz andere Anforderungen aber muss man an die Schreibung stellen, wenn sie uns instand setzen soll, einen Text in einer uns nicht geläufigen Mundart oder Sprache annähernd richtig zu lesen, oder uns gar in wissenschaftlichem Sinne über die Lautverhältnisse fremder Idiome aufklären soll. Wo immer es sich darum handelt, feinere Beobachtungen über den Lautstand zu geben, die Mundarten in dieser Hinsicht miteinander zu vergleichen, den Wortschatz der Dialekte festzulegen, ja auch nur z. B. dem Breslauer Genaueres über die Aussprache des Hirschbergers oder des Glogauers zu sagen, da ist die sogenannte phonetische Schreibung unerlässlich, die möglichst klar die einzelnen Laute durch Zeichen darstellt.

Mögen schlesische Texte, die der augenblicklichen Unterhaltung dienen, mit der unzulänglichen Orthographie unserer Schriftsprache weiterhin geschrieben werden — freilich liesse sich auch hier bei gutem Willen sehr leicht eine phonetische Schreibung einbürgern, denn jedem würde sie nach ein paar Stunden Lesens viel bequemer sein; unzweifelhaft aber ist, dass alle Dialektaufzeichnungen, die wissenschaftlichen Wert haben oder auch nur —

für die Gegenwart und namentlich für die Zukunft — irgend welchen Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben, phonetisch gegeben werden müssen. Schon im Jahre 1904 habe ich deshalb nach langem und vorsichtigem Erwägen in unseren „Mitteilungen" (Heft XII Seite 98) Vorschläge gemacht, und die will ich hier wieder aufnehmen und ergänzen. Die Sache ist aus verschiedenen Gründen recht schwierig, denn mancherlei Anforderungen sind zu erfüllen, und am wichtigsten sind die folgenden vier.

Erstens: die Schreibung soll auch den Lesern, die nicht sprachwissenschaftlich geschult sind, leicht verständlich sein, sie wenigstens nicht abschrecken. Ganz ist das freilich kaum zu erreichen, denn die meisten Gebildeten sind in dem törichten und, wie es scheint, unausrottbaren Vorurteil befangen, dass unsere deutsche Schulorthographie den tatsächlich gesprochenen Lauten Rechnung trüge, und bilden sich ein, das eu sei die gute Darstellung dessen, was wir etwa oi sprechen, während es doch eigentlich ein e + u ist. Sie haben auch meistens nicht einmal den guten Willen, eine Viertelstunde für das Verständnis einer den Lauten annähernd entsprechenden neuen Schreibung zu opfern. Demgegenüber bitten wir dringend, unsere guten und wichtigen Bestrebungen, die von der Wissenschaft allgemein anerkannt sind, nicht einfach von der Hand zu weisen.

Zweitens: die Schreibung muss so sein, dass sich die wichtigsten Typen in einigermassen gut ausgestatteten Druckereien vorfinden oder doch leicht beschaffen lassen.

Drittens: die Lautzeichen müssen genügen, um die wichtigsten Lautunterschiede aller schlesischen Mundarten darzustellen, und deren sind sehr viele.

Viertens: für jeden besonderen einheitlichen Laut muss ein eigenes einheitliches Zeichen vorhanden sein, und die gleichen Laute müssen durch gleiche Zeichen dargestellt werden. Sonst gibt es überall Missverständnisse. Einige Beispiele dafür. Der ch-Laut im deutschen *ach, Loch, Bauch* (nach dunklen Vokalen) ist gänzlich verschieden von dem ch-Laute in *ich, schlecht, euch* (nach hellen Vokalen): also müssen hier verschiedene Zeichen angewandt werden, etwa ch gegenüber ć̆h. — Das ng in *singen* ist der gleiche Laut wie das einfache n in *Dank*, ist aber völlig verschieden von dem Werte des n in *bin, Hand* und muss deswegen ein besonderes Zeichen haben, etwa ŋ. — Der zwischen dem o

und a liegende Vokal, wie er im schlesischen Gebirge z. B. in îc̆h hō *ich habe*, mîr tōta *wir taten*, tsōn *Zahn*, kōm *kam* sehr häufig ist, ist ein einheitlicher Laut, und darum ist ein einheitliches Zeichen wünschenswert; man liest bisweilen dafür oa, doch ist das missverständlich, denn gern wird man oa als o + a auffassen, wie es im Gebirge z. B. in nôal *Nagel*, dôarf *darf*, štôark *stark* gesprochen wird; ganz besonders irreführend aber ist die Schreibung oa deshalb, weil in manchen Fällen einige schlesische Dialekte ôa, andere aber ō sprechen, z. B. hat die Hirschberger Mundart ſôan *sagen*, die Frankenstein-Waldenburger ſōn (im Lausitzischen gilt ſoin, in der Grafschaft Glatz ſēn). — In unserer neuhochdeutschen Rechtschreibung dienen die Doppelkonsonanten hauptsächlich dazu, die Kürze des Vokals zu bezeichnen, und so kommt es, dass als Konsonant das n in *Kahn* den gleichen Wert hat wie das nn in *kann*; in *man* ist die Vokalkürze unbezeichnet, in *Mann* durch nn dargestellt, und die verschieden geschriebenen Worte haben die gleiche Aussprache; das s in *Mus* wird gesprochen wie das ss in *Fuss*, ist aber verschieden von dem ebenso geschriebenen s in *singen*; und andererseits ist das kurze u in *muss* gegenüber dem langen u in *Fuss* nicht gekennzeichnet — überall Unstimmigkeit, die für genaue Lautbezeichnung unbrauchbar ist.

Meine schon vor Jahren nach diesen Gesichtspunkten gemachten Vorschläge habe ich mit sachverständigen Beurteilern wiederholt durchberaten; für das Schlesische haben als solche besonders Stadtbibliothekar Dr. Hippe und stud. phil. von Unwerth gewirkt, dem wir eine wertvolle, demnächst zu druckende Arbeit über die sprachwissenschaftliche Scheidung der schlesischen Mundarten verdanken. Wir sind zu dem Schlusse gekommen, für alle Texte schlesischer Mundart, die in unseren Veröffentlichungen gedruckt werden, und so auch für ein von unserer Gesellschaft geplantes Schlesisches Wörterbuch die folgende Schreibung festzusetzen und sie zugleich allen denen zu empfehlen, die zur Erforschung und Darstellung schlesischer Dialekte beitragen wollen. Die Schreibung ist nicht neu, sondern schliesst sich an diejenige an, die für die Lautgebung der deutschen Musteraussprache in den von mir herausgegebenen Arbeiten „Deutsche Bühnenaussprache. 3. Auflage. Köln und Berlin 1905“ und „Grundzüge der deutschen Bühnenaussprache. 3. Auflage. Köln und Berlin 1905“ nach

Vereinbarung mit einem aus Germanisten und Bühnenleitern bestehenden Ausschuss angewendet worden ist; doch ist diese in dem Sinne erweitert worden, dass Texte aller schlesischen Mundarten ohne Schwierigkeiten damit aufgezeichnet werden können. Gern hätte ich mich an die Schreibung der internationalen „Association phonétique" angeschlossen, musste das aber als unpraktisch aufgeben, da weitere Kreise ihr schwerlich Verständnis entgegenbringen würden.

Wir müssten nicht in Deutschland leben, wollten wir nicht mancherlei Bedenken und Einsprüche gegen derartige Vorschläge zu einer einheitlichen Schreibung der schlesischen Mundarten erwarten. Ich könnte darin auch nur ein Zeichen erfreulichen Interesses sehen. Um aber unsere wohlerwogenen Absichten nicht unnötig durch gutgemeinte Sonderbestrebungen zu gefährden, bitte ich, solche Bedenken nicht öffentlich auszusprechen, ohne vorher mit mir über die in Frage kommenden Punkte Rücksprache zu nehmen. Vor allem sei darauf hingewiesen, dass die grosse Zahl der von uns zusammengestellten verschiedenen Lautzeichen nicht befremden darf: hier sind eben die wichtigsten Besonderheiten aller schlesischen Dialekte tabellarisch vereinigt, für eine einzelne Mundart aber werden nur wenige dieser Zeichen gebraucht, und sie werden von jedem, der die betreffende Mundart schreiben will, leicht erkannt werden; auch geben unsere Sprachproben im Anhange genaueren Aufschluss.

## A. Allgemeine Vorbemerkungen.

I. Die Texte werden in der sogenannten lateinischen Schrift, der lateinischen Minuskel gedruckt.

II. Grosse Anfangsbuchstaben werden nur in Eigennamen und zu Beginn des Satzes verwendet.

III. Der Wort- und Silbenakzent werden in der Regel nicht bezeichnet, zumal sie von dem in der Schriftsprache üblichen nicht abweichen; wo es dennoch wünschenswert erscheint, wie besonders in Fremdworten, bezeichnet der Akut ' den höchsten Ton, der Gravis ` den Nebenton, z. B. fránîjĕ *Frange, Franse;* bómbĕêlêmènt *Bómbenelemènt*, lōbĕránta *Laboranten.*

## B. Vokale.

Im allgemeinen gelten folgende Grundsätze:

I. Kurze offene Vokale bleiben unbezeichnet, wie auch in der deutschen Bühnen- und Musteraussprache kurze offene Vokale in Worten wie *alt, Welt, es gilt, Wort, bunt* gelten.

II. In der deutschen Bühnenaussprache sind die langen Vokale zumeist nicht nur durch die Quantität, sondern auch durch die Qualität von den kurzen verschieden: sie sind geschlossen, und diese bezeichnen wir mit ˆ, z. B. hêbĕ, fê, îm, lîbĕ, hôn, kôl, hûn, bûch entsprechen den bühnendeutschen Vokalen in *hebe, See, ihm, Liebe, Hohn, Kohl, Huhn, Buch.*

III. Wird das a oder das kurze offene e, o (wie es in bühnendeutsch *alt, welt, wort* gesprochen wird) in die Länge gezogen, so wird es durch ¯ bezeichnet; und zwar ergeben sich für das ā und ē hier Laute, wie sie in bühnend. hābĕ *habe* und ērĕ bēr *Ähre Bär* vorliegen. Langes offenes ō ist in der deutschen Bühnensprache nicht üblich, wohl aber in der schlesischen Mundart, z. B. im Gebirge mōn *Mann*, bōnĕ *Bahn* (ähnlich wie in plattdeutschen Mundarten wōtĕr wåtĕr *Wasser*, bōn *Bahn* und auch im Englischen all *all* water *Wasser* — allerdings hier mit noch dunklerem Laute — gesprochen wird).

IV. In den Mundarten kommt es vor, dass geschlossenes ê und ô, das in bühnend. *Rede, Sohn* gilt, mit kürzerer Dauer gebildet wird, wie wir es wohl in Fremdworten unter dem Nebenton sprechen, z. B. in *Mêlôdíe, Mônôgrámm.* Diese kurzen geschlossenen Vokale werden durch ę und ǫ bezeichnet.

V. Das sogenannte gemurmelte e, wie man es in bühnend. *hābĕ, rêdĕ* spricht, wird durch ĕ bezeichnet.

VI. Diphthonge, die es in mancherlei Abstufungen der Komponenten gibt, werden durch die einzelnen Laute dargestellt, aus denen sie gebildet sind, z. B. baum oder báôm *Baum*, glaiĉh oder gláêĉh *gleich*, hoiſ̣ oder hóêſ̣ *Häuser* usw.

So ergeben sich für die schlesischen Mundarten folgende Vokale:

I. a-Laute.

1) a kurzes a = bühnend. a in *alt, lange, hart*, jedoch etwas heller; z. B. gebirgschles. lanĕ *lange*, daktĕ *deckte*, švastſ̣ *Schwester.*

2) ā langes ā (qualitativ = a), wie bühnend. ā in *Vater, sagen*, jedoch etwas heller; z. B. gebschles. bāchĕ *Bach*, kālt *kalt*, lābr̥ *Leber*, pfā$^{r}$t *Pferd*, gāl *gelb*, nālĕ *Nägel*.

II. e-Laute.

1) e kurzes offenes e = bühnend. e in *Bett, Feld, hält;* z. B. gebschles. ſeks *sechs*, betĕ *Bett*, denka *denken*, leċhr̥ *Löcher*, rest *reisst*, ſeft *säuft*.

2) ē langes offenes e, ähnlich wie bühnend. ä in *Ähre, Träne, Bär*, jedoch etwas offener; z. B. lausitz. rēdn̥ *reden*, krētĕ *Kröte*, fēlĕ *Pfähle*; glätz. bēr̥n *Beeren*, štēn *Stein*, gĕſēt *gesagt*.

3) ê langes geschlossenes e = bühnend. e in *See, wenig;* z. B. gebschles. êlĕ *Elle*, fêjl̥ *Vögel*, štên *Stein;* in der sog. Kräutermundart šnêtĕ *Schnitte*, mêlĕ *Mühle;* niederländisch schlesisch bêsn̥ *beissen*.

4) ę kurzes geschlossenes e, dem kurzen i verwandt und oft mit ihm wechselnd; z. B. glätzisch męlċh *Milch*, węnt *Wind*.

5) ĕ gemurmeltes e, wie in bühnend. *Bohne, Gebiss;* z. B. gebschles. šnîtĕ *Schnitte*, gĕſôat *gesagt*.

III. i-Laute.

1) i kurzes offenes (ungespanntes) i, ähnlich wie in bühnend. *Kind, Bild, wissen;* z. B. gebschles. kint *Kind*, tipla *Töpfchen*, šlisa *schliessen*.

2) î langes geschlossenes î = bühnend. i in *ihm, wieder, wir;* z. B. gebschles. šnîtĕ *Schnitte*, fînĕ *Söhne*, wî *weh*, bîſĕ *böse*, lîp *lieb*.

IV. o-Laute.

1) o kurzes offenes o wie in bühnend. *Kopf, Rock;* z. B. gebschles. kolp *Kalb*, ošĕ *Asche*, monĕ *Männer*, glokĕ *Glocke*.

2) ō langes offnes o, z. B. gebschles. rōt *Rad*, mōn *Mann*, lōs *las*.

3) ô langes geschlossenes o = bühnend. o in *Kohl, Lohn, Kohle, Sohn*; z. B. gebschles. hôl *hohl*, fôgl̥ *Vogel*, štrôsĕ *Strasse*, ômtsĕ *Ameise*; Kräutermundart pôš *Busch*, grôs *gross;* lausitzisch bôm *Baum;* niederld. fô *Sau*.

4) ọ kurzes geschlossenes o, dem u verwandt und oft mit ihm wechselnd; z. B. glätzisch ọksĕ *Ochse*, kọpĕ *Kopfe*, pọšĕ *Busche;* niederld. schles. faiọ *viel*, tenọn *tengeln*.

V. u-Laute.

1) u̯ kurzes offenes (ungespanntes) u = bühnend. u in *Hund, wurde;* z. B. gebschles. hunt *Hund*, tupĕ *Topfe*, ſumr̥ *Sommer*, gĕlufa *gelaufen.*

2) û langes geschlossenes u = bühnend. u in *Uhr, Huhn;* z. B. gebschles. ſûn *Sohn*, grûs *gross*, bûch *Buch*, dû *du*, wûr̥ *wahr.*

VI. Diphthonge.

Sie werden durch die nebeneinandergesetzten Zeichen für ihre einzelnen Komponenten ausgedrückt: z. B. ai in gebschl. drai *drei*, baisa *beissen;* āĕ in böhm. schles. štāĕn *Stein*, niederld. māĕdĕ *Mägde;* au in gebschl. baum *Baum*, kraut *Kraut;* oi in gebschles. noin *neun*, hoiſr̥ *Häuser*, doitš *deutsch;* ōĕ in glätz. glōĕn *glauben;* ôi in niederld. lôitĕ *Leute;* ûo in niederld. mûon *Mann*, gûobl̥ *Gabel;* îe in niederld. rîedn̥ *reden*, fîegl̥ *Vögel;* ûĕ in niederld. ſûĕń *sagen*, mûĕt *Magd*, gebschles. gĕflûĕn *geflogen;* ôa in geb.-schles. gĕſôat *gesagt*, môat *Magd;* auĕ ōĕ in niederld. gĕflauĕń gĕflōĕń *geflogen*, fauĕt fōĕt *Vogt.*

## C. Konsonanten.

Im allgemeinen gelten folgende Bestimmungen:

I. In der Orthographie der deutschen Schriftsprache haben einige Zeichen verschiedene Lautwerte; wie bereits erwähnt, wenden wir hier verschiedene Schreibungen an, z. B. n in an = bühnend. *an* gegenüber n in danⁿk, lanⁿĕ = bühnend. *Dank, lange*; št, šp in štên, špîl = bühnend. *stehen, Spiel* gegenüber st, sp in bist, espĕ = bühnend. *bist, Espe;* c̆h in ach = bühnend. *ach* gegenüber ć̆h in ić̆h = bühnend. *ich;* s in fûs, essen = bühnend. *Fuss, essen* gegenüber ſ in nāſĕ, rôſĕ = bühnend. *Nase, Rose.*

II. Lautverbindungen wie z in bühnend. *Zahl*, x oder chs in bühnend. *Axt, sechs*, qu in bühnend. *quer* werden durch ihre Komponenten dargestellt, z. B. tsāl, akst, ſeks, kwêr usw.

III. Wenn r, l, m, n als silbebildende Laute gesprochen werden, wie es vielfach in *Hammer, Hammel, Atem, reden* geschieht, so wird r̥, l̥, m̥, n̥ geschrieben, z. B. hamr̥, haml̥, ātm̥, rêdn̥.

IV. Konsonanten, die mit überlanger Dauer gesprochen werden (wie es oft im Italienischen der Fall ist, z. B. bei t in

aspetto, s in rosso. l in bello usw.). sind durch ¯ bezeichnet, z. B. gebschles. štom̄ĕ *Stamme*, fol̄a *fallen*, wos̄r̥ *Wasser*, of̄ĕ *Affe*, ruk̄ĕ *Rocke*, tep̄ĕ *Töpfe* usw.

V. Die Konsonanten werden häufig reduziert gesprochen: besonders r, das fast ganz schwindet (ga$^{r}$tn̥ *Garten*) oder einen vokalischen Laut zurücklässt (mîr̥ *mir*); sodann die Laute b, d, g, die oft mit sehr schwachem Stimmton oder ohne solchen gesprochen werden. Diese Reduktionen sind zumeist durch einen Punkt unter dem Konsonanten bezeichnet (ḅ, ḍ, g̣).

r-Laute.

1) r bezeichnet ungerolltes Zungenspitzen-r, bei dem die Zunge gegen das hintere Zahnfleisch der Oberzähne artikuliert, z. B. gebschles. rōbr̥ *Karre*, raisa *reissen*, jûrĕ *Jahre*, drai *drei*, grûs *gross*, barjĕ *Berge*.

2) ṛ bezeichnet reduziertes, fast vokalisches r, z. B. gebschles. bôṛt *Bart* (fast = bôat), êṛn *Ähren* (fast = êan), wûṛt *Wort*, jûṛ *Jahr* (fast = wûĕt, jûĕ).

3) $^{r}$ bezeichnet einen sehr stark reduzierten r-Laut. Der r-Klang ist nahezu geschwunden, aber die r-Artikulation zeigt sich noch darin, dass folgende alveolare Laute (d, t, l, n) postalveolar gebildet werden (statt am vorderen oberen Zahnfleisch etwas weiter rückwärts); z. B. geb.-schles. šta$^{r}$n *Stern*, ga$^{r}$nĕ *gern*, pfā$^{r}$t *Pferd*, glätzisch da$^{r}$tĕ *dort*.

4) $^{i}$r, $^{u}$r vor Konsonanten bezeichnen Reduktion des Vokals. Der Silbengipfel liegt im r; man hört also eigentlich nur ein r, das aber noch i- oder u-Färbung besitzt; z. B. geb.-schles. kv$^{i}$rl *Quirl*, k$^{i}$rćhĕ *Kirche*, k$^{i}$rbla *Körbchen*, d$^{u}$ršt *Durst*, gĕšt$^{u}$rva *gestorben*.

5) r̥ bezeichnet silbisches r. Es wird fast vokalisch gesprochen und kommt dem unter 2 beschriebenen ṛ (nach ô und ê, z. B. bôṛt, êṛn) am nächsten; z. B. gebschles. rêdr̥ *Räder*, lausitzisch kindr̥n *Kindern*.

l-Laute.

1) l wird alveolar, d. h. mit der Zungenspitze an dem oberen Zahnfleisch gebildet wie bühnend. l in *lang*, *hell*, *melden*; z. B. gebschles. lāba *leben*, felt *Feld*, klên *klein*, glêbĕ *glaube*.

2) l̥ bezeichnet silbisches (alveolares) l, z. B. gebschl. tsvipl̥ *Zwiebel,* epl̥ *Äpfel.*

3) ł bezeichnet dunkles, velares (am hinteren Gaumen gebildetes) l (polnisch ł?), z. B. niederld. (Militsch) kołp *Kalb,* fałgn̥ *Felgen,* ſićhł̥ *Sichel* (silbisch gesprochen, fast wie ſićho).

4) ĺ bezeichnet palatales l. Es wird durch Hebung der Vorderzunge (nicht bloss der Zungenspitze wie beim alveolaren l) gegen den vorderen Gaumen und das obere Zahnfleisch gebildet, ohne dass dabei ein deutliches Reibungsgeräusch entsteht (also nicht lj, nicht Mouillierung); vgl. niederld. schles. bilt *Bild,* piltsĕ *Pilze,* eldr̥n *Eltern,* nûĕl *Nagel,* nāĕlĕ *Nägel.*

Nasenlaute.

1) m ist bilabialer, d. h. mit beiden Lippen gebildeter Stimmtonlaut = bühnend. m in *Mann, krumm;* z. B. gebschles. mōn *Mann,* krump *krumm,* kuma *kommen.*

2) m̥ ist silbisch gesprochenes m, z. B. lausitz. ûwm̥ *Ofen.*

3) n wird mit der Zungenspitze gegen das obere Zahnfleisch gebildet, wie bühnend. n in *Nagel, nennen*; z. B. geb.-schles. nôal *Nagel,* ren *rennen,* bun *Bohnen,* knāta *kneten.*

4) n̥ bezeichnet silbisches n, z. B. lausitz. šnaidn̥ *schneiden.*

5) ń bezeichnet palatales n und wird gebildet wie das unter 4 bezeichnete ĺ; z. B. niederld. ſûĕń *sagen,* gĕflauĕń *geflogen,* wāĕńĕ *Wagen* Plur., bĕgań *begegnen.*

6) ŋ ist velarer Nasal, wie bühnend. ng in *jung, lange,* bühnend. n in *links, Anker;* z. B. gebschles. juŋĕ *Junge,* laŋk *lang,* lausitz. gĕfuŋ *gefunden,* fiŋ *finden,* fuŋk *fand.*

7) ŋ̥ ist silbisches ŋ, vgl. lausitz. hakŋ̥ *hacken.*

8) ń̥ ist palatalisierter, d. h. vorgeschobener Velarnasal; er ist aus ń (wie es unter 5 beschrieben ist) vor Verschlusslauten hervorgegangen; z. B. niederld. schles. kiń̥t *Kind,* šiń̥dr̥ *Schinder.*

Zahnlaute (Dentale).

1) d, ḍ, t sind alveolare Verschlusslaute:

d stimmhafte Lenis = bühnend. d in *da, Rede;* z. B. niederld. schles. dō *da,* rîĕdn̥ *reden.*

ḍ stimmlose Lenis, z. B. lausitz. ḍāk *Tag,* ḍum *dumm.*

t stimmlose, ohne stärkeren Hauch gesprochene (unaspirierte) Fortis, z. B. gebschles. tāk *Tag,* tum *dumm.*

2) d́. t́ sind palatale d. t (vgl. die bei l 4 beschriebene Stellung): z. B. niederld. schles. mäēdĕ *Mägde*, gĕfûēt́ *gesagt*. fauēt́ *Vogt*.

3) s, ſ sind alveolare Reibelaute (mit dem Zungenblatt an dem oberen Zahnfleisch gebildet).

ſ stimmhafte Lenis. wie bühnend. ſ in *sagen*, *Käse;* z. B. gebschles. ſôan *sagen*, bîſē *böse*.

s stimmlose Fortis, wie bühnend. s in *essen*, *es;* z. B. geb.-schles. asa *essen*, dōs *dass*, grûsr̥ *grosser*.

So auch ts = t + s = bühnend. z, tz in *Zucker*, *setzen;* z. B. gebschles. tsukr̥ *Zucker*, klôts *Klotz*, tsvê *zwei*.

4) š, ž sind hinten am Zahnfleisch gebildete (postalveolare) Reibelaute:

š stimmlose Fortis = bühnend. sch in *schön*, *Asche;* z. B. gebschl. šînĕ *schön*, ošĕ *Asche*, ôr̥š *Arsch*, švain *Schwein*.

ž stimmhafte Lenis, wie in bühnend. *Jalousie*, *Gendarm*; z. B. gebschles. mêr̥žl̥ *Mörsel*, lausitz. lûžĕ *Teich*.

Lippenlaute (Labiale).

1) b, b̥, p sind bilabiale Verschlusslaute (mit beiden Lippen gebildet).

b stimmhafte Lenis, wie bühnend. b in *Buch*, *Liebe;* z. B. gebschles. bûch *Buch*, šnōbl̥ *Schnabel*.

b̥ stimmlose Lenis, z. B. lausitz. b̥ûš *Busch*, b̥ub̥ĕ *Puppe*.

p stimmlose Fortis, unaspiriert, im Gegensatze zum bühnendeutschen p ohne stärkeren Hauch; z. B. gebschles. pûš *Busch*, pêkl̥n *pökeln*.

2) v bezeichnet stimmhaften bilabialen (mit beiden Lippen, nicht mit Oberzähnen und Unterlippe bebildeten) Reibelaut; z. B. gebschles. švastr̥ *Schwester*, kvork *Quark*, garva *gerben*, ſilvr̥ *Silber*, štûvĕ *Stube*.

3) w, f bezeichnen labiodentalen (mit Oberzähnen und Unterlippe gebildeten) Reibelaut.

w stimmhafte Lenis, wie bühnend. w in *Wesen*, *Löwe;* z. B. gebschles. wāʳ *wer*, wᵘrtsl̥ *Wurzel*, ûwa *Ofen*, aiwriĉh *eifrig*.

f stimmlose Fortis, wie bühnend. f in *Vater*, *Schafe*, *Schlaf;* z. B. gebschles. fôtr̥ *Vater*, rufa *rufen*, lausitz. fāʳt *Pferd*.

So auch in pf (Affrikata) = p + f, wie in bühnend. *Pferd*, *klopfen*, *Strumpf*; z. B. gebschl. pfāʳt *Pferd*, pflauma *Pflaumen*, pfitsĕ *Pfütze*, pfafr̥ *Pfeffer*.

Gaumenlaute (Velare; Palatale).

1) g, g̣, ḳʿ, k sind velare Verschlusslaute.

g stimmhafte Lenis, wie in bühnend. *Gabe, legen;* z. B. gebschles. gut *gut,* grûs *gross,* laus. ḍāgĕ *Tage.*

g̣ stimmlose Lenis, z. B. lausitz. hegĕ *Hecke,* rig̣n̥ *Rücken.*

ḳʿ stimmlose aspirierte Fortis (freilich mit schwächerem Hauche gesprochen als k in bühnend. *Kalb, Acker*); z. B. gebschles. ḳʿint *Kind,* ḳʿolp *Kalb;* so auch, freilich mit geringerem Hauche und weiter vorn gebildet, in den Gruppen kl, kn; z. B. gebschles. klên *klein,* knî *Knie.*

k stimmlose unaspirierte Fortis; z. B. gebschl. haka *hacken,* gākan *gackern.*

2) ġ, c͜h bezeichnen velare Reibelaute:

ġ stimmhafte Lenis (wie die in Sachsen übliche Aussprache des g in *Tage*), z. B. gebschles. tāġĕ *Tage,* fôġl̥ *Vogel.*

c͜h stimmlose Fortis, wie bühnend. ch in *brachen, suchen, lachen, doch*; z. B. gebschles. lac͜ha *lacha,* lôc͜h *Loch,* knuc͜ha *Knochen.*

3) j, ć͜h bezeichnen palatale Reibelaute:

j stimmhafte Lenis, wie bühnend. j in *ja, jetzt;* z. B. geb.-schles. jû *ja,* jêdr̥ *jeder,* lîja *liegen,* fêjl̥ *Vögel.*

ć͜h stimmlose Fortis, wie bühnend. ch in *ich, Bücher;* z. B. gebschles. bić͜hr̥ *Bücher,* îć͜h *ich,* tsvantsić͜h *zwanzig.*

## D. Sprachproben.

Zur Veranschaulichung dieser Rechtschreibung seien zunächst zwei Strophen aus Schillers „Taucher", gemäss der deutschen Bühnenaussprache, und sodann einige schlesische Texte mitgeteilt, die ich stud. phil. von Unwerth verdanke. Sie geben charakteristische Proben der hauptsächlichsten mundartlichen Gebiete Schlesiens.

wêr wāgt es, ritĕrsman ôdĕr knap,
tsû̇ táôc͜hĕn in dîſĕn šlunt?
áênĕn g͜oldnĕn beć͜hĕr werf ić͜h hináp,
feršlunĕn šôn hat ĭn dêr šwar͜tsĕ munt.
wêr mîr dên beć͜hĕr kan wîdĕr tsáêgĕn,
êr māg̣ în bĕhalt͜ĕn, êr ist ſáên áêgĕn.

. . . . .

und šâôděrnt dacht ich's, dā kroch's herán,
rêgtĕ hundĕrt gĕlenkĕ tsûgláêch,
wil šnapĕn nāch mîr; in des šrekĕns wān
las ich lôs der kôrálĕ umklamĕrtĕn tswáêg;
gláêch fast mich dêr štrûdĕl mit rāſĕndĕm tôbĕn;
doch es wār mîr tsum háêl, êr ris mich nāch ôbĕn.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen".

. . . . .

„Und schaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich fasst mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riss mich nach oben".

## I. Grafschaft Glatz.

### 1. Oberdörfisch (von Mittelwalde bis gegen Habelschwerdt).

dr̥ kîjunĕ ai špêtavālĕ hotĕ mist gĕlōda, un wōr̥n dĕ fisĕ bešīsa. dô ſōĕt r̥: mōĕt, mochmr̥ an protsabōr̥t, dos ch mr̥ kō dĕ mistklôa ōvoša.

(Spätenwalde.)

Der Kuhjunge in Spätenwalde hatte Mist geladen und da waren ihm die Füsse besudelt. Da sagt er: Magd, mach mir einen Pratzenbart (Bürste für die protsa = Füsse), dass ich mir die Mistkloben abwaschen kann.

### 2. Kiesslingswalde bei Habelschwerdt.

Flachsbereitung.

dr̥ lain wert gĕrāft, un bem rāfa wārn hampfan gĕmacht. don wert r̥ ufgĕbret tsum ristа: r̥ lait dô un wert imgĕdrêt. don wert r̥ gĕroft tsû bôsa un gĕbindan. dî bôsa wārn ai dr̥

Der Flachs wird gerauft, und beim Raufen werden Hampfeln gemacht. Dann wird er zum Rösten aufgebreitet: er liegt da und wird umgedreht. Dann wird er gerafft zu Bossen (mhd. bôze

šainĕ mit rifan dorćhgĕrīsa, dos ḍĕ knuta ōfol̄a. dĕ̆ knuta wā$^{r}$n gĕdruša. dr̥ flaks we$^{r}$t in a dérhaiſan gĕdert un gĕruml̥t. rum̄an ſain drai waltsa ai an gĕštelĕ. don we$^{r}$t r̥ gebrećht mit anr̥ šaiĕ un kimd ai klôv̆a: dos êſ a gĕbunt gĕbrećhtr̥ flaks.

nochm̥ brećha we$^{r}$t̆ r̥ gĕhećhl̥t̆. dobaĭ kimtr̥ flaks tsû kaĭtlan, s šlećhtĕ is̄ wark (dî fōſr̥, dî ſićh bĕm brećha aušait, hēst brećh̆tsulĕ ōbr̥ štĭfmutr̥).

dr̥nôch̆ we$^{r}$t gĕšpuna.

Gebund) und Gebündeln. Die Bossen werden in der Scheune mit Riffeln (Flachskämme) durchgekämmt, so dass die Samenknoten abfallen. Diese werden gedroschen. Der Flachs wird in den Dörrhäusern gedörrt und dann gerummelt. Rummeln sind drei Walzen in einem Gestell. Dann wird er mit einer Scheibe (Schneidemaschine) gebrecht und kommt in Kloben: das ist ein Gebund gebrechter Flachs.

Nach dem Brechen wird er gehechelt. Dabei kommt der Flachs in Käutel (mhd. kûte Flachsbündel). Das Schlechte ist das Werg (die Faser, die sich schon beim Brechen ausscheidet, heisst Brechzulle oder Stiefmutter).

Nachher wird gesponnen.

## 3. Nördliche Grafschaft.

### Das Ringlein-Einstreichen.

wen a hefla kęndr̥ baiſoma ſain, dô kimts fîr̥, dosĕ amôl rę̄ŋla aištraićha špîla. dô ſetsa ſĕ ſićh ai en̆r̥ raiĕ hî on hāla olĕ b̆ēdĕ hendĕ tsviša dĕ knîĕ. dr̥nôchr̥tĕ nimd ēs fô da kindan a rę̆ŋla ai dĕ hendĕ on štraićht dr̥mitĕ a andan dorćh bēd̆ĕ hendĕ. bai ém tuts ḍŏs rę̄ŋla fola lôn, on a andr̥ kint, wostĕ hausa štît, mûſ ĕs ḍr̥ôta.

wens ḍr̥ôta hôt, mûs ḍŏs rôta gîn, bai dams ḍos riŋla gĕfunda hôt. (Mittelsteine.)

Wenn ein Häuflein Kinder beisammen sind, dann kommt es vor, dass sie einmal Ringleineinstreichen spielen. Da setzen sie sich in einer Reihe hin und halten die Hände zwischen die Kniee. Dann nimmt eins von den Kindern ein Ringlein in die Hände und streicht damit den andern durch beide Hände. Bei einem lässt es das Ringlein fallen, und ein anderes Kind, das ausserhalb (des Kreises) steht, muss es erraten (bei welchem).

Wenn es (richtig) geraten hat, muss das Kind raten gehn, bei dem es das Ringlein gefunden hat.

## II. Riesengebirge.

### Giersdorf.

ai a Bōbṛhoiſan dô is a an ālĕ frau gewāst, dî hôd nî gut kunt hîṛn. wî dî ſuldĕ štarva, dô hōn ſĕ a pastṛ fô Gîṛšḍṛf gehult, an dār îſ in tifsta šnîĕ rûfgĕtranšt.

wî ṛ tsû dār āla frau kuma îs, dô hôd ṛ mîd ṛ geret. dî hôd ōbṛ ništĕ gehurt. an wî ṛ hôt fun Herrn Christus gĕret, an dî hôd imṛ nô s geſiċhtĕ no dṛ want hîgĕhāln, dô hôd ṛ gants laut gĕprilt: „Aber liebe Frau, haben Sie denn noch nichts gehört von unserm Herrn Christus, der für uns gestorben ist?“

dô drêt dî ſiċh rim an ſôat: „nê, îs ḍār ālĕ mōn au tût? hî ai da āla barja hîṛt ma au gôṛništ“.

In den Baberhäusern ist eine alte Frau gewesen, die hat nicht gut hören können. Wie sie im Sterben lag, da haben sie den Pastor von Giersdorf geholt, und der ist im tiefsten Schnee hinaufgewatet.

Wie er zu der alten Frau gekommen ist, hat er mit ihr geredet (ihr zugeredet). Sie hat aber nichts verstanden.

Und wie er vom Herrn Christus gesprochen hat und sie hat immer noch das Gesicht nach der Wand hin gekehrt, da hat er ganz laut gerufen: „Aber liebe Frau . . .?“

Da wendet sie sich um und sagt: „Nein, ist der alte Mann auch tot? Hier in den alten Bergen hört man auch gar nichts mehr“.

## III. Kräutermundart.

### Neumarkter Kreis.

hoitĕ is šênĕ witruŋk. do wārbṛ kuʳn aifûṛn. s is holp seksĕ, dau wiʳt glai dṛ fauĕt kliŋln, dau mist bṛ ai dĕ orbait gên.

s wiʳt au bālĕ dĕ hîeaʳntĕ rûokum. dṛnau gêbṛ ufs hîe. dûoſ is ḍĕ šinstĕ tsait.

Heut ist schöne Witterung. Da werden wir Korn einfahren. Es ist halb 6, da wird gleich der Vogt klingeln, da müssen wir in die Arbeit gehn. — Es wird auch bald die Heuernte herankommen. Dann gehn wir ins Heu. Das ist die schönste Zeit.

dau mûs sićh ḍr̥ mûon anĕ noiĕ ſäĕńtsĕ kaĭfn, un dî kust an tûolr̥. r̥ braucht au nĕ wetskêtsĕ undn̥ wetsštain un dr̥nau teŋl̥tsoik.

wens ḍĕ menr̥ gĕhaun hûon, dau machn̥s ḍĕ waibr̥ dirĕ.

dr̥nau wi<sup>r</sup>ts ôw a hîeštûol gĕbrucht. (Rackschütz.)

Da muss sich der Mann eine neue Sense kaufen, und die kostet einen Taler. Er braucht auch eine Wetzköze (Behälter für den Wetzstein) und einen Wetzstein und dann Tengelzeug.

Wenn die Männer (das Gras) gehaun haben, machen (es) die Weiber dürr. Nachher wird es auf den Heustall (Heuboden) gebracht.

## IV. Niederländisch.

### 1. Militscher Kreis.

a frētak dō mûſ ićhs halts êſetsn̥ in a bakauwn̥: tsvîe grausĕ rûotfon. und a ſinōbm̥t mach ićh frî m̥ fimvĕ fôir, un dr̥nō brents tsvîe štundn̥. dr̥nō mûſ ićh ḍos fôir ôſanandr̥ krikn̥ mit enr̥ êſr̥nĕ krikĕ. dr̥nō lêtr̥ auwn̥ enĕ gantsĕ štundĕ, dr̥nō wi<sup>r</sup>tr̥ auwn̥ gekōr̥t mit m̥ grausn̥ kîr̥wiš. dr̥nō wi<sup>r</sup>ts ḅraut haigebrucht. jêdĕs ḅrent sê braut un jêdĕs tsēćhn̥t sićhs.

do mus ḍos ḅraut tsvîe štundn̥ bakn̥. dr̥nō wi<sup>r</sup>ts rôsgĕnum unt bĕštrićhn̥ mit wosr̥ un mit ĕnr̥ b<sup>i</sup>rštĕ.

dûoſ is fail arbēt. dĕ māĕḋl̥ ſulmr̥ hałfn̥. s is ûobr̥ ſeltn̥ fair̥kum, dosĕ mr̥ gĕhu(ł)fn̥ hûon. (Schmiegrode.)

Am Freitag muss ich das Holz in den Backofen einsetzen, zwei grosse Radwern (Karren) voll. Und am Sonnabend mache ich früh um 5 Feuer, und dann brennt es 2 Stunden. Dann muss ich das Feuer mit einem eisernen Haken auseinanderziehen. Dann liegt der Ofen eine ganze Stunde, dann wird er mit einem grossen Kehrbesen gekehrt. Dann wird das Brot hingebracht. Jedes bringt sein Brot, und jedes zeichnet sich's. Da muss das Brot zwei Stunden backen. Dann wird es herausgenommen und mit Wasser und einer Bürste bestrichen.

Das ist viel Arbeit. Die Mädel sollen mir helfen. Es ist aber selten vorgekommen, dass sie mir geholfen haben.

### 2. Glogauer Kreis.

frî m̥ drê mistbr̥ aufštain un mōkn̥, dos ḍĕ mûćh tsĕ ricḥtijr̥ tsêt ê dĕ štûot kimt.

wî br̥ hôit frî mûkn̥, dō hot

Früh um drei müssen wir aufstehen und melken, damit die Milch zu richtiger Zeit in die Stadt kommt.

mićh t kû ktrātŋ, dos ićh bai haikfoln.

dr̥nō wi$^{r}$t kfitr̥t, don ōsgĕmist un gĕputst, dr̥nō s tsvîet frîstik. dr̥nō fûr̥br̥ ufs falt nō grûos. dos is ḅê dr̥ maiọ·

dō špombr̥ ſićh dĕ bremọ ûo un dō fûr̥br̥ mitŋ litr̥wuĕń rōs. dō mûs ḍr̥ futr̥šmûon hōn un bêr̥ machŋ tsĕſom min rećhŋ. dr̥nō lûotḅr̥ auf mit a gûobọn un fûr̥br̥ hēm.

(Gramschütz.)

Wie wir heut früh malken, da hat mich die Kuh getreten, dass ich hingefallen bin. —

Dann wird gefüttert, dann ausgemistet und geputzt, dann kommt das zweite Frühstück. Nachher fahren wir aufs Feld nach Grase. Das ist bei der Mühle.

Da spannen wir uns die Bremmel (Bullen) an und fahren mit dem Leiterwagen hinaus.

Da muss der Futtersmann hauen, und wir machen (das Gras) mit dem Rechen zusammen. Dann laden wir mit den Gabeln auf und fahren nach Hause.

---

# Heidenwerfen.

(Zu Mitteilungen XV, 142 ff.)

Von Dr. B. Kahle in Heidelberg.

Zur Frage der Steinwürfe nach Bildsäulen hätten die Zusammenstellungen von Liebrecht, zur Volkskunde 280 ff. erwähnt werden können, der in ihnen Zeichen der Abneigung und des Hohns sieht. Ebenso wie nach Götterbildern wirft man auch, und zwar unter Verwünschungen, Steine nach Gräbern. In meinem Aufsatz: „Über Steinhaufen insbesondere auf Island“ in der Zeitschr. d. Vereins für Volksk. 12, 89 ff.; 203 ff.; 319 ff. findet sich reichliches Material. Ebendort S. 323 f. führe ich auch die Sitte aus Neckarbischofsheim an, die von der Jugend auf dem alten Friedhof der sogen. „Totenkirche“ geübt wurde. Neben der Eingangspforte der Kirche steht das Grabmal der Frau Anna v. Helmstatt, die, wie ich jetzt hinzufüge, im Jahre 1347 gestorben ist. Es verging keine Beerdigung, ohne dass die Jugend das Grabmal mit Steinen bewarf. Man kann auf der Abbildung (S. 324) deutlich die Spuren davon sehen. Die Sage berichtete von der Frau, sie sei eine Leuteschinderin gewesen. Dieser Fall würde sich zu dem S. 143 nach

Simrock erwähnten von der Figur an der Kirche zu Antweiler stellen, nur dass dort als Motiv der Würfe angegeben wird, dass die Figur einen Abgott dargestellt habe. Liesse sich erweisen, dass das Kreuz auf dem Zobtenberg wirklich ein Grenzzeichen war, so wird es sich um Steinopfer handeln, wie solche weithin über die Welt an Wegemarken und Grenzsteinen geübt worden sind und dem an diesen Stellen hausenden Geist galten, dem genius loci. In meinem erwähnten Aufsatz findet man zahlreiche Beispiele dafür. Kreuze an Wegen, im besonderen an Kreuzungspunkten, verehrt man in Brasilien oft durch Steinwurf.

---

# Zur Geschichte der schlesischen Agrarverfassung.[1]

Von Dr. Carl Johannes Fuchs in Freiburg i. B.

Seit dem Jahre 1887 haben Georg Friedrich Knapp und seine Schüler den Bau einer neuen deutschen Agrargeschichte vom sozialpolitischen Standpunkt aus errichtet: zuerst hat Knapp selbst in seinem grossen Werke „Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preussens“ [2]) das Fundament gelegt, indem er nicht nur die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung und den Bauernschutz in Preussen in ihrer wahren sozialpolitischen Bedeutung verstehen lehrte, sondern auch, dabei selbst wieder auf Hanssen fussend, das Wesen des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses und seine Entstehung klar gelegt und damit den Begriff der „Gutsherrschaft“ in vollster Schärfe gegenüber dem der „Grundherrschaft“ entwickelt hat, mit dem man ihn bis dahin promiscue gebraucht hatte, sowie zugleich die „Leibeigenschaft“, d. h. die Erbuntertänigkeit, des Nordostens der mittelalterlichen Leibeigenschaft des Westens gegenübergestellt hat. Auf dieses Werk folgte zunächst eine eingehendere Darstellung der historischen Entwickelung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses, des „Untergangs des Bauernstandes und des Aufkommens

---

[1]) Der Aufsatz ist eine Besprechung des jüngst erschienenen Buches von Günter Dessmann „Geschichte der schlesischen Agrarverfassung“, Abhandlungen aus dem Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Strassburg XIX, 1904.

[2]) 2 Bände. Leipzig 1887.

der Gutsherrschaften“ in Schwedisch-Pommern [1], d. h. demjenigen Gebiete des Nordostens, das infolge seiner abweichenden politischen Geschichte (ähnlich wie Mecklenburg) ein Musterbeispiel dafür ist, welches Ende die Entwicklung auch im übrigen Preussen ohne den Bauernschutz Friedrich des Grossen genommen hätte: vollständige Aufsaugung des Bauernstandes durch die grossen Güter; in dieser Untersuchung wurde zugleich andererseits die ältere Geschichte, die deutsche Kolonisation und die grundherrschaftliche Zeit vor der Entstehung der Gutsherrschaft sowie die allmälige Ausbildung der letzteren aus ihren verschiedenen Wurzeln, für dieses spezielle Gebiet eingehender dargestellt als in dem Knappschen Werke, welches die Entwicklung vor der Bauernbefreiung nur einleitungsweise in grossen Zügen behandelt. Im Anschluss hieran ist die ähnliche Arbeit eines Schülers von Schmoller, Grossmann, über die Mark Brandenburg [2]) zu erwähnen. Aus Knapps Seminar aber folgten weiter die Arbeit von Transehe „Gutsherr und Bauer in Livland“ [3]) und das grosse zweibändige Werk von Grünberg „Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien“ [4]), welches zeigte, wie die gleiche ländliche Verfassung in diesen drei österreichischen Kronländern eine zum Teil übereinstimmende, zum Teil erheblich abweichende Auflösung fand. War durch diese Arbeiten die Agrargeschichte des Nordostens vollkommen klargestellt, so brachten dann weitere Untersuchungen Knappscher Schüler eine ebenso lehrreiche und zum Teil ganz neue Aufhellung der Entwicklung im älteren westlichen Deutschland: zunächst zeigt uns Wittichs epochemachendes Buch „Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland“ [5]), wie hier die mittelalterliche Grundherrschaft durch Auflösung der Villikationen in die „neue“ oder „reine Grundherrschaft“ umgewandelt, und dadurch zugleich das Menschen-

[1]) Fuchs, Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften nach archivalischen Quellen aus Neuvorpommern und Rügen. Strassburg 1888. (Abh. aus dem Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Strassburg VI).

[2]) Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg (Schmollers Forschungen Bd. 9, Leipzig 1890/1).

[3]) Abhandl. aus dem Staatswiss. Sem. der Univ. Strassburg H. VII, 1890.

[4]) Leipzig 1893 und 1894.

[5]) Leipzig 1896.

material für die Kolonisation des Nordostens frei gemacht wurde, während der hochbegabte, viel zu früh verstorbene Theodor Ludwig in seiner Schrift „Der badische Bauer im 18. Jahrhundert“ [1]) an dem Beispiele Badens, des typischen Landes der „südwestdeutschen Agrarverfassung“, zeigte, wie die ältere Grundherrschaft sich entwickelte, wo eine solche Umwandlung zur „neueren“ nicht stattgefunden hat; nachdem ferner Haun [2]) und Hausmann [3]) allerdings nur auf Grund gedruckten Materiales erstmalige entsprechende Darstellungen für Sachsen und Bayern gegeben hatten, ist jüngst auch die eigenartige Entwicklung in letzterem Lande, die besondere agrarische Entwicklung des Südostens, durch einen Schüler Wittich's, Gutmann, in einer grösseren Arbeit [4]) quellenmässig untersucht worden.

Als ein Anbau zu diesem Gebäude oder richtiger als Ausbau und weitere innere Ausgestaltung und Wohnlichmachung eines Raumes in demselben erscheint nun auch die vorliegende ebenfalls aus dem Strassburger Seminar hervorgegangene Schrift von Günter Dessmann: „Geschichte der schlesischen Agrarverfassung“. Der Titel ist wohl etwas zu anspruchsvoll, denn die Untersuchung schildert die geschichtliche Entwicklung der Agrarverfassung Schlesiens auch hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Grundbesitzverteilung — Ausbildung des Ritterguts und des Bauernguts einerseits und der schlesischen Latifundien insbesondere andererseits —, eine vollständige Geschichte der schlesischen Agrarverfassung aber müsste noch manches andere umfassen. Das Buch zerfällt, wie hiermit schon angedeutet, in zwei nur lose durch den Grundgedanken der Grundbesitzverteilung miteinander verbundene Teile: „Herr und Bauer“ und „Adel, Kirche und Staat“.

Der erste Teil bringt im grossen und ganzen wenig Neues, er ist in der Hauptsache eine im allgemeinen gut gelungene Zusammenfassung der bereits vorhandenen Literatur und gibt nur in Einzelfragen Neues auf Grund lokalen archivalischen Materials. Der Verfasser geht, ähnlich wie ich es seiner Zeit für Pommern

[1]) Abhandl. aus dem Staatsw. Sem. der Univ. Strassburg XVI 1896.

[2]) Bauer und Gutsherr in Kursachsen. (Abhandl. etc. IX 1891.)

[3]) Die Grundentlastung in Bayern (Abhandl. etc. X 1892).

[4]) Die soziale Gliederung des Bayern zur Zeit des Volksrechtes (Abhandl. etc. XX 1906).

getan, zunächst auch auf die älteste Zeit der Kolonisation und der von ihr vorgefundenen slavischen Agrarverfassung zurück, hat aber den Vorteil gehabt, hier auch schon neuere Untersuchungen von Rachfahl[1]) zugrunde legen zu können. Dabei fehlt es ihm jedoch etwas an der nötigen Schärfe der Begriffe namentlich in juristischer Beziehung, wenn er eingangs des ersten Kapitels als Merkmal der Grundherrschaft schlechthin bezeichnet, dass der Boden zugleich dem Grundherrn und den ländlichen Untertanen gehört, also ein „doppeltes Eigentumsrecht" besteht, „zwei Personen verschieden gestaltete Anrechte an dasselbe Stück Land haben"; denn dies gilt erst von den Verhältnissen nach der Kolonisation bei dem guten durch diese geschaffenen Besitzrechte der deutschen Bauern, nicht aber bei dem schlechten Besitzrecht der schollenpflichtigen slavischen Bauern, das er als unerblich-lassitisches Besitzrecht in der ungünstigsten Form (nicht einmal lebenslänglich) bezeichnet.

In der Schilderung der Kolonisation aber tritt uns bei Dessmann bereits ein Fehler entgegen, der in dem ganzen Buche noch öfter wiederkehrt: dass er nämlich die Besonderheit und Eigenart der schlesischen Entwicklung überschätzt oder übertreibt. Dies geschieht hier dadurch, dass er die Kolonisationsgeschichte Schlesiens mit derjenigen der Mark Brandenburg vergleicht, welche, wie er sagt, „lange Zeit als Beispiel für die Kolonisation der ostelbischen Gebiete gedient", und demgegenüber nun als etwas neues zeigt, wie ganz anders in Schlesien der deutsche Bauer „nicht im Kampf mit den alten Bewohnern des Landes, nicht geschützt von dem kräftigen Arme des Ritters, der den Boden, den der Landmann mit dem Pflug bestellen soll, erst mit dem Schwert erobern muss", sondern „friedlich, ohne Kampf, gerufen und unterstützt von den Landesherrn aus slavischem Geschlecht" ins Land kommt. Genau die gleiche Entwicklung habe ich aber bereits im Jahre 1888 für Pommern und Rügen geschildert; statt mit dem Gegenteil hätte Dessmann also bereits mit dem Ähnlichen vergleichen können, und ich bedauere es, dass Dessmann nicht diese Darstellung zum Vergleich herangezogen hat, da sie ihn auf manche

[1]) Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem dreissigjährigen Kriege (Schmollers Forschungen Bd. XIII 1894) und Zur Geschichte der Grundherrschaft in Schlesien (Savigny-Zeitschrift für Rechtsgesch. Bd. XVI).

von ihm nicht berührte Punkte hätte aufmerksam machen können, während sich andererseits bei ihm neue Einzelheiten ergeben, die bei der vollständigen Übereinstimmung in den grossen Linien wahrscheinlich auch für jene Länder gelten dürften.

So wäre es z. B. interessant zu wissen, ob die deutschen Klöster, die auch hier als Pioniere der deutschen Kultur erscheinen, hier ebenfalls, wie in Pommern, zuerst, ehe sie deutsche Bauern ins Land riefen, grosse Ackerhöfe oder Vorwerke (grangiae) zum Teil an Stelle alter slavischer Dörfer angelegt haben. Im zweiten Teil hören wir zwar von ihren Vorwerken, aber nichts über diesen Punkt. Auch hier sind die $1^1/_2$ Jahrhunderte von 1200—1350 die Periode der Kolonisation; wenn aber Dessmann mit Meitzen annimmt, dass sich in dieser Zeit 150—180000 deutsche Ansiedler in Schlesien niedergelassen haben, so wird man diese Angabe unbedingt mit Weinhold als zu hoch gegriffen bezeichnen müssen: höchstens könnte diese Zahl am Ende der Periode, also einschliesslich der in ihr erfolgten eigenen Vermehrung, angenommen werden. Auch das Verfahren bei der Ansiedlung ist ganz ähnlich wie in Pommern; bemerkenswert ist nur, dass ein locator hier einmal 16 Hufen und als Regel offenbar bis zu 6 Hufen erhält, sowie dass auf diesen dafür die Verpflichtung des Kriegsdienstes zu Ross lastete, was sehr für die Vermutung spricht, dass sie die späteren Ritterhufen der Landbücher sind, die Urzellen der nachmaligen Rittergüter.

Auch die Lage der Bauern am Ende der Kolonisation ist, soweit die deutschen Bauern in Betracht kommen, im wesentlichen die gleiche. Wenn Dessmann sagt, dass es in Schlesien keine „freien Bauern“ gegeben habe, so ist dies ein ungeschickter Ausdruck: er meint „Freibauern“, d. h. keiner Grundherrschaft unterworfene, denn persönlich frei waren die deutschen Bauern auch hier. Ferner hatten sie freivererblichen und veräusserlichen Besitz, oft kurzweg „Eigentum“ genannt — das nachmalige „niederschlesische Eigentum“ — und mässige Abgaben. Dass diese in Geld angesetzt sind, ist auch weder „nirgends besprochen“, noch „sehr auffällig“: denn dasselbe findet sich in Pommern und entspricht der Neuheit der Verhältnisse und hängt wohl auch mit dem hier im Gegensatz zum Westen grösseren Eigenbetrieb des Grundherrn zusammen. Auch hier kommen anfänglich nur ganz geringe Dienstleistungen an den Grundherrn vor, nach Rachfahl's wahrscheinlich

richtiger Vermutung in ursprünglich polnischen Dörfern, die zu deutschem Rechte umgewandelt waren. Diese Umwandlung kommt also auch hier vor, Dessmann meint aber, dass sie selten Erfolg gehabt haben dürfte, und günstige Ergebnisse nur da erzielen konnte, wo sich das deutsche und das slavische Element schon sehr vermischt hatten. Dies ist aber in Schlesien offenbar im ganzen viel weniger der Fall gewesen als in Pommern und Rügen, und hier kommen wir zu dem Punkte, in welchem wirklich die schlesische Entwicklung eigenartig ist: die beiden Nationen finden sich am Ende der Kolonisationsperiode in grossen, geographisch abgegrenzten Gebieten nebeneinander, und diese nationale Teilung trennt Schlesien in zwei wirtschaftlich und sozial streng geschiedene Teile, wie dies schon von Knapp und Kern früher dargetan worden ist. Dessmann unterscheidet geradezu Deutsch- und Polnisch-Schlesien an Stelle der sonst gebräuchlichen Unterscheidung Niederschlesien und Oberschlesien. Deutschschlesien umfasst in der Hauptsache die Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau, abgesehen von den Kreisen Namslau und Wartenberg, sowie einen Teil des Regierungsbezirks Oppeln, das polnische Oberschlesien den Rest des Regierungsbezirkes Oppeln, die Kreise Namslau und Wartenberg und das nachmalige Österreichisch-Schlesien. In diesen beiden Gebieten ist nun die Lage der Bauern am Ende der Kolonisationsperiode offenbar sehr verschieden: in Deutschschlesien herrscht das „niederschlesische Eigentum“ der Bauern, in Polnisch-Schlesien dagegen bleibt das alte unerblich-lassitische Besitzrecht bestehen. Dessmann nimmt wohl mit Recht eine Kontinuität zwischen diesem schlechten altslavischen Besitzrecht und dem sehr ähnlichen, das sich in Oberschlesien zu Beginn der Neuzeit findet, an, aber er darf nach dem oben Ausgeführten nicht sagen, dass das Doppeleigentum an derselben Stelle beim niederschlesischen Eigentum noch schärfer ausgeprägt sei als hier, da man hier eben gar nicht davon sprechen darf, und — so fragt man weiter, ohne von ihm Antwort zu bekommen —, was ist in Polnisch-Schlesien, wenn das Besitzrecht sich gar nicht verbessert hat, aus der altslavischen Schollenpflichtigkeit geworden?

Man geht wohl nicht fehl, wenn man bei der sonstigen Übereinstimmung der Entwicklung zwischen Pommern und Schlesien als den grossen Unterschied feststellt, dass dort die deutschen Kolonistendörfer sich überall eingesprengt unter der erhalten ge-

bliebenen und durch sie germanisierten Slavenbevölkerung, besonders wohl in den Grundherrschaften der Klöster, aber auch der einheimischen Fürsten vorfinden und daher, wie die Häufigkeit der betreffenden Urkunden beweist, die Umwandlung slavischer Dörfer zu deutschem Recht in Pommern und namentlich Rügen eine weit grössere Rolle spielt als in Schlesien, dass hier dagegen der eine Teil, Niederschlesien, ganz — oder doch überwiegend — deutsch geworden ist, der andere, Oberschlesien, dagegen ebenso ganz slavisch geblieben ist. Die Folge dieses Unterschieds war dann, dass in Pommern ungefähr ein Jahrhundert nach dem Ende der Kolonisation mit vollendeter Verschmelzung der beiden Nationen eine gewisse Nivellierung der bäuerlichen Besitz- und Rechtsverhältnisse erfolgt zu sein scheint: eine Hebung der schlechteren slavischen Verhältnisse, dafür aber eine Herabdrückung der besseren deutschen oder doch nur ausnahmsweise Erhaltung derselben in Gestalt der sogenannten „Kaufhöfe", die dem „niederschlesischen Eigentum" entsprechen dürften, in Schlesien dagegen beide in geographisch abgegrenzten Gebieten unverändert nebeneinander stehen blieben.

Die weitere ganz scharfe Herausarbeitung dieses schon von Knapp und Kern[1]) dargelegten Unterschiedes zwischen Nieder- und Oberschlesien wäre zweifellos eine Hauptaufgabe dieser Spezialuntersuchung Dessmanns gewesen. Man kann aber nicht sagen, dass dies immer hinreichend geschehen ist, so namentlich nicht in dem von der Ausbildung der Gutsherrschaft handelnden zweiten Kapitel. Wenn der Verfasser hier mit der Bemerkung beginnt, dass die Ausdrücke „Grundherrschaft" und „Gutsherrschaft" in der nationalökonomischen Literatur meist ziemlich undeutlich gebraucht werden, so muss dies Wort aus dem Munde eines Schülers von Knapp und Wittich überraschen: denn dem hat die Knappsche Schule doch hoffentlich für alle Zeiten ein Ende bereitet. Dessmann definiert sie dann auch in ihrem Sinn; wenn er aber hinzufügt, dass damit kein scharfes Kriterium für den Einzelfall gegeben sei, da der bäuerliche Besitz noch im 18. Jahrhundert, also in einer Periode der Gutsherrschaft, auf dem grundherrlichen Verhältnis beruhe, während andererseits die Anfänge eines gutsherr-

[1]) Die ländliche Verfassung Niederschlesiens in Schmollers Jahrbuch Bd. 19, 1895.

lichen Eigenbetriebes sehr weit in die Zeiten der Grundherrschaft zurückreichten, so drückt er damit sehr wenig klar aus, dass in der Gutsherrschaft auch immer zugleich eine Grundherrschaft steckt, und scheint zu verkennen, dass der Gutsbetrieb d. h. grössere Gutsbesitz eben älter ist als die Gutsherrschaft. Seine Ausführungen über das quantitative Verhältnis zwischen dem selbstbewirtschafteten Herrenland — sagen wir also lieber Gutsland — und dem Bauernland in Schlesien und die darin im Laufe der Jahrhunderte eingetretenen Verschiebungen sind überhaupt sehr unklar. Einerseits weist er sehr richtig nach, dass sich in Schlesien erst im 15. und mehr noch im 16. Jahrhundert die allgemeine Wirtschaftsverfassung — Erbuntertänigkeit. mit Frondiensten — herausgebildet hat, welche die Vorbedingung für eine gutsherrliche Eigenwirtschaft in grösserem Umfang war. Andererseits schliesst er sich doch der von Meitzen aus dem Landbuch Kaiser Karl des IV. für das Fürstentum Breslau (d. h. die heutigen Kreise Breslau und Neumarkt) gezogenen Auffassung an, welche für das 14. Jahrhundert ungefähr dieselbe Verteilung von Herrenland und Bauernland behauptet, wie sie sich im 19. Jahrhundert vorfindet, also ungefähr Flächengleichheit des Dominiallandes und des Bauernlandes, und formuliert diese so, dass im Fürstentum Breslau nur etwa die Hälfte des verfügbaren Landes an Bauern zu deutschem Rechte ausgetan wurde. Die andere Hälfte setzt sich nach ihm zusammen aus: 1) Gutsland (Allodialhufen) in deutschen Dörfern, 2) Wäldern und Unland, 3) herrschaftlichen Gutsbetrieben ohne Zusammenhang mit deutschen Dörfern. Als solche deutet er nämlich die sogenannten geschlossenen Allodia des 13. und 14. Jahrhunderts im Landbuch, d. h. zusammenhängende Landkomplexe von der ungefähren Grösse einer Dorfflur, die einem Herrn gehören, und in denen nach seiner Meinung noch Reste polnischer Bevölkerung sich erhalten haben, also regelrechte herrschaftliche Vorwerke mit Ackerland das von slavischen Bauern bestellt wurde, — ein Lösungsversuch, dieser schwierigen Frage, der mir zweifelhaft erscheint und allerdings noch sehr „der Korrektur durch genaue Einzeluntersuchung harrt". Da nach einer Spezialuntersuchung von Bönisch über Mittelschlesien [1]), die Dessmann

[1]) Die geschichtliche Entwicklung der ländlichen Verhältnisse in Mittel-Schlesien dargestellt am Bezirk des heutigen Amtsgerichts Canth. Merseburg 1894.

glaubt verallgemeinern zu dürfen, die Allodialhufen in den deutschen Dörfern nur 6 Prozent des Landes umfassten, und andererseits alle Dörfer, die wir jetzt finden, damals schon bestanden, so müsste auf diese geschlossenen Allodien so viel Land entfallen, dass es jedenfalls nicht anginge, sie, wie Dessmann es will, bei der neuen Entwicklung, der Ausbildung der Gutsherrschaft, bei Seite zu lassen und zu sagen, dass keine gerade Entwicklungslinie von dem mit polnischen Untertanen bestellten Vorwerk zu unserem Rittergut führt. Denn was ist nachher aus diesen grossen Allodien geworden? Wenn Dessmann sagt, dass der Herr hier mehr Land in Eigenbetrieb genommen, weniger und zu ungünstigeren Bedingungen an Bauern verteilte, und namentlich mehr Gärtner und kleine Leute ansetzte, so ist damit wenig erklärt, und namentlich die Auffassung kaum vereinbar, dass auch hier die Entwicklung, die Ausbildung der modernen Gutsherrschaft, an die Hufen anknüpft, die sich der Grundherr in den zu deutschem Recht ausgesetzten Dörfern vorbehielt.

Denn diese Ausbildung der modernen Gutsherrschaft, welche Dessmann für Schlesien im wesentlichen genau ebenso annimmt, wie für Brandenburg oder Pommern, geht ja davon aus, dass diese Allodialhufen auf Kosten des Bauernlandes vermehrt wurden; und wenn es auch nur durch Einziehung wüst gewordener Hufen geschah, wie Dessmann für Schlesien, wenigstens Deutschschlesien, allein annimmt, so verträgt sich doch offenbar diese Anschauung von der späteren Bildung oder doch Vergrösserung der Gutsbetriebe und der gleichzeitig dafür erfolgenden Ausbildung der Frondienste schlechterdings nicht mit Meitzen's vorher vom Verfasser akzeptierter Annahme, dass das Grössenverhältnis zwischen Herrenland und Bauernland sich seit der Kolonisation kaum geändert habe. Wir vermissen hier sehr eine schärfere Auseinanderhaltung der beiden verschiedenen Gebiete von Schlesien. Wenn in Niederschlesien wirklich das Bauernland nicht abgenommen hat, dann kann die für Brandenburg und Pommern nachgewiesene Entwicklung eben hier nicht gelten, sondern nur in Oberschlesien. Woher dann aber hier die Rittergüter? Führt dann wirklich keine gerade Linie zu jenen geschlossenen Allodien?

Wenn Dessmann ferner sehr stark betont, dass die erste Erweiterung des Gutslandes im 15. Jahrhundert nicht planmässig erfolgte, sondern der Herr dadurch zu einer Ausdehnung seines

Eigenbetriebs veranlasst wurde, dass eine grosse Anzahl Hufen unbesetzt oder wüst zu seiner Verfügung standen, mit denen er nichts besseres anfangen konnte, weil die Einwanderung aufgehört hatte, also nicht der Gutsherr mühsam Land zu seinem Eigenbetrieb suchte, sondern das Land den Gutsherrn suchte, wie Dessmann sagt, so ist dies jedenfalls richtig, aber nach meinen pommerschen Untersuchungen auch keine Eigentümlichkeit Schlesiens, oder doch höchstens in zeitlicher Beziehung, indem man infolge der Hussitenkriege hier schon 200 Jahre früher erlebte, was den anderen Ländern erst der dreissigjährige Krieg gebracht hat. Im 16. Jahrhundert aber erfolgt dann nach Dessmann in Oberschlesien bereits eine planmässige und durchdachte Vergrösserung des Gutslandes zum Zweck vorteilhafterer Ausnutzung des Landes, was wir unsererseits für diese frühe Zeit noch bezweifeln möchten. Dabei „mag" es dann, wie der Verfasser euphemistisch sagt, auch „ab und zu einmal" vorgekommen sein, dass der Gutsherr seine Bauern ohne ihre Zustimmung von ihren Stellen vertrieb, was, wie er selbst sagt, im Herzogtum Ratibor den Gesetzen keineswegs widersprach.

Hat somit nach Dessmann in Schlesien der Übergang zur Gutsherrschaft sehr früh eingesetzt, so ist er doch andererseits, wie er gleichzeitig ausführt, in diesem Lande viel weniger durchgedrungen. „Überall blieben die Dörfer bestehen, ein ansehnlicher Bauernstand erhalten. Das Gutsland im eigenen Betriebe des Herrn hat sich immer in gewissen Grenzen gehalten. Auch legte man nicht, wie in den anderen Gegenden des deutschen Ostens die ganze Last der Bestellung der gutsherrlichen Felder auf den Bauer, man hatte noch andere Arbeitskräfte". Insbesondere wirkte das 17. Jahrhundert hier nicht in gleicher Weise, wie etwa in Pommern, obgleich der dreissigjährige Krieg sich auch hier äusserst verheerend gezeigt haben soll. Das Gesagte gilt allerdings wieder nur von Deutsch-Schlesien, und hier war es jedenfalls weniger die anderweitige Stammeszugehörigkeit, welche in dieser Beziehung doch nicht wohl eine günstige Wirkung ausüben konnte, sondern höchstens in der humaneren Gestaltung der Abhängigkeitsverhältnisse, als vielmehr das gute Besitzrecht der deutschen Bauern, das wie Dessmann selbst sagt, den Bauernstand erhalten hat: er entging zwar auch nicht der Erbuntertänigkeit, den Frondiensten und dem Zwangsgesindedienst, aber seine Hufe konnte ihm nur aus

ganz besonderen gesetzlich fixierten Gründen genommen werden. So richtig dies im allgemeinen sein mag, so hätte allerdings gerade hier eine lokalgeschichtliche Untersuchung wie die vorliegende die Aufgabe gehabt, aus Spezialakten einzelner Herrschaften nachzuweisen, wie denn hier die „Wiedereinrichtung der Landgüter" ohne Verschlechterung der bäuerlichen Besitzrechte, wie in Pommern, möglich war, und was aus den wüsten Hufen, die es nach dem „äusserst verheerenden" Krieg doch auch hier geben musste, geworden ist, wenn sie jetzt nicht mehr eingezogen wurden. Hier lässt uns aber Dessmanns Untersuchung vollständig im Stich, und es ist darum doch zu bedauern, dass er seinen zwei Teilen nicht noch einen dritten ausschliesslich von den ländlichen Untertanen handelnden mit Spezialuntersuchungen wie beim zweiten Teil hinzugefügt hat.

Die im Lauf des 15. Jahrhunderts ausgebildete Gutsherrschaft wurde in Schlesien durch die Gesetze der Habsburger im 16. und 17. Jahrhundert bestätigt und befestigt. Die interessante eingehende Untersuchung des Umfangs und der Grenzen der Erbuntertänigkeit, welche Dessmann gibt, zeigt aber, dass diese, im Zusammenhang natürlich mit dem besseren Besitzrecht, im deutschen Schlesien eine ziemlich milde Form besass. Auch bei den bäuerlichen Frondiensten macht sich die Teilung Schlesiens in die deutschen und polnischen Landesteile scharf geltend: in Deutsch-Schlesien haben diese Dienste überhaupt keine bedeutende Höhe erlangt, sie stiegen selten höher, als ein oder zwei Tage in der Woche, während sie in Polnisch-Schlesien entweder ungemessen waren oder 4—5 Tage betrugen und bei 6 Tagen noch als gemessen betrachtet wurden, wenn den Bauern einige Stunden täglich zur Bestellung ihrer Felder gelassen wurden. Wie sehr sie im Laufe der Jahrhunderte gestiegen sind, zeigt die Aufhebung der alten Robotordnung von 1559 im Jahre 1729, weil sie den viel schlimmer gewordenen Verhältnissen nicht mehr entsprach. Da nun sonst im Osten die Höhe der Frondienste immer parallel der Häufigkeit und Grösse der Rittergüter geht, wäre es wichtig gewesen, wenn Dessmann irgendwo einmal, am besten hier, über den Umfang der Rittergüter in Oberschlesien einerseits und Niederschlesien andererseits statistische Angaben aus der Gegenwart brächte, so dass man erkennen könnte, ob und wie weit sie in Niederschlesien

wirklich geringer, oder hier etwa eine andere Arbeitsverfassung als sonst bestanden haben muss.

Als eine Eigenart der schlesischen Agrargeschichte erscheinen nämlich hier auch in ausführlicherer Betrachtung die „Dreschgärtner", urkundlich zuerst in allen Einzelheiten 1387 beschrieben. Es sind Leute mit kleinem Landbesitz, der sie weder hinreichend beschäftigt noch nährt, und welche die Verpflichtung haben, gegen einen Anteil am Rohertrage die ganze Ernte des Gutsherrn einzubringen und das Getreide auszudreschen. Sie haben ihre Stelle auch zu niederschlesischem Eigentum, und sind nach Knapp und Dessmann schon in den Zeiten der Kolonisation für die notwendige Handarbeit der kleinen gutsherrlichen Betriebe aus den alten slavischen Bewohnern und dem Überschuss der neuangesiedelten deutschen Bevölkerung entstanden. In Polnisch-Schlesien gab es keine Dreschgärtner, doch kamen Gärtner auch dort unter dem Namen „Dienstgärtner" vor, welche das für Oberschlesien charakteristische schlechte Besitzrecht haben und eine viel ungünstigere Arbeitsverfassung; worin diese besteht, wird allerdings nicht gesagt. Wenn Dessmann aber meint, diese Gärtner seien dasselbe wie anderwärts (z. B. in Pommern) die Kossäten oder Kötter, so ist damit eigentlich — entgegen seiner Behauptung, die Dreschgärtnerverfassung finde sich ausserhalb des Flachlandes von Deutsch-Schlesien nur noch in Kursachsen, — zugleich gesagt, dass sie doch keine Eigentümlichkeit Schlesiens sind, und es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Kossäten etc. anderswo dieselbe wirtschaftliche Funktion gehabt haben — wir wissen darüber nur weniger oder haben bisher nicht darauf geachtet. Interessant ist, dass sich nach Dessmann die Lage der Dreschgärtner im Gegensatz zu der des eigentlichen Bauernstandes im Lauf der Zeit verbessert, indem ihr Anteil an der Ernte und dem Ausdrusch immer höher wird; der Herabdrückung ihrer rechtlichen Stellung in die Erbuntertänigkeit entgehen sie jedoch auch nicht.

Ein Hauptbestandteil der Erbuntertänigkeit und späterhin der drückendste ist auch hier der Zwangsgesindedienst. Die Verwendung von Gesinde, erbuntertänigem und fremdem war hier offenbar besonders gross, es hatte hier nämlich nach Dessmann im Gegensatz zum sonstigen Osten jedes Gut seine eigenen Zugtiere und auch Gesinde zur Bestellung der Felder. Dieser Zwangsgesindedienst und die Versuche, ihn zu mildern, erfahren eine

eingehende und im Detail manches Neue bringende Schilderung, ebenso auch das fremde Gesinde und die Rechtsordnungen über dieses.

Zum Schluss untersucht Dessmann noch einmal die Frage der Vergrösserungstendenz des Gutslandes. In Schlesien, sagt er, hat sich das Bauernland im allgemeinen sehr widerstandsfähig erwiesen, das Rittergut sich nur langsam vergrössert. Namentlich hat in Deutschschlesien das gute Besitzrecht der Bauern diesen Bestrebungen der Gutsherren eine heilsame Schranke gesetzt; soweit nicht in den Kriegsunruhen wüste Hufen entstanden, war der Herr auf den freihändigen Ankauf angewiesen. Anders in Oberschlesien. Eine Landesordnung von Oppeln-Ratibor machte zwar einen Versuch, das bäuerliche Besitzrecht in Oberschlesien zu bessern, das unerbliche lassitische Besitzrecht zu beseitigen, aber ohne Erfolg. Daher haben sich in Oberschlesien im allgemeinen die Bauerndörfer schlechter erhalten als in Deutschschlesien. Im Landkreise Breslau fallen heute etwa 48 Prozent des Grund und Bodens auf die Gutsbezirke, 52 Prozent auf die Landgemeinden, im Kreise Lublinitz kommen 70 Prozent auf die Gutsbezirke und nur 30 Prozent auf die Landgemeinden; dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Bauernbefreiung im Gebiet des unerblichen Besitzrechts das Bauernland ja bedeutend vermindert hat, also die Gegensätze im 18. Jahrhundert noch nicht ganz so schroff waren. Immerhin sind sie so gross, dass eigentlich ein einheitliches Urteil über ganz Schlesien wie oben nicht zulässig erscheint. Es ist aber ein Mangel, dass Dessmann sich mit dieser einzigen Angabe begnügt, anstatt, wie früher ausgeführt, eine vollständige Statistik zu bringen; seine Geringschätzung derselben (s. Einleitung zum I. Teil) geht entschieden zu weit. Der Staat kümmerte sich in der Habsburgischen Zeit wenig um dieses Problem; erst Friedrich der Grosse ging hier mit dem Bauernschutz radikal vor.

Auf die Schilderung der Reformen — Bauernschutz und Bauernbefreiung — im 4. und 5. Kapitel der vorliegenden Arbeit braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Sie ist gewiss von grossem Interesse und Wert für den Lokalhistoriker, bringt aber nur in Einzelheiten aus schlesischem Aktenmaterial Neues gegenüber dem Hauptwerk Knapps, vertieft nur die Farben und besonders die Schatten da und dort und lässt vor allem noch deutlicher die Abhängigkeit des absoluten Fürsten von seinen aus-

führenden Beamten und deren Interessengemeinschaft mit den adeligen Gutsherren erkennen.

Hervorgehoben seien hier namentlich die eingehende Schilderung der vergeblichen Versuche zur Erblichmachung der untertänigen Stellen im 18. Jahrhundert, ferner die Abschnitte über die nach österreichischem Vorbild geschaffenen Urbarien-Kommissionen und ihren Misserfolg, über Zwangsgesindedienst am Ausgang des 18. Jahrhunderts und besonders die Darstellung der eigenartigen Entwicklung, welche am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in Oberschlesien eine gewisse Verstärkung des Bauernlandes durch Dismembrationen adeliger Güter brachte und dadurch den Folgen der Bauernbefreiung hier in gewissem Umfang entgegenwirkte.

Bringt so der erste Teil des Dessmannschen Buches, wie schon gesagt, im grossen und ganzen nicht sehr viel Neues und lässt doch wichtige Fragen noch ungelöst, so ist der zweite kleinere Teil „Adel, Kirche und Staat" entschieden wertvoller und bereichert unsere agrargeschichtlichen Kenntnisse in einem sehr wichtigen Punkt. Handelt er doch speziell von dem, was wirklich eine Eigenart und Besonderheit der schlesischen Agrarverfassung ausmacht: dem Vorhandensein „zahlreicher grosser Herrschaften, gewaltiger Güterkomplexe in der Hand von Mitgliedern des hohen und niederen Adels, Besitztümer, mit denen vielfach bis in die neueste Zeit besondere Vorrechte und Befugnisse verbunden waren, die sie vor den gewöhnlichen Rittergütern auszeichneten — einige Dutzend gewaltige Herrschaften von einer Grösse und Bedeutung, wie sie in Deutschland einzig dasteht, und mit deren Besitz der Fürsten- oder Herzogstitel verbunden ist". Die höchst interessante Frage: woher kommen diese Latifundien in Schlesien? wird nun in diesem zweiten Teil eingehend und erschöpfend beantwortet. Wenn der Verfasser allerdings eingangs meint, dass diese Verfassung mit der Beobachtung der schwachen Ausbildung und geringen Vergrösserungstendenz der Rittergüter in Schlesien in Widerspruch zu stehen scheine, und von einem zu lösenden Rätsel spricht, so ist dies a limine nicht richtig. Denn grosser Gutsbetrieb und grosse Herrschaft schliessen sich nach der Natur der Sache wie nach anderweitiger Erfahrung — man vergleiche nur England — an und für sich viel mehr aus, als dass sie sich gegenseitig bedingen.

Geht man nun der Entstehung dieser Herrschaften nach, so drängt sich zunächst das Ergebnis auf, dass sie sich zum grossen Teil auf den alten herzoglichen Dominialbesitz zurückführen lassen. Aber dies ist, wie Dessmann richtig betont, nur eine halbe Erklärung. Denn mindestens in allen Kolonialgebieten also in ganz Ostdeutschland, war der Fürst ursprünglich auch der Besitzer des Grund und Bodens, und überall ist der grösste Teil des Domänenbesitzes allmählich an den Adel übergegangen, ohne dass sich anderswo solche grosse Herrschaftskomplexe in grösserer Zahl gebildet hätten. Die Erklärung muss darum weiter ausholen: es handelt sich eben hier bei diesen schlesischen Herrschaften nicht um eigentliche Domänen, nicht nur um sehr grosse Grundherrschaften, sondern von Haus aus vielmehr um staatsrechtliche Gebilde, ehemalige kleine Landesherrschaften oder Territorien, welche zunächst durch die Teilung des Herrscherhauses der Piasten in zahlreiche Linien und deren weitere Erbteilungen entstanden sind und anfänglich nur durch die Oberlehenshoheit Polens, dann seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts Böhmens zusammengehalten waren. Dies ist an sich auch noch keine singuläre Erscheinung. Aber das merkwürdige ist, dass sie auch nachher nach ihrem allmäligen Heimfall an Böhmen wieder als Herrschaften vergeben, verpfändet oder verkauft werden. Und diese merkwürdige Entwicklung wird hier zum erstenmal und m. E. in durchaus befriedigender Weise erklärt. So haben die ersten Vergebungen der reichen Kammergüter im Fürstentum Breslau schon unter König Johann im 14. Jahrhundert mit der Entstehung dieser grossen Herrschaften nichts zu tun; denn sie erfolgten wie früher bei den alten Piastenherzögen nach dem Prinzip der Einzelvergebung. Schon unter den Luxemburgern aber erfolgte die Verpfändung der an den Oberlehensherr gefallenen Herzogtümer zum erstenmal in grossen Komplexen, nicht in einzelnen Dörfern, und zwar, wie Dessmann ausführt, teils infolge der Zerschlagung der alten Burggrafenverfassung, teils weil der mächtige König von Böhmen nicht wie der Herzog in einem kleinen Ländchen die Zusammenballung von zuviel Grundbesitz in der Hand einzelner Adelsgeschlechter zu fürchten brauchte. Matthias Corvin suchte dann zwar einen möglichst grossen Landkomplex unmittelbar unter seine Gewalt zu bekommen und nahm so dem ihm Widerstand leistenden Herzog von Pless-Rybnik sein Land ab. Allein die schlechte Lage seiner

Finanzen durchkreuzte seine politischen Pläne, und Pless wurde an die Herzöge von Münsterberg verkauft. In Pless haben wir zum erstenmale eine der alten schlesischen Standesherrschaften, deren eigenartige Stellung darauf beruht, dass ihre Inhaber Sitz und Stimme auf dem schlesischen Fürstentag haben und nicht allein die Dominialrechte über die ihrer grundherrlichen Gewalt unterworfene ländliche Bevölkerung, sondern auch die Regierung über den landsässigen Adel ausüben. Matthias' schwacher Nachfolger verschleudert dann weiter andere heimgefallene Herrschaften.

Hat so schon im Mittelalter der Heimfall einzelner Fürstentümer an Böhmen die Entstehung grosser Herrschaften im Privatbesitz in Schlesien begünstigt, so erreicht diese Entwicklung doch erst unter den Habsburgern ihren Höhepunkt. Sie waren sehr vom Glück begünstigt, indem allmälig die sämtlichen alten Piastenhäuser ausstarben und nach und nach das ganze Land an den Oberlehensherrn fiel. Diesem fehlte jedoch für die eigentliche Landesverwaltung in allen diesen schlesischen Fürstentümern, wie Dessmann sagt, ein durchgebildeter und fein verästelter Beamtenapparat; der mit dem Aussterben der Piastenfürsten an Österreich gefallene Dominialbesitz (es scheint mir allerdings nicht ganz zutreffend, diesen Ausdruck hier überhaupt zu gebrauchen) war so gross, dass seine Verwaltung kaum durchzuführen gewesen wäre. Andererseits war der König von Böhmen als deutscher Kaiser noch mehr als sonst die Fürsten jener Zeit in beständigem Geldmangel, da er viele Ausgaben für Zwecke des Reiches, besonders die Unsummen für die Türkenkriege auf seine Erblande übernehmen musste, und sich bei der damaligen Lage des öffentlichen Kredits nur gegen Verpfändung von Grundbesitz Mittel verschaffen konnte. Wie kleinere Fürsten einzelne Kammergüter, so verpfändete er nun ganze Herzogtümer oder verkaufte sie an neue Herren. Da er sich aber dabei die wirklich bedeutsamen Regierungsrechte vorbehielt, so war es, wie Dessmann richtig betont, mit der sonstigen zentralistischen Politik der Kaiser wohl vereinbar, dass sie ihre Güter in Schlesien in grossen, meist einen Kreis umfassenden Komplexen und mit besonderen Herrschaftsrechten vergaben und sogar ganze Herzogtümer, die an sie gefallen waren, unter Umständen wieder vergaben und neue Herzöge einsetzten. Denn auch diese sind keineswegs unabhängige Landesherrn, wie früher die alten Piasten, sondern haben nur wenig weitergehende

Befugnisse als die Standesherren. Der Kaiser blieb trotzdem, worauf es ihm ankam, der oberste Regent über ganz Schlesien. Der Verkauf in grossen Herrschaften war zugleich bequemer, und politische Bedenken lagen gegen ihn nicht vor, da die neuen Standesherren meist nicht die Macht der Stände, d. h. der Masse des Adels, gegen den Kaiser verstärkten, sondern gegen diese ausgespielt werden konnten. So fügt sich also der Verkauf oder die Vergebung dieser grossen Herrschaften im 17. Jahrhundert, wie Dessmann sagt, durchaus in den grossen Rahmen der kaiserlichen Politik ein, und es liegt dabei durchaus keine sinnlose Verschleuderung nur in der Absicht, um Geld zusammenzuraffen, vor. Als Hauptgrund für die Entstehung der grossen Latifundien erscheint somit der zufällige politische bzw. staatsrechtliche Umstand, dass der Landesherr von Schlesien zugleich Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war und als solcher einerseits nicht das sonstige Interesse eines kleineren Landesherrn an der Erhaltung grossen eigenen Grundbesitzes in Schlesien hatte, andererseits aber mehrfache Anlässe, die an ihn gefallenen Fürstentümer dort in dieser Weise zu verwerten.

Wie nun auf diese Weise im einzelnen die verschiedenen „Mediatherzogtümer", wie Dessmann treffend die Fürstentümer, die unter dem Kaiser stehende Herzöge hatten, nennt, entstanden sind und ihre Besitzer gewechselt haben, kann hier auch nicht in den grossen Zügen der allgemeinen Darstellung Dessmanns verfolgt werden. Dagegen ist noch die Weiterentwicklung, seit Schlesien an Preussen gefallen war, zu betrachten.

Als Friedrich der Grosse Schlesien gewonnen hatte, fand er infolge dieser Entwicklung hier nur einen spärlichen Bestand an Domänen vor, die fast sämtlich in den zuletzt an Österreich gefallenen Herzogtümern Liegnitz, Brieg und Wohlau und ausserdem nur noch im Fürstentum Oppeln lagen; alle anderen Fürstentümer weisen keine Domänen auf. Da er ebenso wie sein Vorgänger und Nachfolger grossen Wert auf den Domänenbesitz legte, wächst der Dominialbesitz in Schlesien durch Ankäufe verschiedener Herrschaften in Oberschlesien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beträchtlich und hatte so am Anfang des 19. Jahrhunderts wieder eine grössere Bedeutung. Mit diesem Zeitpunkt aber tritt in ganz Preussen ein Umschwung auf diesem Gebiete ein: durch ein Hausgesetz von 1809 wurde die Verordnung Friedrich Wilhelm I. von

1713 über die Unveräusserlichkeit der Domänen aufgehoben, und zwar zunächst, um dem Staat in seiner grossen finanziellen Bedrängnis Geld zu beschaffen. Hatten die Habsburger, sagt Dessmann, ihre Türkenkriege mit schlesischen Herrschaften bezahlt, so sollten diese jetzt mit den Domänen der übrigen Provinzen dazu dienen, den preussischen Staat aus der höchsten Not zu retten. Aber dies entsprach gleichzeitig auch dem Umschwung, welcher in den herrschenden Ansichten über die Aufgaben des Staates, von England kommend, damals Platz griff, indem man ebenso landwirtschaftliche wie gewerbliche Betriebe für unvereinbar mit dem Wesen des Staates hielt und diesem höchstens noch Forsten zugestand. Ohne diesen Wechsel der Anschauungen wären die Verkäufe jedenfalls nur auf das finanzielle notwendige Mass eingeschränkt worden, so aber wurden von 1810—1840 in ganz Preussen für viele Millionen Taler Domänen verkauft. Wenn trotzdem der staatliche Grundbesitz in Schlesien im Verlauf des 19. Jahrhunderts nicht abgenommen hat, sondern vielmehr — und zwar gerade in dieser ersten Hälfte — etwas gewachsen ist, so ist das der durch Edikt vom 30. Oktober 1810 erfolgten Säkularisation sämtlicher geistlichen Güter in der preussischen Monarchie zu danken.

An dieser Stelle holt Dessmann erst, was ein entschiedener Schönheitsfehler seines Buches ist, die Geschichte des geistlichen Grundbesitzes von der Kolonisationszeit an nach und zeigt, wie teils noch von den Schenkungen der Fürsten bei der Kolonisation her, teils durch neuere Bildung, namentlich in den Kommenden der Ritterorden, ein umfangreicher Grundbesitz der katholischen Kirche bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts erwachsen ist. Diesen zieht der preussische Staat nun auch hier ein, aber nur um ihn alsbald zum grösseren Teile wieder zu verkaufen. Und zwar erfolgen diese Verkäufe abermals in grossen Komplexen, wodurch mehrere neue grosse Herrschaften im Privatbesitz entstehen, so namentlich die beiden gewaltigen Herrschaften Heinrichau und Camenz, beide früher Klöster, jetzt im Besitz des Grossherzogs von Sachsen-Weimar und des Prinzen Albrecht von Preussen.

Noch einmal also, sagt Dessmann, übernahm der Staat die Vermittlerrolle, um dem Adel zu einer Vergrösserung seines Grundbesitzes zu verhelfen. Denn darauf lief praktisch der Erfolg aller dieser Verkäufe hinaus. Zwar hatte man vorübergehend an eine Parzellierung zur Verstärkung des Kleinbesitzes gedacht, aber sie

erwies sich als unmöglich, denn der Bauer wie der kleine Mann litten schwer unter den Folgen des Krieges, und der erstere insbesondere der lassitische, dann unter der Krisis, welche die Bauernbefreiung für ihn bedeutete. Aber auch das kleine Rittergut konnte keinen grossen Teil des zum Verkauf gelangenden Landes aufnehmen. Dagegen fanden sich für grosse Komplexe wieder am leichtesten Abnehmer, da der schlesische Magnatenstand sich durch alle Stürme der Zeit hindurch aufnahmefähig erhalten hatte und, wie Dessmann sagt, einen gewaltigen Landhunger besass. Einige der säkularisierten Kirchengüter wurden auch zu Dotationen an Generäle verwandt, so an Blücher und York von Wartenberg, wodurch ebenfalls neue private Herrschaften entstanden. Ein Kuriosum ist der im Jahre 1813 gemachte Versuch, die dringendsten Armeebedürfnisse für die Truppen in Schlesien mit den in der Nähe von Breslau gelegenen säkularisierten Kirchengütern zu bezahlen, welche die Breslauer Kaufleute einzeln oder in ihrer Gesamtheit zu einem mässigen Preise übernehmen sollten. Einen erheblichen Teil des säkularisierten kirchlichen Besitzes, namentlich der Forsten, behielt der Staat jedoch, und in der Folgezeit schonte man den Dominialbesitz in Schlesien offenbar absichtlich mehr als in den anderen Provinzen, weil er hier ohnehin am schwächsten war. Trotzdem ist auch heute noch Schlesien die domänenärmste Provinz in diesen Teilen des preussischen Staates. So haben die Verkäufe und Vergabungen im 19. Jahrhundert in Schlesien wieder hauptsächlich die grossen Herrschaften begünstigt, und bilden die dritte Etappe zur Ausbildung der schlesischen Latifundien.

Auf diese allgemeine Darstellung folgen dann noch interessante Einzelnachweise für die Entstehung der wichtigsten schlesischen Latifundien, der Herzogtümer Schweidnitz-Jauer, Pless-Rybnik, Öls, Glogau, Oppeln-Ratibor und Sagan, auf die hier nicht eingegangen werden kann, auf die wir aber den Lokalhistoriker aufmerksam machen.

Wollen wir zum Schluss auch ein Wort über die Form der Dessmannschen Darstellung sagen, so ist diese im ganzen etwas maniriert, denn er kopiert ganz offenbar den pointierten Stil Knapps, natürlich ohne ihn zu erreichen, wozu ein an anderen Stellen durchbrechender blütenreicher Stil mit verunglückten Bildern sehr schlecht passt. So z. B. wenn er S. 58 sagt: „So nahm der stahlharte Panzer des römischen Agrarrechts die dickflüssige Masse

der ländlichen wirtschaftlichen Verhältnisse auf und bildete sie". Trotz der gemachten Ausstellungen ist aber Dessmanns Buch jedenfalls wohl geeignet, den Zweck, den der Verfasser ihm im Vorwort setzt zu erfüllen: „weiter zur Erforschung der interessanten schlesischen Agrargeschichte anzuregen, indem es zeigt, was es auf diesem Gebiet noch zu tun gibt".

## Zum schlesischen Bauerngarten.

Von Dr. Paul Dittrich in Breslau.

K. Olbrich bemerkt in seinen „Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten" (Mitteil. XVI 66 ff.), dass die Einrichtung des Gartens den Einfluss von der Verordnung Karls des Grossen verrät; ich habe das seinerzeit bei meinem Vortrage über schlesischen Hausbau zu zeigen versucht. Nach ihm sollen sie alle Kräuter haben: Lilien, Rosen, Efenigraecum (Bockshorn), Kostwurz, Salbei, Raute, Abrotanum (Artemisia abrotanum), Gurken, Melonen, Kürbis, Bohnen, Kümmel, Rosmarin, Erbse, Meerzwiebel, Schwertlilie, Dragantea (Schlangenwurz), Anis, Cichorium intybus, Lattich, Senf, Kresse, Flohkraut, Petersilie, Liebstöckel, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Weisswurz, Wasser-Pfeffermünze, Wurmkraut, Tausendgüldenkraut, Mohn, Haselwurz, Pfefferrose, Pastinak, Melde, Kohlrabi, Zwiebel, Porré, Schnittlauch, Rettich, Calotte, Knoblauch, Färbezöte, Kardendistel, Saubohne, Eberesche, Kastanie, Wistel, Mandelbaum?, Quitte, Maulbeerbaum usw. Wenn auch alle diese Pflanzen nicht in allen Gärten sämtlich vorkommen, so doch alle in mehr oder weniger grosser Auswahl, die wohl nach der Bodenbeschaffenheit wie auch nach Geschmack, Vorliebe und Bedarf des Besitzers sich richtete. Jedenfalls war wohl ihr Nutzen fürs Haus (für Küche und zu Heilzwecken), weniger Schönheit bzw. Geruch ihrer Blüten bestimmend. Ein grosser Teil ward zu Tee, zu Tinkturen, Pulver, Abkochungen verwendet.

Liebstöckel wird in die Suppe genommen oder ist, auf Schnaps gesetzt, gut gegen böse ansteckende Krankheiten, auch gegen Wassersucht. Die Blätter der Silberpappel, im Frühjahr angesetzt, sind gut gegen alle Krankheiten; Melde ist für Diarrhöe (das schmeckt nicht dründe, schlecht). Liebstöckel oder Siebzerich, Siebenzeiten wird dem Vieh als Pulver gegeben, um Appetit zu erregen, eben-

so Wermut, Hollunderblüte, wenn es Fieber hat und schwitzen soll, Lindeblüte soll kühlend wirken, auch Rainfarn (Raifblumen).

Das Weihgebund, das an Mariä Himmelfahrt in der Kirche geweiht wird (Kräuterweihfest), wird aufgehoben und zu Weihnachten, auch an Silvester und Hl. Drei Könige, das sind die drei hl. Abende, den Kühen gegeben, damit keine Hexen in den Stall kommen. Das Vieh, auch der Kettenhund müssen eine Suppe davon bekommen, sonst haben sie immer Hunger (Ullersdorf). Zum Weihgebund nimmt man: Wermut, Beifuss, Liebstöckel, Gartheil, Salbei. Die Blumen (Astern usw.) werden auch ins Dach gesteckt, damit nicht der Blitz einschlägt.

Sadebaum (ich fand ihn in Ullersdorf und Paritz) ist durch Regierungsverordnung verboten worden. Fette Henne ward am Johannistage in Risse der Balkendecke gesteckt; kam sie fort, so war es ein gutes Zeichen, trocknete sie ein, so ward man krank oder starb. Sie wird auch angesetzt und als Einreibung gegen Gliederschwund verwendet. Meerzwiebelblätter werden gequetscht und auf Wunden gelegt (Leobschütz), Baldrian (Katzenkraut) wird gegen Blähungen verwendet. Ringelrosenbutter ist eine Universaleinreibung bei verschiedenen Leiden, wird auch getrunken. Ringelrosen werden auch viel auf Gräbern gepflanzt. Hollunderbeeren werden auch zu Mus gekocht gegessen. Mit Salbeiblättern (Marienblättern) reibt man sich auch die Zähne, um einen guten Geschmack zu bekommen. Unter Pumpelrosen verstanden wir in Leobschütz die Päonien (Pfingstrosen); die Eberesche wird gegessen oder in einem Absud den Schweinen gegeben, besonders wenn dieselben in einen neuen Stall kommen, damit sie nicht krank werden.

Viele dieser Kräuter werden im Kräutersäckel aufbewahrt für den Winter, die Zeit der Katarrhe usw. (Rippenkraut gehört vor allem in dasselbe und ist gut bei Lungenleiden), oder auf Kornbranntwein aufgesetzt und zu Einreibungen, Tropfen verwendet. Als Würze für Wurst, auch Braten gilt Majoran (Máierran); wieder andere wie Rosmarin, Quendel werden wegen ihres Geruches in Wäsche oder zur Vertreibung von Ungeziefer in Betten oder Pelzwerk gelegt.

Vorgärtchen, wie an den Bauernhäusern fand man auch an den Häusern der Bürger in den Städten. Hier sind sie aber wie in Leobschütz (Langegasse) der Strassenverbreiterung zum Opfer gefallen. In ihnen findet sich auch meist ein Weinstock oder

[illegible] und Schwertlilien. [illegible] in diesen Vorgarten [illegible] Scheunen [illegible] der gewöhnlich [illegible] In einigen [illegible] dieser Obst- [illegible] den Bauern- [illegible] dass er [illegible] besser zu über- [illegible] war die [illegible] gegen Blitzgefahr ange- [illegible]

[illegible] Wenn der [illegible] für jemanden, der überall [illegible]

---

## Eselsfresser.

[illegible]

[illegible] haben Kühnau und [illegible] 114 ff. und 16. 63 ff. [illegible] Klapper die Herleitung [illegible] dem heidnischen [illegible] Aber auch die von ihm selbst gegebene Erklärung [illegible] für die Krakauer [illegible] künstlich zu sein. Ich glaube, Kühnau ist [illegible] Wege gewesen, hat ihn aber nachher wieder verlassen. Wir brauchen weder bei den alten Heiden noch bei den Humanisten nach der Erklärung zu suchen, sondern der Name gehört einfach in die Reihe der Spottnamen, mit denen die Deutschen sich allezeit freundnachbarlich bedacht haben, und es wird schon seine Richtigkeit haben, dass man eben eine Schildbürgergeschichte von den Schlesiern erzählte, dass sie einen Esel für einen Hasen oder Hirsch schossen und als solchen verspeisten. Kühnau bringt ja eine weitere Anzahl ähnlicher Geschichten [illegible] ill denn Klapper erklären, dass der Name „Eselsf- [illegible] nderwärts vorkommt? Da kann doch nicht überal' [illegible] Drache Olophagos zugrunde liegen und der

Name von den Schlesiern auf die Bewohner von Unterbach bei Düsseldorf übertragen sein (15, 138). Freilich wandern diese Spotterzählungen, ihr Ursprung wird sich in den meisten Fällen schwer ermitteln lassen. Der Name Onophagoi mag, wie Klapper will, vielleicht in Krakau in gelehrten Kreisen in Anlehnung an den Drachen Olophagos entstanden und in Beziehung zu ihm gesetzt worden sein, ich meine aber eher, dass die Schlesier auf Grund einer Spottgeschichte den Namen Eselsfresser schon trugen.

Ich bin zurzeit gerade mit einer Sammlung von Ortsneckereien aus dem badischen Unterland beschäftigt und kann aus meinem Material — und auch anderswoher — einiges hierher gehörige mitteilen.

So tragen die Einwohner von Kappel bei Bühl i. Schwarzw. ausser anderen Spottnamen auch den der „Eselsfleischesser", und zwar, weil sie angeblich vor etwa 40 Jahren bei dem Festessen nach einer Bürgermeisterwahl ein Eselsragout gegessen haben. Man setzt sich Unannehmlichkeiten aus, wenn man sie nach dem Eselsragout fragt. Ebenso wie wenn man die Neuhammer in Westböhmen am Tage ihres „Festes" (16. Mai) fragt, ob man kein Eselsfleisch haben kann [1]). Die Einwohner von Schatthausen im Bauland heissen „die Esel". Als Grund wird erzählt, dass sie einmal den Esel von einem Eselfuhrwerk der freiherrlich Gölerschen Kinder geschlachtet und verspeist hätten.

Die Weickartshainer im Seentale im nördlichen Oberhessen heissen „die Esel" oder „die Hirsch", das Dorf selbst auch „Klein-Hirschfeld". Man singt:

J—a, i—a, i—a — Dor leit e Hersch, der hett kei Horn!
Bei Weckerschhaan em Eselsborn — J—a, i—a, i—a!

In alten Zeiten sollen sie einmal einen Esel für einen Hirsch gehalten, geschossen und verzehrt haben [2]). Also genau dieselbe Geschichte, die von den Schlesiern erzählt wird.

Die Waltersgruner in Böhmen heissen „die Eselstecher" [3]).

Die Neckargemünder bei Heidelberg sind die „Eselsländer", weil sie einmal bei Hochwasser einen toten Esel, indem sie seine langen Ohren für ein Geweih ansahen, für einen Hirsch hielten und ihn, sich einen guten Braten versprechend, ländeten. Das

[1]) A. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutsch. Westböhmen S. 419.
[2]) Hess. Bl. f. Volksk. 4, 148.
[3]) A. John a. a. O.

gleiche wird von den Obrigheimern am Neckar erzählt. Ihnen passierte die Geschichte am Kirchweihsonntag. Darüber grosse Freude bei den Diedesheimern am jenseitigen Ufer. Deshalb sagen die Diedesheimer, wenn sie zur Obrigheimer Kirchweih gehen: „Mer wolle s' Eselsfleisch versuche!" Und die Diedesheimer Kinder rufen den Obrigheimern zu:

Die Owicher Leit, Un halte ihr Kerwe,
Die sen a so gescheidt Wann's Eselsfleisch geit.

Wenn die Diedesheimer am Kerwesonntag durch Obrigheim gehen und einen Zipfel ihres Taschentuchs heraushängen lassen, gibt's allemal eine grosse Schlägerei, grad so also wie in Neustadt a. Orla (15, 138). Das gleiche gilt in Sollingen bei Durlach, ebenso in Eltingen bei Würtemberg[1]) und in Singen bei Durlach. Die Rappenauer hielten einmal einen Mülleresel für einen Wolf, und der ganze Ort brach auf, um das Ungetüm zu erlegen. Deshalb heissen sie die „Wolfsstecher"[2]). Die Einwohner von Singen bei Durlach haben ausser anderen Spottnamen auch den der „Eselstreiber" oder „Bären", weil auch hier einmal ein betrunkener Müller seinen eigenen Esel für einen Bären ansah, und weil auch hier das ganze Dorf aufbrach, um das Untier zu töten, und seines Irrtums erst gewahr wurde, als der Esel anfing zu schreien. Nach anderer Überlieferung hatte jemand einen Esel in eine Bärenhaut gesteckt, und die Singener töteten den vermeintlichen Bären. Aus gleichem Anlass heissen auch die Ermenröder „Bären" oder „Bärenfänger", und das Dorf wurde allarmiert durch den Schreckensruf: „Heraus, ehr Gebräurer, der Bär hott gebrommt"[3]).

Und nun noch eine Geschichte vom Pferd. Die Mühlbacher im Amt Mosbach i. B. heissen „Rehzungen," weil sie einmal auf einer Kirchweih eine Pferdezunge gegessen haben, in der Meinung, es sei eine Rehzunge.

Man sieht, wie verbreitet und wie häufig die Eselsgeschichten sind, es würden sich gewiss unschwer noch weitere nachweisen lassen. Ich glaube aber auch, diese Geschichten zeigen, dass man nicht zu den gelehrten Erklärungen zu greifen braucht. Sie unterscheiden sich in nichts von den zahlreichen Erklärungen, die z. B. für den weitverbreiteten Namen des „Kuckuck"

[1]) Alemannia 9, 114.
[2]) Meisinger, Volkskunde v. Rappenau S. 40.
[3]) Hess. Bl. f. Volksk. 4, 146.

„Kuckucksfresser“ und ähnlicher Spottnamen umlaufen. So tragen die Eberbacher den Namen „Kuckucksfresser“, weil sie einmal ihrem Bürgermeister einen gebratenen Kuckuck als Taube vorsetzten. Und die Bersröer bei Giessen heissen „Kuckuck“, weil sie einst im Wald einen Kuckuck geschossen und den seltenen Vogel als Taube verspeist haben. Wer durch den Ort geht und die Melodie des Liedes: „Ein Kuckuck auf dem Zaune sass“ pfeift oder singt, dem ergeht es übel [1]).

## Das auslautende e im Schlesischen.

Von Dr. Drechsler in Zabrze.

Wenn in dem amtlichen orthographischen Wörterverzeichnis Formen wie Türe neben Tür, Stirne neben Stirn und besonders viele Neutra mit oder ohne auslautendes e (Hemde: Hemd) als gleichwertig vorkommen, so sehen wir in dieser — ja eigentlich dem oberdeutschen Sprachgebrauche Rechnung tragenden — Aufgabe des e eine sprachliche Erscheinung, die schon vor Beginn der neuhochdeutschen Zeit auftritt, aber noch heute nicht völlig abgeschlossen und zur allgemeinen Regel geworden ist.

Mitten im Strome dieser Bewegung stehen auch die geistigen Führer des 18. Jahrhunderts. Gottsched schreibt Gehirn neben Gehirne, Geschwür neben Geschwüre, Lessing hat: der Narre, der Eremite und liebt das auslautende e der Neutra, so Gedichte, Gerichte, Gesichte, Glücke, Unglücke u. s. w. Herder hat anfangs meist die Formen mit e, wirft es aber später ab (vgl. Längin, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache, 1891 S. 37). Bei Goethe finden wir: der Mensche (wie bei Günther), der Kamerade (noch bei Lenau), der Barbare u. v. a.

Gegenüber dem neuhochdeutschen Sprachgebrauch, der das auslautende Nominativ-e der n-, jo- und o-Stämme immer mehr und mehr abstösst, bevorzugen die schlesischen Dichter vom 17. Jahrhundert [2]) bis zur Gegenwart und das Gemeinschlesische dieses

[1]) Hess. Bl. f. Volksk. 4, 147.

[2]) Dass diese Dichter genau nach der Mundart reimten, sagt ausdrücklich Logau in der Vorrede zu seinem „Deutscher Sinngedichte dreitausend“: „Ich

auslautende e im weitesten Umfange, nur das Nordschlesische, der Dialekt des Oppalandes und der ihm benachbarte Teil des deutschen Oberschlesiens, z. B. Katscher im Kreise Leobschütz, werfen das e meist ab: die Meil, die Wäsch.

So finden sich im Schlesischen

a) Masculina: der Grafe, der Herre, der Fürste, der Monde, der Schelme, der Schwane, (Gryphius, Cleopatra 3, 91), der Schmerze (Opitz u. a.); der Gecke (Günther), der Tore, der Kerle, der Mohre, der Christe, der Methe, der Prinze (Gryphius, Leo Armen. 4, 61). Beliebt sind auch: der Garte, der Kuche, der Nacke, der Rücke, der Weize, Wörter, bei denen die Schriftsprache die Formen auf -n bietet. In Fremdwörtern tritt das e gern an die hochtonige Silbe: der Atheiste (Günther), der Basiliske (Lohenstein, Gryphius), der Cancelliste (Stoppe, Parnass 330), der Comete, der Chrystalle, der Diamante (Lohenstein, Blumen 56), der Discantiste, der Expectante (Günther), der Harfeniste, der Heidukke, der Juriste, der Kosakke, der Lackeye, der Lauteniste, der Levite, der Mammelukke (Günther) ital. mammalucco, der Opponente, der Patiente, der Pedante, der Planete, der Poete, der Pulleziste (Polizist), der Pusauniste (Posaunenbläser), der Rabuliste, der Rebelle, der Regente, der Studente, der Tyranne, der (das) Vagabunde (fagebunde).

b) Feminina: die Bahne, die Banke, die Braute, auch die Windsbraute, die Burge, die Fraue, die Furchte, die Hulde (Holde Opitz, 5. poet. Wäld. 131), die Kuhe (Stoppe 2, 173), die Peste, die Saate (Coler, Lohenstein, Logau), die Saue (Scherffer, Grobian. 242), die Schnure (Lohenstein, Gryphius, Günther), die Scheue, die Spure, die Uhre; Wörter auf -in (die Göttinne, Lehrerinne), -nis (die Finsternisse), -ung (die Handlunge), dafür volkstümlich -ige: die Menige (Meinung), die Anfechtige (Anfechtung), Telige (Teilung), Futtrige (Futterung), Sömmerige (Sömmerung, Sommersaat), Zalige (Zahlung). Die Übergangsform Zusaginge bietet Gryphius. Ganz allgemein ist: die Knoche für der Knochen.

---

gedenke nur etwas weniges vom Reimenmasse, einmal dass die Endungen der Reime zusammenstimmen nur nach unserer Mundart, wo sie geschrieben; denn wie es vielleicht frembden dannenher nicht füglich lauten möchte, wie wir die selbstlautenden Buchstaben aussprechen, also würde es auch in unsern Ohren übel klingen, zu reden wie die frembden reden, also dass es nur nötig scheint, im Reime sich desz einheimischen Auszspruchs zu brauchen".

Bemerkenswert ist: die Välke, das Veilchen, bei Heinzel, Vägerle S. 3:

Do weesz ma, dasz doas Frujoahr kimmt,
Wu bloo die Välke blüht
Und überoal a gruner Hoalm
Zum Huffnungszeechen stieht.

Von Fremdwörtern seien erwähnt: die Arzeneie (mhd. arzenîe), die Medezine, die Muscate, die Musicke (schon Opitz, 5. poet. Wäld. 137), die Chronicke, die Peste.

c) Neutra: das Bette, das Brette, das Blutte (Blut), das Elende, das Gebote, das Hemde, das Herze, das Jahre (Volkslied), das Kinne, das Kreuze, das Lichte, das Ohre, das Öle (Logau, Hoffmannswaldau, Scherffer), das Rehe, das Schwerte, das Stücke (Weibsticke!), das Viehe (Rindviehe, Melkviehe), und die vielen hundert aus Nominibus und Verben gebildeten Substantiven mit dem Präfix Ge-: Gesichte, Gebete, Gesetze, Geschlechte, Geblütte, Gemütte, Gepläutze (zu Plauze), Gespönste (Gespinst), Geplärre, Geschäfte, Geschreie, Gewölke, Genicke, Gerüste, Gestirne, Geräusche, Gespenste, Getue u. v. a. Bei Gryphius, Leo Armen. 1, 252: das Verhöre.

Das Metalle (Scherffer, Hugo 61), Crystalle (Grobian. 150).

Auch die Eigennamen weisen das End-e auf: der Franze, Fritze, George (Jürge), Karle, Maxe, Paule, Roberte; der Seibte-Pauer (Bauer Seibt); ebenso die zahlreichen Zusammensetzungen: Stimm' ich oa a Trinkelied, Tschampel S. 1; der Howeknecht; das Singechor, das Galemacheding (Safran), der Branntewein, die Brennesucht Scherffer, Ged. 112, der Dichtegott (Apollo) Ged. 462; grasegrün (allgemein), eisekalt (vgl. hundekalt), klatschenass u. v. a.

Diese Vorliebe für das auslautende e bezeugen zahlreiche substantivische Doppelformen: das nämliche Dingwort wird mit und ohne e nebeneinander gebraucht, z. B. der Bach: die Bache, der Schosz: die Schosze. Das e dient nicht dem Bedürfnis der Unterscheidung, denn die Doppelformen sind meist von gleicher oder doch naheverwandter Bedeutung. Auch hängt das e nicht von dem Endkonsonanten des Wortes ab. Es lässt sich nur sagen, dass die e-Form im allgemeinen volkstümlicher ist und sich wohl aus dem Satzzusammenhange der bequemen, breiten Aussprache gebildet hat. Die Form mit e ist stets weiblich, während die kürzeren Formen männlichen und zumteil sächlichen Geschlechtes sind.

Ich stelle aus der schlesischen Literatur und Mundart eine (leicht zu vermehrende) Anzahl solcher Doppelformen zusammen, ohne jedesmal die Fundorte genau oder vollzählig beizufügen.

Der Asch, salmo thymallus: die Asche, öfters umgelautet die Äsche, Esche, schon bei Schwenckfeld, Theriotropheum Silesiae 1603; Äschen nicken (töten) bei Czepko handschriftlich; — der Bach: die Bâche, im Volksmunde gang und gäbe; der Zubeiss: die Zubeisse, Zukost; — der Dorn: die Dorne: har reisst sich on enner Dorne; — der Fink: die Finke, nicht nur für das Weibchen: eine Lock-Finke, Logau I, 7, 49, Stoppe, Parnass 45; — der Flansch, Flunsch, Provinzialbl. 1871 S. 67: die Flunsche (seltener): macht a doch anne Flunsche, ma könde Stiefeln miete schmeren. Michel Robinson 1726; — der Frack: die Fracke: a krigt'n bei der Fracke = erwischt ihn; die Soldatenfracke; er hat heute die gutte Fracke, die Spendierfracke an = er ist freigebig; — der Frost; die Froste: Scherffer, Ged. 467; — der Fug, Schicklichkeit, passende Gelegenheit (Opitz, Logau): die Fuge, in gleicher Bedeutung, z. B. so diesz Exempel nun dir dient zu gleicher Fuge, Scherffer, Grob. 10; vergl. Drechsler, Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier S. 113; — der Futt in Hundsfott: ein Hundsfott meines Namens! schlesische Beteuerung, missverstanden schon bei Scherffer, Ged. 413 als Hundsfuss gedeutet: die Futte, mhd. vut, cunnus, vulva, lebendig in dem Schimpfwort Hundsfutte, eine doppel Hundsfutte Scherffer, Ged. 416, auch bei Gryphius, Peter Sq. 25, du bist unter die Hundsfutte zu schlecht! (Langenau bei Katscher); — der Gaum, Gûm, Gâm, mhd. goum: die Gûme, plur. die Gûmen (Katscher); — der Gall, Gåll, Gell, Schrei: die Gelle, gellende, schreiende Stimme: a brächt mich em mit seiner grusza Gella. Schönig, Glätzische und hochdeutsche Ged. S. 21; — der Grabsch, Griff: er macht einen Grabsch (gråpsch): die Grabsche (gråpsche), greifende Hand: auf (die) Grabsche werfen, (beim Ballspiel) in die aufgehaltene, darnach grapschende Hand des Gegenspielers werfen; — der Guck: die Gucke, Ausgucke, Bezeichnung hoher Aussichtspunkte, z. B. bei Lobris Kr. Jauer, auch das Auge, plur. die Gucken, die Guckaugen; die Ofengucke, scherzhaft für Mädchen: sechs Uwagucka hott' se (die Häbomme) vurnaweg eigetroan (eingetragen, gebracht), und jitzt koam uf eemol a Junge oangewalzt! Lichter, Durfpum'ranza S. 98; — der Guss in Ausguss: die Ausgusse

(Sprottau); — der Karpf, Korp, Monatsschrift S. 70: die Karpfe, Korpe, besonders die Schneiderkorpe, der Hering; — der Kerb: die Kerbe, schon von Steinbach verzeichnet; auch Ortsbezeichnung: zwischen Pombsen und Seichau (Säche) liegt die Kerbe; — der Kitt: die Kitte, die Fensterkitte; — der Knüpf, knëpp, der beim Knüpfen geschlungene Knoten, besonders der Weberknoten; vgl. Beiträge zur Volkskunde XII. Festschrift für Weinhold 1896 S. 18 f.: die Knüpfe, knëppe, das um den Kopf geschlungene „Tüchel" der Frauen und Mädchen; — der Kopf, Kopp, Kupp: die Koppe, Kuppe, von Bergbezeichnung im Volksmunde, z. B. die Schneekoppe; — der Kroehl, der Krael, Ritz: die Kröhle, Kraele; — der Kutz, Husten: die Kutze; — der Lasch, lâsch, Fetzen, besonders der Haut: ich hô m'r 'en ganze Lâsch 'rondergeresse (Katscher): die Lasche, verächtliche Bezeichnung, auch die Hure; — der Lâtsch, lôtsch, Kerl: jeder Lôtsch find't sen Trôtsch (das Mensch); wo ein Lâtsch, da findet sich auch ein Trâtsch: die Lâtsche, nachlässiges, liederliches Frauenzimmer: Nee, su 'ne Loatsche weit und breet, Die hot's nimmeh. Heinzel, Vägerle S. 64; — der Lătsch neben der Lătschen: 1) Schleppschuh, 2) schleppender Tanz, Walzer: uff die Schmerzen wird der Meester Plomaier mit menner Honnlore amool 'n Lottsch macha! Lichter, Muttersproache S. 22, 3) liederlicher, nachlässiger Mensch (s. Lâtsch): die Lătsche; — der Loh, Scherffer Ged. 253: die Lohe Ged. 121, 196; — der Mai, der Maien: die Maie, Maistange, Festbaum mit grünem Büschel, seit dem 17. Jhd. verzeichnet; — der Maisch: die Maische, das geschrotene und angebrühte Malz; — der Mittwoch: die Mittwoche, Tschampel S. 93, vgl. Drechsler, Sitte, Brauch II, S. 186; — der Molk: die Molke (allein noch gebräuchlich); — der Nerv: die Nerve; — der Nix: die Nixe (die weibliche Form allein volkstümlich); — der Nutsch: die Nutsche: 1) mamma lactens, 2) Saugpfropfen, 3) Flüssigkeit, die man saugt, 4) Saugröhre der Tabakpfeife: ich wullte groade zun im sprechen, a sellte doch nich asu unvernimftig on der Nutsche ziehn, ma meszte ju reene dersticken. Oderwald, Schläsche Pauerbissen S. 23; — der Pantsch, Pansch, ponsch: die Pansche, ponsche, weicher Schmutz: etze setz ich ei der Pontsche. Schönig S. 47, de Hosen hott' a vursichtig ufgekrempelt, denn 's woar awing Ponsche drauszen. Oderwald S. 80; — der Pietz, Bietz, Stoppe 2, 119: die Pietze, die weibliche Brust, der



563994 A

Busen; — der Plan, freier, ebener Platz in den Dörfern, im Hofe, vor dem Hause, der Kreuzelplan, Kirchof, der Ziegeploan, Weideplatz der Ziegen, der Langplan, Kegelbahn: die Plane, Pläne, Ebene: am besten aber tut jeder, wenn er selbst geht und Fürstenstein, Warmbrunn, den Kynast besucht, in die Schneegruben hinabsieht und von den Grenzbauden aus das ungeheuere Panorama misst, das seinen Augen auf weiter Pläne eine mächtige Zahl von Dörfern und Städten entgegendrängt. Waldau, Nach der Natur II S. 16; — der Plitz, Schlag: die Plitze, Prügel, sehr beliebter Ausdruck; — der Rahm, Rahmen: die Rahme, Rähme (Logau, Günther), die Bilder-, die Fensterrähme; der Sahn: die Sahne; — der Widerschall: die Widerschalle (Echo) Scherffer, Ged. 264; — der Schleck Scherffer, Ged. 656: die Schlecke; — der Schluck: die Schlucke, das Schlucken; — der Schmeck: die Schmecke (Günther), sprichwörtlich: Gutschmecke macht Bettelsäcke; — der (das) Schmer (Schweineschmer, Wagenschmer): die Schmere, Schmiere; — der Schosz: die Schosze, heute allein üblich; — der Schwutz, Guss: wie kâlt Wosser troaf die Räde a Johann, oaber freilich wie a Schwutz kâlt Wosser. Bauch, Juchhe S. 14: die Schwutze, Flüssigkeit, allgemein Jauche: muss ma denn sitte verknuchte Schwutze (Schnaps ist gemeint), nundergissen. Heinzel, lust. Bruder S. 53, auch schlechter, dünner Kaffee (Grafschaft Glatz); — der Spul, Scherffer, Ged. 332: die Spule; — der Stand, Wasserstand: die Stande; — der Staud (Schlesisches Wirtschaftsbuch 1712 S. 564): die Staude; — der Steig: die Steige, Hühnersteige; — der Strahl: die Strahle; — der Sturz: die Sturze, Stürze; — der Such in: der Heimsuch Scherffer, Ged. 353: die Suche; — der Ungestüm: die Ungestüme, Opitz, 3. poet. Wald. 95; Scherffer, Hugo 61; — der Dachtrauf: die Dachtraufe; — der Aufwasch: die Aufwasche; — der Witz: die Witze (Logau); — der Wiedehopf: die Wiedehopfe, Lohenstein, Blumen 130; — der Zeh: die Zehe; — der Zierat: die Zierate; — der Zins: die Zinse, Günther (1725) 167, (1732) 17; — der Zitz, Saug-, Brustwarze: die Zitze, ebenso, aber auch Muttermilch; — der Zweck (Logau II 3, 57), Holznagel, der die Scheibe in der Mitte befestigt: die Zwecke, die Zwecke in Schusterzwecke, Holznagel zum Befestigen der Stiefelsohlen. Ich füge bei: der Alraun: die Alraune; der Mahr: die Mahre.

Wie Gall: Gelle, Schmack: Schmecke, des weiteren der Krampf: die Krämpfe, der Rahm: die Rähme, der Schank: die Schenke; der Schwank: die Schwenke, so verhält sich auch der Bast: die Buste, zähes Fleisch; vgl. ahd. blat neutrum neben bluot fem. die Blüte. Auch vergleiche man der Krug: die Krucke, der Bord: die Borte, der Barsch: die Perschke; ausserdem die Qual: die Quäle, die Wahl: die Wähle: Wähle macht Quäle.

Das Eck, z. B. des Ackers: die Ecke, die Dreiecke, Bauch S. 17f.: — das Fahn (bei den alten Schlesiern): die Fahne; — das Flosz: die Flösze: der Bau einer Flösze — gegen Mittag war sie fertig. J. Stenzel, Umständl. Beschreibung der Überschwemmung im Monat Juni 1804. Sagan 1805 S. 19; — das Gleis: die Gleise (auch bei Goethe, Alexis und Dora v. 3); — das Haar: die Haare: bei ar Hoore bei einem Haare Schönig S. 4; — das Kalb: die Kalbe (allgemein); — das Kant (Deminutiv das Kantel): die Kante; — das Kohl, bergmännisch: die Kohle; — das Übermasz: die Übermasze, Lohenstein, Blumen 46; — das Röhr, besonders das Ofenröhr: die (Ofen-, Blase-) Röhre, die Angströhre, scherzhaft für den hohen Hut (ursprünglich der Examinanden); — das Bettstell (Breslau, Oppeln, Kreuzburg): die Bettstelle; — das Tenn: die Tenne; — das Verhör: die Verhöre, Gryph., Carl Stuart 5, 24; auch S. 356 Anm. — das Weh: die (Geburts-) Wehe.

Man vergleiche das Rund: die Runde; das Schön: die Schöne; das Spitz: die Spitze.

Von Fremdwörtern seien erwähnt: der Altan: die Altane; der Hyacinth Lohenstein, Hyacinthen 38, Günther (1732) 42: die Hyacinthe; der Marcipan: die Marcipane Günther (1732) 100, ital. marzapane; der, das Oblat: die Oblate; der Porcellan: die Porcellane (Opitz, 3. poet. Wald 100), ital. la porcellana; der Salat: die Salate (Scherffer, Grob. 129, Gryphius, Sengamme 1, 2), ital. la salata, eigentlich insalata, eingesalzt(e Pflanze).

Man vergleiche die neuhochdeutschen Doppelformen: der Trupp - die Truppe, der Karren - die Karre, der Possen - die Posse, und die schon auf ältere Zeit zurückgehende Differenzierung das Tor - die Türe, das Buch - die Buche, das Grab - die Grube.

Das prädikative Adjektiv zeigt im Neuhochdeutschen das

Bestehen, das auslautende e abzustossen. Doch stehen noch Formen wie harte: hart, feste: fest, feuchte: feucht, dünne: dünn, reine: rein u. a. nebeneinander; Herr Vetter, Ihr seid grobe! Scheffel, Trompeter von Säckingen. Die Mundart liebt es, das attributive Adjektiv unflektiert zu gebrauchen: ein gut Kind, schön Wetter, schön Dank, beliebte Antwort auf die Begrüssung: Seid ock schön willkommen! — Ein glücklich Mann. Logau; mei arm Han. Gryphius, Geliebte Dornrose; vgl. jung Roland, jung Siegfried, schön Suschen, lieb Mütterchen; dagegen wird das prädikative Adjektiv flektiert: die Stadt war kleine. Opitz, Zlatna; man nennt die Liebe süsse. Logau 3. Zugabe 69; Berauschte sind nicht stille. II 4, 46; die Rüben werden harte wie Holz; biste aleene? — Su schmuck und su schiene Is Nuppersch Palline. Heinzel, Vägerle S. 11. Hot Wängla wie Äppel, su schiene. Tschampel S. 15. Dos Herze woar m'r leichte. Sie derklärten a Hund fur tulle. Doas woar recht nette. Sei Kop is gor decke. Er wur gonz starre.

Auch die Adverbien, selbst die fremden Ursprungs, z. B. konfuse, halarde (alert, munter), bewahren die Endung e: stille schweigen, geschwinde, sachte sanfte, schöne, balde (bâle), süsse (sisse), dorte, forte ziehn, druffe (drauf), gerne, verleichte (vielleicht), ofte, zugleiche, zurücke, derzune (dazu), derbeine (dabei), dastholwe (deshalb), irschte (erst), schune (schon), umsuste, imsiste (umsonst), derhæme (daheim), dervone (davon), siehre (sehr), doderfüre (dafür), miete (mit): kumm ock miete, mittebrenge (mitbringen), vgl. die Mittebringe, wie und wanne Logau III 5, 17, ferwohre (fürwahr), früe (früh) u. v. a.; bei älteren Schlesiern auch abe: schneidet man abe; Treues Hertze, du zeuchst abe Ausz der Welt und gehst zu Grabe. Logau I 8, 69; II 2, 43; 2, 100; II 8, 83 u. sehr oft. Ich lege nicht abe mein seidenes Hüttlein. Scherffer, Ged. 579, a schaffts en denn wul abe (:Knabe) ib. 581. Das beliebte schlesische ock erscheint gern als ocke, gellocke, vgl. Heinzel, Vägerle S. 68; a werd ne Ols a su genae (genau) nahma. Schönig 5.

Der Schlesier zählt zweie, dreie, viere, fünfe, sechse, siebene, achte, neune, zehne, elfe, zwölfe. Scherffer bietet dreye Ged. 560; als biesz man Fünffe leutt. Grob. 41; vmb Zehne Grob. 94; der weiser (Stundenzeiger) grad jetzt auff der zwölffe steht. Grob. 104. Wenn Weinhold Dialektforschung S. 144 bemerkt: „Bei Stunden-

angaben wird bis zwölf flektiert: gegen siebenen, zwischen elfen und zwölfen", so muss ich dem widersprechen. Es gilt in der Mundart: Von zweie bis zwölfe; zwischen dreie und viere. Vu neune bis uf sechzen. Heinzel, Vägerle S. 27: alle neune!

Von den Fürwörtern zeigen das End-e iche: Mei Môn und iche hôn kêne Ziche (Bettzudecke)! due (Liebenthal, Liebau): ich und due, Noppersch Kuhe (Auszählvers). Dativ mire (Gryphius), mir; Dativ ihme, bei Scherffer, Gryphius und den andern Schlesiern sehr oft: von ihme Grob. 81, mit ihme ib. 153; Accus. ine, ihn (Schweinichen). Dem Er, in der Form Haer, hâr, Bezeichnung männlicher Tiere, namentlich der Kaninchen, entspricht die Sîe (zweisilbig), weibliches Kaninchen (Leobschütz, Katscher).

Das besitzanzeigende Fürwort wird in prädikativer Stellung wie die Adjektiva flektiert: was seine war. Logau I 9, 65; Cyntha soll deine seyn. Lohenstein, Sophoniste 1, 214.

Auf die eigentümliche Bildung des possessiven Pronomens der 3. Person ihne in respektvoller Sprache hat schon Weinhold, Dialektf. S. 140 hingewiesen: Ihne Hut (Ihr Hut), mein Herr!

Beim einfachen Demonstrativpronomen der die das ist der Dativ deme zu bemerken: Grob. 1, von deme 110, bey deme 53; man vgl. nachdeme bei Scherffer, Gryphius, indeme.

Diesem deme entspricht der Dativ des fragenden Fürwortes weme: mit weme Gryph., Seugamme 5, 3.

Was das Zeitwort betrifft, so hat das Präteritum, wie heute im Munde alter Leute, bei allen Schlesiern in der 1. und 3. Pers. Sing. das (falsche) Flexions-e; z. B. ich gienge Scherffer Ged. 375, ich hielte 728, anfienge: angienge 581, hienge 707; ich sahe Grob. 31, ich schluge Ged. 410, ich truge 707, ich stunde 684, ich bate 685, ich asse Ecloga 88; er wuchse, grube, truge, fuhre, gabe, pflage, kame: nahme, versprache, sange: drange, triebe: bliebe, wiese, flosse, genosse, zoge: floge und andere zahlreiche Belege, die sich auch bei dem jungen Goethe, bei Schiller und Lessing finden. Noch jetzt sagen wir: ich wurde.

Auch der Imperativ 2. Pers. Sing. starker Verba zeigt das e der schwachen Verben: verbirge, lasse, besihe, giebe, heisse, behalte, schmeisse, schweige u. v. a., kumme = komm.

Von dem gleichfalls flektierten Partizipium Präs., wo es prädikativ auftritt, erwähne ich: haltende, bittende, singende, verneinende, gelebende, juchzende, wohnende, heulende; als Beweise

für das ebenso flektierte Partizipium Perf. Pass. diene: ergebene, gefangene. — Die Stummen werden sprechende. Opitz 1. poet. Wald. — 's gieng olls reissende weg.

Das Hilfszeitwort sein zeigt in volkstümlicher Rede: ich ware Scherffer Ged. 685, er ware Grob. 256, 260, sie, es ware, sehr oft. — Das auslautende e tritt auch an die 3. Pers. Präs. Coniunctivi: Einigkeit seye das Band Scherffer Ged. 150, ebenso 167, 492; Grob. 16, 63, 145. — Sogar der Imperativ, der im Volksmunde gewöhnlich bis lautet (auch Grob. 139, Opitz, Gryphius), entzieht sich dem e nicht: seye dieses du zu leiden nicht bedacht! Grob. 103. —

Von tun gehören hierher Prät.: ich, er tate, toate, tote neben täte. Bei Scherffer findet sich Prät. ich täte: ich hette (!) Gedichte 687, 689.

Man vgl. auch noch: es mage fallen Scherffer, Grob. 150, 158, Hugo 239; den Daumen, der tauge (Indikativ!) wol zum born. Grob. 151.

Von Conjunktionen ist oben schon erwähnt: nachdeme, indeme; dazu tritt noch damite als Coniunktion und i. S. v. womit.

---

# Eine Breslauer Geschichte vom Feuermann.[1]

Nach älteren Aufzeichnungen mitgeteilt von Prof. J. Nestler in Prag.

Im achtzehnten Jahrhundert gab es in Schlesien ausser den Irrlichtern und Irrwischen noch ein anderes leuchtendes Nachtgespenst, den Feuermann, der anzusehen war wie eine brennende Schütte Stroh. Mancher Landmann, der spät heim kam, sah plötzlich auf dem Schoberdach seines Hauses eine hell aufwirbelnde Feuersäule, und wenn er im grausen Schreck die Nachbarn um Hilfe anrief, war mit einemmal die Brunst verschwunden, und die Leute wussten, was die Uhr geschlagen hatte. Ein anderer sah wenige Tage vor der Ernte von seinem Heuboden aus draussen auf dem Felde sein Getreide in lichten Flammen stehen, und wenngleich der Spuk auch hier wieder unschädlich vorüberging, so brachte er doch den Besitzer des Ackers, auf welchem er sich öfters sehen liess, in böse Nachrede, denn die Bauern waren und sind noch heut der Meinung, dass habsüchtige Überpflüger oder Abpflüger nach ihrem Tode verdammt sind, als Feuermänner nachts den unrechtmässig vergrösserten Ackerfleck zu besuchen. wie es in dem Bürgerschen Gedichte heisst;

---

[1]) Eine ähnliche Sage wird aus Oberschlesien berichtet, vgl. Mitteilungen XVII 132. Ss.

„Der alte Kunz war bis ins Grab
Ein rechter Höllenbrand;
Er pflügte seinem Nachbar ab,
Und stahl ihm vieles Land;
Jetzt pflügt er als ein Feuermann
Auf der erstohlnen Elur
Und misst das Feld hinab, hinan,
Mit einer glühnden Schnur.

Solche und ähnliche Streiche verübte der Feuermann als ein Erzschalk, und nur ein einziges Mal tat er etwas Gutes, das zugleich ihm selbst zugute kam.

Im Südwesten von Breslau, wo jetzt die Chaussee nach Zobten und Schweidnitz führt, gab es im achtzehnten Jahrhundert einen wahren Mordweg, namentlich zwischen den Dörfern Kleinburg und Klein-Tinz. Die Meile vor diesem Dorfe hiess seit alter Zeit die schwarze, vielleicht deswegen, weil sie aus schwarzem fetten Boden bestand, den das geringste Regenwetter aufweichte und im Herbste und Frühjahr in einen Sumpf verwandelte; oder etwa wegen der unzähligen Flüche und Verwünschungen aus dem Munde der Fuhrleute, die mit ihren schweren Frachtwagen auf dieser einzigen Meile oft zwei Tage zubrachten und, nach einer schlesischen Redensart, das schwarze Vaterunser beteten, oder fluchten, dass alles schwarz wurde? Auf dieser „schwarzen Meile" ward einst an einem nebeligen, nasskalten Novemberabende ein Schweidnitzer Fuhrmann, der auf drei dreispännigen Wagen Kalk- und Mühlsteine nach Breslau fuhr, von der Finsternis plötzlich überrumpelt. Er hatte sonst zufolge langjähriger Erfahrungen die gefährlichsten Stellen dieser Wegestrecke klüglich vermieden und seine Wagen stets auf einigen harten Steinrillen durch das Moor glücklich hindurchgelotst, wenngleich oft nach namhaften Schwierigkeiten; aber sei es, dass er geschlafen hatte, oder dass es ihm — wie der gemeine Mann sagt — „gemacht", d. h. durch einen bösen Geist beschieden worden war, die drei Wagen steckten plötzlich bis an die Axen im Sumpfe. Mit verstärktem Nebel war die Nacht völlig herabgesunken, und man konnte nicht drei Schritte vor sich hinsehen. Man musste jedoch das Äusserste versuchen, die Fuhrwerke wieder flott zu machen, denn die Nacht hier zuzubringen, wäre für die Pferde der ganze und für die Menschen mindestens der halbe Tod gewesen, daher denn der Fuhrmann, ein mutiger Mensch, mit seinen zwei Knechten rasch und energisch ans Werk ging. Aber die bedauernswerten Männer kamen nicht zum Ziel; da man nicht wusste, wo man eigentlich war, es also fast unmöglich war, aus dem nächsten Dorfe Lichter und Laternen zu holen, so blieb dem Fuhrmann nichts übrig, als die fluchbeladene „schwarze Meile" mit neuen Verwünschungen zu beladen. Als alles Fluchen nichts half, rief er schliesslich: „Ich wollte, der Feuermann leuchtete uns zu der neun- und neunzigtausendmal verfluchten Dreckerei!"

Die Knechte erschraken über diesen vermessenen Wunsch, aber wer vermag ihr Gefühl zu bezeichnen, als nach Verlauf von weniger als drei Sekunden der Feuermann, wie aus der Erde gewachsen, vor ihnen stand und sich schüttelte, dass die Funken um ihn sprühten! Sie starrten halbgelähmt in die Flammensäule, welche auf eine weite Strecke alle Dunkelheit verscheuchte, und dann blickten sie auf ihren Herrn. Der hatte ja nun, was er so sehnlich herbeigewünscht und geflucht, Licht, und was konnte er da besseres tun, als bei der schönen Beleuchtung arbeiten und seinen allmählich zur Besinnung kommenden Knechten durch Winke andeuten, dasselbe zu tun? Schweigend befolgten diese das stumme Gebot; schweigend wurden die Pferde aus- und eingespannt, die

Winden und Hebebäume in Bewegung gesetzt, die Wagen nach und nach vorwärts gebracht; keiner der drei sprach ein Wort, man hörte nichts, als das Geräusch der Arbeit und das Sausen des Windes über der stillen Ebene. Der Feuermann, so schweigsam wie die Fuhrleute, huschte stets auf den Punkt, wo man sein Licht am nötigsten hatte, und begleitete immer den Wagen, welcher eben fortgezogen wurde, hüpfte auch, sobald ein Fuhrwerk geborgen war, seltsamlich in die Höhe, als freue er sich wie ein Kind über das unter seiner Mitwirkung gelungene Werk. Und als ströme aus den Flammen dieses Gespenstes ein mächtiger Segen, so rasch waren die Wagen aus den Sumpflöchern auf die nicht nahen Fortsetzungen jener Steinrillen gelangt, deren Anfänge unser Fuhrmann diesmal so arg verfehlt hatte, und alles stand in gewünschter Ordnung zur Weiterfahrt bereit, die bei einiger Aufmerksamkeit und mit Hilfe des in solchen Fällen wunderbaren Instinkts der Pferde vor dem Ziele nicht leicht mehr verunglücken konnte. Aber nun bangte den Knechten vor der Bezahlung, die der Feuermann für sein Leuchten fordern würde, und sie erwarteten jeden Augenblick, dass er mit ihrem vermessenen Herrn in alle Lüfte fahren werde. Dieser teilte nicht ihre Befürchtung. Die Pferde, welche bei etwas Unheimlichem zittern, schweissen und scheu werden, waren so ruhig geblieben, als brenne vor ihnen weiter nichts als ein unschuldiges Bund Stroh, und dies hatte auch dem Fuhrmann alle Furcht benommen. Und als ihm nichts mehr zu wünschen übrig und der Feuermann, als erwarte er irgend eine Vergütung, vor dem ersten Wagen stehen blieb, da übermannte den rohen Menschen eine feierliche Rührung, ein erhebendes Gefühl der Dankbarkeit und er trat dem Geiste näher und sprach folgendes zu ihm: „Feuermann, ich habe dich mit einem Fluch herbeigerufen, weil ich dich für wenig besser hielt als den Satanas, aber deine Bereitwilligkeit, Unglücklichen beizuspringen, bewies mir, dass du ein guter Geist bist, vielleicht ein Gebannter, der eine alte Untat auf diese Weise abbüssen muss. Leider kann ich dir deine Gefälligkeit, so wohlhabend ich bin, nicht bezahlen, da Gold und Silber dir nichts nützt, und ich weiss nicht, ob ich's recht mache, wenn ich eine andere Münze wähle, eine unsichtbare. Du scheinst mir der Gnade Gottes bedürftiger als ein Mensch, der noch im Fleische Busse tun kann, und wenn dir an einem Guthaben im Himmel etwas gelegen ist, so empfange es. Deinen Liebesdienst bezahle dir Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geist, auf dass du Vergebung deiner Sünden erlangest und eingehen mögest zum ewigen Leben, Amen!"

Bei diesen Worten, die der ungelehrte Fuhrmann mit der Bündigkeit und Würde eines Priesters gesprochen, sank der Feuermann lang zu Boden, streckte ein Flammenpaar zum Himmel und sprach mit leiser Menschenstimme: „Dank dir im Namen des dreimal Heiligen, den ich vor deinem Amen nicht aussprechen durfte; Dank dir für meine Erlösung, an der ich in den 500 Jahren meines Feuerwandels bereits verzweifelt hatte. Siehe, ich war ein böser Mensch auf Erden, ein mächtiger Ritter dieses Landes, der an allem Heiligen frevelte, mit allem Ehrwürdigen seinen Spott trieb und sich besonders gern an den Jammerlauten alter Bettler, die Not und Mangel in sein Schloss trieb, ergötzte. Ich nahm jeden Bettler freundlich auf, aber nicht, um ein Werk der Barmherzigkeit, sondern um heillose Tücke an ihm zu üben. Wenn einer kam, wies ich ihn durch die Tür eines nach meiner Angabe schön hergerichteten

Zimmers, worin er ein gutes Mahl und ein weiches Lager finden werde, und ging der Betrogene in den angewiesenen Raum, so krachte die Eisentür hinter ihm ins Schloss, und er stand in einem langen, finstern Gange, an dessen äusserstem Ende ein kleines Fenster den schwächsten Strahl des Tages zeigte. Mit Mühe und Not tappte sich der Arme, an viele vorspringende Ecken den Kopf stossend, und über häufige Erhöhungen und Vertiefungen fallend, dem Lichte zu, und wenn er blutig, kraftlos an das Fenster kam, wich der Boden unter ihm und er stürzte drei Ellen tief in den Teil des Schlossgrabens, wohin die Kloaken mündeten, von meinem Spottruf begleitet: Nun liegst du weich und hast ein gutes Mahl; sei mir dankbar! — Fast keiner der also Betrogenen hatte die Kraft, sich aus der verpesteten Tiefe heraufzuarbeiten und ich schickte, nachdem ich mich lange Zeit an der Qual der Unglücklichen geweidet, zwei starke, abgerichtete Doggen, welche den Hinuntergestürzten packten und unter dem Spottgelächter meines Gesindes, das mit mir aus den Fenstern eines Hofgebäudes jede solche Szene mit ansah, zum jenseitigen Rande hinaufschleppten und liegen liessen. Dieses grausame Spiel trieb ich viele Jahre, bis meine Tücke in der Umgegend weit und breit bekannt wurde und nur selten noch ein fahrender Bettler an mein Tor klopfte. Einstens kam spät abends auch ein solcher, ein hochbetagter Mann mit weissem Haar und Bart, wie es schien, ein Pilgrim aus fernen Landen. Ich sass eben mit lustigen Kumpanen am Trinktische, und beschloss, die Narretei mit dem Alten recht grossartig zu treiben, d. h. die Kotgrube mit Fackeln und Pechpfannen zu erleuchten, damit der Alte, wenn er aus dem tiefen Dunkel so urplötzlich ins blendende Licht träte, an allen Sinnen verwirrt werde. Es ward alles angeordnet, wie ich's befohlen, und als der Alte, gleich den Übrigen, die vor ihm denselben Weg gewandelt waren, in die Tiefe stürzte, trank ich ihm mit meinen Zechbrüdern ein lautes Willkommen zu. Hier war das Mass meiner Sünden voll, denn der Pilgrim wälzte sich nicht betäubt im Kote, sondern wuchs einem Riesen gleich aus dem Graben empor, und rief mir mit donnernder Stimme zu: „Ich bin gekommen, dir das Strafgericht zu verkündigen für deine Frevel, welche zum Himmel schreien! Dafür, dass du deine letzte Sünde hienieden mit Feuer beleuchtet hast, bist du verdammt, als feuriger Unhold allnächtlich spuken zu gehn, und in den Flammen, welche dich wohl brennen, aber in Ewigkeit nicht verzehren werden, die Menschen zu schrecken. Du bist verflucht, so lange als Feuermann zu nachtwandeln, bis dich einst ein Mann, an dem keine Blutschuld haftet, in nebelvoller Nacht zur Hilfe herbeiruft und dich dafür segnet mit dem Zeichen des dreieinigen Gottes, nachdem er dich verwünschte. Dann bist du erlöset, aber ich verspreche dir, der Schrecken vor deiner Erscheinung wird so gross sein und die Menschheit der kommenden Geschlechter dich so nahe mit dem Teufel zusammenstellen, dass Jahrhunderte dahin gehen werden, ehe ein Kühner in grosser Not es wagt, dich herbeizurufen!“ — Bald darauf starb ich, und es kam alles so, wie der Pilgrim, der ein Strafengel gewesen, verkündet hatte. Ich musste als Feuermann meinen eigenen Leib, der in der Nacht bestattet wurde, zu Grabe geleiten, was die menschliche Begleitung so erschreckte, dass sie entlief und meinen Leichnam auf freiem Felde wegwarf, wo ich ihn nun selbst vergrub. Seit diesem Augenblick ging der Schreck vor mir her, soweit meine Flammen leuchteten, und die Furcht der Menschen vereitelte meine Erlösung. Vergebens übte ich gute Taten

aus, scheuchte manchem Förster den Wilddieb vom Reviere, manchem Bauer den Marder vom Taubenhause. den Fuchs vom Hühnerstalle, den Räuber aus seinem Versteck in der Ackerfurche. stürzte manche Leiter um, auf der ein Verführer durch eines Mädchens Fenster einsteigen wollte, und liess ihn ein Bein brechen; niemand wusste, dass ich dergleichen getan, und die, von denen ich Dank erwartete, warnten die Ihrigen vor meiner Tücke, da ich ein Gesell des Satans sei. So gingen Jahrzehnte und Jahrhunderte dahin, ich verzweifelte an meiner Erlösung; ich ward wütend und tat dem undankbaren Menschengeschlechte manchen Schabernack; da kamst du und nun bin ich erlöset, und Gott wird es dir vergelten im Jenseits!"

Hier schwieg der Feuermann, dessen Flammen während der Rede immer matter geleuchtet hatten, und im nächsten Augenblicke umgab wieder tief nächtiges Dunkel die drei wunderbar bewegten Männer und das Feld, welches der Feuermann seitdem nie mehr erhellte, weder zu Schreck noch zu Trost. — „Mit Gott vorwärts!" rief der Fuhrmann, in dessen Innerem eine eigentümliche Veränderung vorgegangen war. Er freute sich der Worte: „Gott wird es dir vergelten im Jenseits!" — die noch in seinen Ohren tönten, doch erwartete ihn noch eine Überraschung, die ihn aufs neue von dem Nutzen der Dankbarkeit überzeugte und ihm bewies, dass es ein gar gut Ding sei, sich mächtige Geister verpflichtet zu haben. Denn wie er sein Gespann langsam in Bewegung setzte, um vorsichtig alle Gefahren der noch übrigen sehr schlechten anderthalb Meilen zu vermeiden, ruft ihm ein kräftiger Bierbass „Halt!" zu, und der erstaunte Fuhrmann bemerkt, dass er dicht am Schlagbaume des Zollhauses unweit des Schweidnitzer Tores von Breslau steht, also auf unbegreifliche Weise während des Feuermanngesprächs diesen Weg zurückgelegt hat. Diese letzte Überraschung griff dem Manne mehr ans Herz, als alles Vorhergegangene, und er zog still und tiefsinnig, obwohl innerlich froh und heiter wie nie vorher im Leben, in die Herberge ein, die er auf eigenen Füssen nicht wieder verliess. Die Knechte folgten tief betrübt am vierten Tage nach jener Erscheinung seinem Sarge auf den Barbarakirchhof und erzählten überall, dass der Feuermann ihren guten Herrn getötet, wobei aber diese Leute, denen das Leben der Güter grösstes war, zu bemerken unterliessen, dass der Feuermann ihrem Herrn versprochen: „Gott wird es dir vergelten im Jenseits!" Dass diese Vergeltung etwas früher kam, als sonst vielleicht der Fuhrmann seine letzte Fuhre gemacht hätte, war gewiss ein Glück, und der Feuermann konnte weder dafür, dass ihn der Fuhrmann gerufen, noch dass diesen seine Erscheinung und seine Erkenntlichkeit so sehr erregt hatte.

# Literatur.

**Lichter**, August. Mietebrenge. Schweidnitz 1907, L. Heege.

Als „Mietebrenge" gibt A. Lichter eine Anzahl kleiner Erzählungen und Gedichte in schlesischem Gebirgsdialekt. Die Mundart ist — selbst in manchen grammatischen Feinheiten — gut zur Darstellung gebracht.

Was die Schreibung angeht, so ist hier — wie in der gesamten älteren Dialektliteratur — das häufig verwendete oa als unglücklich zu bezeichnen, da

es in ungenauer Weise recht verschiedene Lautwerte wiedergeben muss. So steht es hier z. B. auf S. 7 innerhalb weniger Zeilen für mindestens 3 verschiedene Laute: für ō in Boahne, für ôa in gefoahrn, für ô in Froaste, für ôa oder ûĕ in Woane Immerhin wird ja der Dialektkundige, für den eine Dichtung in der Lokalmundart wohl zunächst bestimmt ist, von selbst die nötige Scheidung vorzunehmen wissen. Und es ist die alte Schreibung oa gegenüber dem neuerdings vielfach eingeführten einfachen a, das nun tatsächlich in keinem Falle dem wirklichen Lautwert entspricht, immer noch vorzuziehen. U.

**Hoppe,** Hermann. Der Dorftyrann, Bauern-Komödie. Hirschberg 1907, Selbstverlag des Verfassers.

H. Hoppes Volksstück „Der Dorftyrann" ist in Orten des Hirschberger Tales verschiedentlich durch die Dorfbewohner zur Aufführung gelangt.

Es ist dafür tatsächlich wohl geeignet und darf zu gleichem Zweck auch anderen Gegenden Schlesiens — gleichviel welches Mundartengebietes — empfohlen werden. An ein solches Stück, das bestimmt ist, durch die ganz in ihrer Mundart aufgewachsenen Darsteller stets in neuer Weise Leben und Gestaltung zu gewinnen, darf man natürlich die Forderung einer genauen und festgelegten Lautschrift nicht stellen, während sie gegenüber anderen Veröffentlichungen, die sich an weitere Kreise wenden, durchaus zu erheben ist. Das lehrt uns allein schon die Misshandlung, die unser Dialekt bei der Darstellung Hauptmannscher Stücke auch an bedeutenden Bühnen erfährt. U.

# Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Jahres 1907 fand am 11. Januar im alten Auditorium maximum der Universität statt. Der Vorsitzende gab zunächst eine Übersicht über die gehaltenen Vorträge, über die Arbeiten und Veröffentlichungen sowie über die Entwicklung der Gesellschaft während des Jahres 1906. Er teilte mit, dass vor allem das Archiv durch Beiträge der Lehrer des Regierungsbezirkes Liegnitz bereichert worden sei, die in dankenswerter Weise von der dortigen Regierung angeregt seien. — Hofkunsthändler Bruno Richter legte als Schatzmeister den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1906 beliefen sich auf 2313,25 Mark, die Ausgaben auf 1461,74 Mark, so dass sich ein Überschuss von 851,51 Mark ergibt. Der Kassenbestand, der am 1. Januar 1906 667,21 Mark betrug, ist somit am 1. Januar 1907 auf 84,72 Mark zurückgegangen. Hingegen besass der Verein am 1. Januar 1907 an Effekten 4500 Mark, die in der städtischen Bank niedergelegt sind. Auf Antrag der Rechnungsprüfer Professor Dr. Appel und Professor Dr. O. Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren Professor Dr. Siebs (Vorsitzender), Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Privatdozent Dr. H. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Körber, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr.

Feit, Universitätsprofessor Dr. Skutsch. Oberlehrer Dr. Olbrich; Professor Hulwa hatte aus Gesundheitsrücksichten gebeten, man möge von seiner Wiederwahl absehen. — Hierauf hielt Universitätsprofessor Dr. Drescher einen Vortrag über den Frankfurter Dialektdichter Christian Stolze. Der Redner gab zunächst ein lebensvolles Bild der Jugendentwicklung des Dichters und zeigte sodann, wie sich in seinen humoristischen Gedichten und Skizzen die politischen Ereignisse der ersten Hälfte des 19 Jahrhunderts spiegeln, wie er nach längerem Aufenthalt in Frankreich 1841 zuerst als Dichter hervortritt und nunmehr den Rechten des Volkes sein Wort weiht. Besonders mit seinen mundartlichen Gedichten hat er die politischen Ereignisse Frankfurts begleitet, und das hat ihm neben grosser Popularität auch manche Unannehmlichkeit eingetragen; im Jahre 1866 hat er sich nur durch die Flucht nach Württemberg der Verhaftung entzogen. Nach 1870 hat die Spannung zwischen ihm und der preussischen Regierung nachgelassen; er hat in angesehener Stellung bis 1891 in seiner Vaterstadt gelebt. Seine volkstümlichen Werke sind beliebt und gewinnen stets an Schätzung. Es war ein höchst interessantes Lebens- und Kulturbild, das der Vortragende zeichnete.

Die zweite Sitzung fand am 8. Februar statt. Sie war dem Andenken des am 15. Januar 1906 verstorbenen Dichters Philo vom Walde (Johannes Reinelt), unseres Vorstandsmitgliedes, gewidmet. Nachdem der Vorsitzende die Versammlung, die von Hunderten besucht war, mit einem kurzen Gedächtnisworte für den Dichter und seine Mitarbeit an der Volkskunde eröffnet hatte, hielt Schriftsteller Paul Keller die Erinnerungsrede auf seinen Freund, Berufsgenossen und Mitschaffenden Philo. Er schilderte die traurigen Jugendjahre und Entbehrungen des armen Weberjungen, die — ein Zeugnis für die Wahrheit der Schilderungen eines Gerhart Hauptmann — der Keim der Leiden und des Todes für den Mann wurden; er würdigte, wie uns der Dichter dies Elend seiner Jugend dargestellt hat in seinem Epos „Leutenot", wie er es aber als wahrer Dichter doch mit dem milden Glanze liebevoller Erinnerung an die Kinderjahre verklärt hat. Ohne auch nur dank der Gelegenheit des Tages im geringsten Philos Bedeutung zu überschätzen, ward er ihm in liebevollen und warmen Worten gerecht und wusste ihn namentlich als schlesischen Dialektdichter den Zuhörern nahe zu bringen. Er bereitete damit den Boden für den schönen Vortrag Philoscher Gedichte, den Professor Dr. Körber folgen liess, und für den Gesang von Liedern Philos, mit denen Frau Dr. Bialon-Fussek die Versammlung erfreute. Die hübschen Stücke, die Musikdirektor Mittmann in würdiger und reizvoller Weise vertont hat, wurden teils vom Komponisten, teils von Herrn Rupprecht begleitet und übten, glänzend vorgetragen, eine ausgezeichnete Wirkung.

Die dritte Sitzung des Jahres fand am 1. März statt. Oberlehrer Dr. Klapper hielt einen Vortrag „über den Vampyrglauben, namentlich in Schlesien". Er betrachtete diesen eigenartigen Aberglauben von sehr weitem Gesichtspunkte aus, indem er Hexen- und Vampyrglauben als sich eng berührend darstellte und ihre Entwicklung durch das Altertum und Mittelalter zu verfolgen suchte. Mit dem Hexenglauben, wie er sich im Grunde auch in den Fahrten der Diana-Hekate und der germanischen Holda mit ihren Begleitern ausspreche, habe sich der Glaube an die blutsaugenden Strigen und andere Ge-

stalten der niedern Mythologie verschmolzen; man dürfe den Vampyrglauben nicht auf die wiederkehrenden Toten beschränken. Eine grosse Zahl schlesischer Sagen knüpfe sich an diesen Vampyrglauben an, und in den schlesischen Kirchenbüchern des 17. Jahrhunderts sei reiches Material enthalten. Der Vorsitzende hob erklärend hervor, dass seiner Ansicht nach das Eigentümliche des Vampyrs die Art des Wiedergängers sei, und dass — so stark auch die Berührungen unter den verschiedenen Gestalten des Volksglaubens seien — die Methodik mythologischer Forschung eine möglichst strenge Trennung der verschiedenen dämonischen Wesen seiner Ansicht nach erfordere; dass besonders für den Vampyr auch das erotische Element charakteristisch sei, wie es uns auch in der Literatur, sei es in der Ballade (Lenore, Braut von Korinth), sei es im Drama oder in der Oper entgegentrete. Professor Dr. Wendland gab mancherlei Nachträge aus dem Alt- und Neugriechischen, Dr. Seger wies auf prähistorische Erscheinungen hin, die vielleicht im Vampyrglauben ihre Erklärung finden.

Am 10. Mai fand die vierte Sitzung statt. Geheimer Archivrat Professor Dr. Grünhagen hielt einen Vortrag über das Motiv der Mésalliance in der Dichtung, indem er an eine Ballade Tennysons anknüpfte und diese in einer formvollendeten Übersetzung vortrug. Die Darstellungen, die vielfach auf das kulturgeschichtliche Gebiet hinüberspielten, regten zu einer lebhaften Debatte an; an ihr beteiligten sich besonders Professor Dr. Sarrazin und der Vorsitzende.

Auf der Hamburger Versammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde war im Oktober 1905 — allerdings gegen unsere Stimme, die den Zusammenhang unserer Tagung mit derjenigen der deutschen Philologen und Schulmänner empfahl — beschlossen worden, im Frühjahr 1907 einen Verbandstag in Berlin abzuhalten. Der Ausführung dieses Beschlusses traten mancherlei Hindernisse entgegen; und da, vor allem wegen des Todes des Vorsitzenden, des Professors Dr. Strack in Giessen, sehr wichtige Fragen zur Entscheidung standen, musste am 24. Mai 1907 ein Delegiertentag in Eisenach abgehalten werden. Vom Vorstande unserer Gesellschaft war der Vorsitzende Professor Dr. Siebs entsandt worden. Einen genauen Bericht über die Verhandlungen geben die „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde“ (Korrespondenzblatt) Nr. 5.

Zunächst handelte es sich um die Schaffung einer Zentralstelle für volkskundliche Sammlungen, die von Dr. Wossidlo beantragt war. Der Antrag wurde von den anwesenden Vertretern indessen in dem Sinne aufgefasst, dass vor allem zuerst die einzelnen Vereine für Inventarisierung ihres Besitzes sorgen sollten; unser Vertreter empfahl solche nutzbringende Arbeit gegenüber der Förderung einer Hypertrophie von Plänen, an der man augenblicklich (z. B. auf germanistischem Gebiete) sehr leide.

Von Professor Bolte wurde ein Bericht der Volksliederkommission vorgelegt. Es handelt sich darum, dass möglichst vollzählig die vorhandenen Volkslieder festgelegt werden. Das muss folgendermassen geschehen. Auf je einen Zettel in Quartformat sind von möglichst vielen Volksliedern anzugeben 1) die ersten beiden Zeilen der ersten Strophe, 2) je die erste Zeile der folgenden Strophe, z. B.

1. Ich habe den Frühling gesehen,
   Ich habe die Blumen gegrüsst ....

2. Der liebliche Lenz ist verschwunden ....
3. Dort liegt sie mit Erde bedecket ....
4. Dort liegt sie bei vielen Millionen ....
5. Der liebliche Lenz kehret wieder ....
6. Was ist doch der Mensch hier auf Erden ....

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass es uns noch mehr willkommen ist, wenn uns der vollständige Text und gar auch die Melodie der Lieder mitgeteilt werden, die einer kennt. Aber auch für dieses Nötigste sind wir schon dankbar.

An Stelle des verstorbenen ersten Vorsitzenden, Professor Strack, wurde Dr. E. Mogk, ausserordentlicher Professor an der Universität Leipzig, zum ersten Vorsitzenden gewählt; zum zweiten Vorsitzenden Professor Dr. O. Seyffert, Museumsdirektor in Dresden; zum Schriftführer Oberlehrer Dr. Dähnhardt in Leipzig; das Amt des Rechners hat Dr. Pantenius (in Firma Voigtländer & Co.) übernommen.

---

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von Herrn Kgl. Landmesser Hellmich in Glogau (eine prächtige Flurkarte), von Fräulein Emma Saxl in Prag (ein Szepter, wie es in den Weihnachts- und Osterspielen gebraucht wird), Professor Dr. Wilpert in Oppeln, Dr. Pautsch in Leobschütz u. a. m. Für jede weitere Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

---

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: **aus Breslau:** Seine Exzellenz der kommandierende General des VI. Armeekorps von Woyrsch, Stadtrat Trentin, Fräulein Martha Recksiegel, Justizrat Bellerode, Oberlehrer Dr. Hilka, Dr. phil. von Gerhardt, Frau Else Koessler, stud. phil. Wolf von Unwerth, Schriftsteller Paul Barsch, Dr. med. P. Wolf, Dr. phil. H. Reichert, Universitätsprofessor Dr. von Wenckstern; **von auswärts:** das Königliche Gymnasium in Pless OS., Frau Helene Semmer in Lerchenborn bei Gross-Krichen (Kr. Lüben), Majoratsbesitzer und Referendar Hans Rust in Nimptsch, die Stadtbibliothek in Bremen, Hauptlehrer Max Dorn in Wanowitz (Kr. Leobschütz), Pastor Kern in Rauscha (Oberlausitz), Gymnasiast Jungnitsch in Liebau, Kantor Scholz in Gruna bei Görlitz, Bankvorsteher Retzlaw in Beuthen OS., Bankvorsteher Eckert in Beuthen OS., Bankbuchhalter Maciejczyk in Beuthen OS., Redakteur Constantin Prus in Beuthen OS., Königl. Kreisschulinspektor Dr. Burger in Beuthen OS., technischer Lehrer an der Realschule Tschauner in Beuthen OS., Lehrer Brendel in Liebau, Lehrer Glaeser in Schömberg (Kr. Landeshut), Hilfsbibliothekar Dr. Hugo Hepding in Giessen, Professor Emil Beck in Hirschberg.

---

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. **Theodor Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

---

Schluss der Redaktion: 22. Juli 1907.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin. Trebnitz i. Schles.

# MITTEILUNGEN

DER

# SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

# FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS.

Heft XVIII.

BRESLAU
Selbstverlag der Gesellschaft
(Für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)
1907.

# Inhalt


[illegible]

[illegible] Kreise. Von [illegible]

[illegible] aus Niederschlesien. Von [illegible]

Die alten Grenzzeichen [illegible] Zobtenberg. Von [illegible] Lustig in Breslau . . . . [illegible]

Zur Wortbildung im Schlesischen. Von Dr. P. Drechsler, Gymnasialdirektor in Zabrze . . . . . . . . . . [illegible]

Eine Bauernhochzeit in der Brieger Gegend vor 50 Jahren. Von Traugott [illegible] in [illegible], Kreis Brieg . . . [illegible]

Wo ist die Breslauer Armesünderglocke? Von Dr. phil. Th. Siebs, Universitätsprofessor in Breslau . . . . . . . . [illegible]

Nachtrag zu „die Sage von der Gründung Krakaus". Von Dr. phil. S. Fraenkel, Universitätsprofessor in Breslau . . . . [illegible]

Literatur: 1. Schlesiens volkstümliche Überlieferungen I—III. 2. d'Ancona, la poesia popolare italiana. Von Universitätsprofessor [illegible] Appel. 3. Rost, Die Sprachreste der Draväno-polaben. Von Ss. 4. Brehm, Helgoland in Geschichte und Sage. Von Ss. 5. Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Von Ss. 6. Des Knaben Wunderhorn. 7. Benus, Isländerbuch. Von Dr. phil. W. H. Vogt. 8. Keller, Der Sohn der Hagar. Von Ss. 9. Rössler, Närrsche Kerle. Von U. 10. Neue schlesische Zeitschriften. 11. Oels, Bauernblut. Von Ss. 12. Der gemitliche Schläsinger . . . . . . . . . . . . . . [illegible]

Mitteilungen . . . . . . . . . . . . . . . . . . [illegible]


Alle Rechte vorbehalten.

# Die Sage von der Gründung Krakaus.

(Vgl. Mitteilungen XVI 63 ff.)

Von Dr. Siegmund Fraenkel.

In seinen „Res gestae Principum et Regum Poloniae“ [1]) erzählt Vincenz Kadlubek die Gründung Krakaus folgendermassen: „Erat enim in cujusdam scopuli anfractibus monstrum atrocitatis immanissimae, quod quidam Olophagum dici putant: hujus voracitati singulis Eptadiebus secundum dierum supputationem certus armentorum numerus delebatur, quos nisi accolae quasi quasdam victimas obtulissent humanis totidem capitibus a monstro plecterentur“. (Der König Cracus fordert seine Söhne zum Kampfe gegen das Ungetüm auf.) . . . . „industriae tandem niti coguntur suffragio. Coria enim armentorum accenso plenam (l. plena) sulphure loco solito, pro armentis collocantur, quae dum avidissime glutit Olophagus exalantibus intra flammis suffocatur“ [2]). —

Ganz ähnlich auch das Chronicon Polonorum von Dzierswa [3]): „Tandem igitur industria uti coguntur. Coria enim armentorum plena sulphure ac pice (ad instar Danielis qui Draconem Babiloniorum occidit) loco solito pro armentis collocantur etc.

Hier wird auf eine gewisse Ähnlichkeit dieser Geschichte mit der in den Apokryphen vom „Bel und Drachen“ erzählten hingedeutet. Aber diese Ähnlichkeit besteht doch nur in dem allgemeinen Schema.

---

[1]) Warschau 1824 S. 17 u. 19.

[2]) „In einer Felsenhöhle hielt sich ein Ungeheuer von furchtbarer Wildheit auf, das — wie es heisst — Olophagus genannt wurde; alle Wochen musste eine bestimmte Zahl Vieh diesem gefrässigen Untier als Opfer geliefert werden, andernfalls verlangte es die gleiche Anzahl Menschen. . . . Das führt sie schliesslich auf eine List. Statt der Rinder geben sie dem Olophagus Häute, die mit Schwefel gefüllt sind; er verschlingt sie und verbrennt an den Flammen“. Th. S.]

[3]) Am Rande der „Res gestae“ S. 19.

Der Drache der Babylonier ist ein von diesen göttlich verehrtes Wesen. Dass er schädigend auftritt und einen bestimmten Tribut als Nahrung verlangt, wird nicht erzählt. Aus dem Satze Daniels: *δός μοι ἐξουσίαν καὶ ἀποκτενῶ τὸν δράκοντα ἄνευ μαχαίρας καὶ ῥάβδου* (V. 26) „gieb mir Kraft, und ich werde den Drachen ohne Schwert und Stange töten" lässt sich schliessen, dass der Kampf gegen den Drachen nicht absolut aussichtslos war. Die Speise, die ihm der Prophet bereitet, hat die vernichtende Wirkung wesentlich durch ihre Zusammensetzung aus unverdaulichen Dingen (Pech und Haaren). — Bei Kadlubek ist das Ungeheuer so gewaltig, dass es im offenen Kampfe nicht besiegt werden kann. Es verlangt eine bestimmte Anzahl Rinder als Nahrung. Es wird durch Rindshäute, die mit brennendem Schwefel gefüllt sind, getäuscht und verbrennt, als er sie verschlingt.

Alle wesentlichen Details dieser Geschichte aber finden sich in einer Episode des syrischen Pseudocallisthenes[1]).

Alexander berichtet da in seinem Briefe an Aristoteles von einem Drachen, der an dem Flusse Borysthenes haust und ausser zwei Rindern, die seine gewöhnliche Speise bilden, auch eine Menge Menschen verletzt. Da heisst es nun: „Und als ich dies gesehen hatte, befahl ich am nächsten Tage für ihn statt der zwei grossen Rinder zwei sehr kleine Kälber hinzulegen, damit er am nächsten Tage noch hungriger (als sonst) sei. . . . In dieser Zeit liess ich nun zwei grosse Rinder bringen, sie töten und ahhäuten. Die Häute befahl ich mit Gips, Pech, Blei und Schwefel zu füllen und an dem bestimmten Orte hinzulegen. Dies geschah. Und als nun das Untier nach seiner Gewohnheit den Fluss überschritten hatte und an jene Häute gelangt war, da zog es sie mit seinem blossen Hauche zu sich heran und verschlang sie. Sobald nun aber der Gips in seinen Leib gelangt war, da sahen wir es mit dem Haupte zur Erde sinken, während es den Rachen aufgesperrt hielt und mit seinem Schweife eine Menge Bäume ausriss"[2]).

Dass wir hier eine ziemlich genaue Parallele zu der Erzählung des polnischen Chronisten vor uns haben, leuchtet unmittelbar ein.

---

[1]) The history of Alexander the Great being the syriac version of Pseudocallisthenes ed. Budge Cambridge 1889 p. 190.

[2]) Die endgültige Vernichtung des Tieres wird dann durch glühende kupferne Kugeln, die A. in sein Maul werfen lässt, herbeigeführt.

Zu beantworten ist nur die Frage, wie man das Verhältnis der beiden Versionen zueinander zu beurteilen hat.

Die rein theoretisch wohl mögliche Annahme, dass hier gemeinindogermanisches Sagengut vorliegt, kommt kaum in Betracht. Dagegen wäre es wohl denkbar, dass die Erzählerphantasie bei diesem Stoffe an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gleiche Wege gegangen ist.

Aber eine genauere Betrachtung ergibt doch, dass die polnische Version sekundären Ursprungs ist.

Die syr. Erzählung nennt als ersten der zur Füllung der Häute verwendeten Stoffe den Gips, und auch bei dem Berichte über die Wirkung wird nur dieser erwähnt. Der Erzähler nimmt also an, dass der Gips durch seine Verbindung mit der Flüssigkeit im Leibe des Tieres fest wird und die ganze Masse dasselbe so beschwert, dass es zugrunde gehen muss. Nun werden zwar ausserdem auch noch Pech, Blei und Schwefel genannt, aber es ist sehr wohl möglich, dass Pech und Schwefel hier von einem späteren Leser hinzugefügt sind, der an Jesaj. 34, 9 dachte oder auch der apokryphen Geschichte sich erinnerte. — Wie sich dies aber auch verhalten möge, wenn statt des Gipses in der polnischen Version angezündeter Schwefel die vernichtende Wirkung ausübt, so lässt dies die Täuschung des Drachens doch viel schwerer glaublich erscheinen. Das ist also als eine Verschlechterung anzusprechen und nach sonstigen Analogien dürfen wir schon hieraus schliessen, dass die orientalische Erzählung die — mittelbare oder unmittelbare — Quelle der polnischen ist.

Wir können aber auch über diesen blossen Ursprungsnachweis hinaus noch weiteres feststellen.

Kadlubek hat, wie bekannt ist, die nicht dokumentarisch zu belegende älteste Geschichte Polens phantasievoll ausgeschmückt und die grössten Namen des Altertums mit ihr in Verbindung gebracht. Zum Teil lehnt er sich dabei an historische oder sagenhafte Berichte an, die von den klassischen Autoren überliefert werden.

Aber er erzählt von Alexander dem Grossen z. B. auch eine Geschichte, die ihm sonst nirgends beigelegt wird. „Non minus dissimiliter Darii copias idem Alexander elusit, quibus dum suos longe videret dispares, jussit alligare ramos caudis et cornibus

boum ut silvae ipsum comitari viderentur“ [1]). Hier hat er die auch im Orient verbreitete Sage vom wandernden Walde (Macbeth Akt 5 Sc. 5) [2]) willkürlich zu Alexander gezogen.

Man tut ihm also kein Unrecht, wenn man annimmt, dass er die ihm auf irgendeine Weise bekannt gewordene orientalische Geschichte als romantischen Aufputz an einer dafür passenden Stelle eingefügt hat.

Auf dem Wege gelehrter Überlieferung, an den man allenfalls auch denken könnte, wird er sie allerdings wohl nicht bezogen haben. Denn wenn auch die Nennung des Borysthenes, wie Nöldeke [3]) gezeigt hat, beweist, dass auch die Drachenepisode ursprünglich in einer griechischen Fassung des Alexander-Romans existiert haben muss, trotzdem sie in keiner der uns überlieferten griechischen Versionen mehr vorkommt, so wird man sich doch schwer zu der Annahme entschliesen, dass eine solche im frühen Mittelalter noch bestand, dann aber spurlos verschwunden ist.

Dagegen ist eine Wanderung dieser Erzählung vom Orient nach Byzanz und von da nach Osteuropa sehr wohl denkbar und gegen die Annahme, dass sie auf dem Wege mündlicher Überlieferung — vielleicht schon mit verändertem Detail — zu Kadlubek gedrungen ist, lässt sich wohl nichts einwenden [4]).

Ob die in der Grafschaft Glatz erzählte Drachengeschichte wirklich ein Spross volkstümlicher Überlieferung oder nicht vielmehr erst aus Kadlubeks Chronik ins Volk gedrungen ist, wird sich wohl kaum feststellen lassen. —

---

[1]) „Auf besondere Weise auch täuschte derselbe Alexander die Truppen des Darius; weil die Seinen schwächer waren, liess er Zweige an Schwanz und Hörner der Rinder binden, so dass die Wälder ihm zu folgen schienen“. Th. S.]

[2]) Liebrecht, Zur Volkskunde S. 179. Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges. 41, 353.

[3]) Beiträge zur Geschichte des Alexander-Romans (Denkschr. Kais. AkdW. phil.-hist. Kl. XXXVIII), Wien 1890, S. 22.

[4]) Hier mag noch auf eine andere orient. Version der Drachengeschichte hingewiesen werden, die Nöldeke a. a. O. noch anführt: Im jerusal. Talmud Nedâr. 3, 2 heisst es: „Die Schlange des Königs Sapor verschlang Kamele und Rinder. Um sie zu töten, füllte man einen Kamelbalg mit Stroh und Kohlen; das verschlang sie und wurde so getötet“. Auch in dieser volkstümlichen Umformung der Pseudocallisthenes-Geschichte ist der Gips nicht erwähnt. An seine Stelle sind Kohlen getreten, die jedesfalls als glühend zu denken sind, wiederum eine erhebliche Verschlechterung des Originals.

# Das Gebet im Zauberglauben des Mittelalters.

## Aus schlesischen Quellen.

Von Dr. J. Klapper.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass im heutigen Aberglauben die Anwendung kirchlicher Dinge, die Benutzung kirchlicher Festtage und Zeiten und vor allem die Anwendung von Gebeten, sei es in der einfachen Form der Anrufung Gottes oder gewisser Heiliger oder in der Verwendung der christlichen Doxologie oder kirchlich anerkannter oder zum besonderen Zweck besonders geschaffener Gebete, einen grossen Raum einnimmt. Darin hat der Kampf der kirchlichen Organe, wie er heute beständig von der Kanzel gegen diesen Missbrauch des Gebetes geführt wird, bisher nur wenig ändern können. Die folgende Ausführung soll an der Hand schlesischer handschriftlicher Quellen darlegen, wie die Verwendung des Gebetes im Zauberglauben seit dem frühesten Mittelalter auf den verschiedensten Wegen Eingang gefunden hat, und damit zugleich eine geschichtliche Erklärung für die noch heute beim Volke beliebten Verwendungsarten des Gebetes zur Erreichung von Zauberwirkungen geben.

### I.

Der in den alten heidnischen Germanen tief und fest wurzelnde Hang zu Besegnungen und Besprechungen, der Glaube, dass man durch bestimmte Formeln unter Bezugnahme auf die Gottheiten diese zur Hilfe in der Not des Lebens zwingen könne, und die sich daraus ergebende weit verbreitete Zauberpoesie mussten den Mönchen, die das Bekehrungswerk begannen, besondere Schwierigkeiten machen. Oft war die Bekehrung ja von dem einfachen Nachweise abhängig, dass der neue Christengott mächtiger sei als die alten Stammesgötter, dass man im Schutze des neuen Gottes sicherer den Gefahren des Lebens trotzen könne. Und so kam es vor allem darauf an, die alten Götter aus den Zauberformeln zu verdrängen, die Formeln, die so fest im Volke hafteten, mit christlichem Geiste zu füllen. Wir können für gewisse Fälle vermuten, dass Wodan mit seinen Gefährten in solchen Zaubersprüchen dem Namen Christi und seiner Heiligen weichen musste. Aber diese neuen von den Bekehrern geduldeten Formeln sollten

eben nur für die schwierige Übergangszeit dienen; mit der fortschreitenden Festigung des Christentums sollten sie wieder aus dem Volksbrauche schwinden. Das Verfahren hatte zunächst den gewünschten Erfolg; die heidnischen Götternamen entschwanden dem Volke verhältnismässig schnell, doch der heidnische Brauch, der durch die Einsetzung christlicher Namen ein äusserlich christliches Gepräge erhalten hatte, blieb fest im Volke und lebt noch heute.

Bei dem grössten Teile dieser durch Einsetzung christlicher Namen verchristlichten Formeln kann ja von einem eigentlichen Gebete noch nicht gesprochen werden. Besteht doch der hier in Betracht kommende erste epische Teil der Formel eben nur aus einer erzählenden Anführung einer wirklichen oder erdichteten Tatsache aus der Geschichte Christi und seiner Heiligen, also einer Betrachtung, mit der der zweite Bestandteil, die Beschwörung selbst, nur durch den nicht in Worten ausgedrückten Wunsch verbunden ist, dass sich in der vorliegenden Not die Macht Christi oder der Heiligen ebenso offenbaren möge, wie sie sich in der angeführten Tatsache aus dem Leben des Erlösers oder der Heiligen selbst offenbart hat. Doch sind diese den altgermanischen Beschwörungsformeln genau entsprechenden christlichen Segen schon deswegen hier zu behandeln, weil in einem Teile von ihnen an Stelle der Beschwörung später die Anrufung Christi oder des Heiligen und die Bitte um Hilfe aus der Not tritt, so dass dann ein wirkliches Gebet vorliegt.

Dem älteren Stande des Zauberspruchs entspricht der Blutsegen, der der Handschrift M. 1026 der Breslauer Stadtbibliothek vom Jahre 1583 entnommen ist:

Bl. 47 a. Ein Blutstellung, so man seynen kan. Lege die hand darüber und sprich:

Im nahmen des Vatters und des Sohns und des heiligen Geistes.

Der heilige Elias saß in der wüsten und saß, das ihm das blutt auß beeden Naßlöchern ran; da begunt er zu ruffen zu unserm herrn und sprach; Herre Gott hilff mir und bezwinge das blutt, alß du bezwungen hast den Jordann, da dich S. Johannis daraus tauffet.

Im nahmen des Vatters, Sohns und des heiligen Geistes. Amen.

Die hier angedeutete Tatsache ist frei erfunden; das Stehenbleiben des Jordans wird seit dem 10. Jahrhundert erwähnt, und die Bezugnahme auf die Sage ist in den Blutsegen typisch. Mit unserem Segen verwandt sind die Milstätter Blutsegen[1]) und einige

[1]) Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler, 3. Aufl. S. 180 u. Bd. II 272.

andere[1]); noch heute ist ein ähnlicher Segen in Steiermark gebräuchlich; dort heisst er: „Glückselige Wunden, glückselige Stunden, glückseliger Tag, in dem Jesus Christus geboren war; und so wahr, dass der hl. Johannes auf dem Jordan getauft hat, so wahr stelle ich dir N. N. dein Blut. Blut steh, Blut steh“[2]).

Den allmählichen Übergang dieser älteren Stufe der Segensformel zum Gebet, die fortschreitende Hineinbeziehung von Gebetselementen zeigen uns eine Reihe von Fassungen des weitverbreiteten Longinussegens, der ebenfalls ein Blutsegen ist. Dieser lautet in der Hs. IV. F. 60 der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau vom Jahre 1429:

Bl. 66$^{vb}$. Notandum. wilt du daz blut vorsprechen, so sprich desen segen.
Ritter Longinus his der man,
der vnßer liben herren Jhesu Christi syne wunden enkan.
dy wunden blutten sere:
vorstant blůt durch des heligen blutes ere.
vnde sprich V pater noster vnde V aue maria odir scrip daz wort bermicza mit dem selben blute of des wunden hant mit eyme halme adir federe.

Den Einfluss kirchlicher Auslegung der Vorgänge bei der Öffnung der Seite Jesu zeigt eine Fassung aus der Hs. I. F. 334 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, die auch dem 15. Jhdt. angehört:

Bl. 7$^{ra}$. Der blutseyn.

Longinus stach vnßerme hern in sine sithen, das us vlos wasser vnde blut. wasser us der gotheit, blut us der menscheit. Ich gebite dir blut bey deme wasser vnde blute, das gathe us syner seiten vlos, das du stille steist vnde nicht mer us der wunden geist. In dem namen des vaters, des sons, des spiritus sanctus. amen.

Dieselbe Hs. bringt auf gleicher Seite eine zweite Fassung als Segen zum Herausziehen von Geschossen aus Wunden; doch während am Schluss des vorhergehenden nur die Doxologie Verwendung findet, schliessen sich hier bereits die für die Besprechungen des Mittelalters charakteristischen drei Gebete, das Vaterunser, das Ave Maria und das Credo an:

Der waphen seyn.

Longinus was eyn blint man vnde eyn ritter. her stach vnde wundete vnssern hern Jhesum Christum seyne gebenedeite siten. dar us flos wasser vnde

[1]) Wiener Hs. 2817 (med. 92) 29$^{b}$ bei MSD$^{3}$ Bd. II 275; Mones Anzeiger 1865 S. 350 aus der Münchener Hs. Cgm. 384; 15. Jhdt. Ein Segen, in dem Maria den Jordan zum Stehen bringt, findet sich Germania 32, 454.

[2]) V. Fossel, Volksmedizin und medizinischer Aberglauben in Steiermark, Graz 1886 S. 145.

**blut. alzo war alz das ist alz muze ich dis ysen us gewynnen, das dissen man gewundet hot. yn gatis namen. Amen. Et dic tria pater noster et tria aue maria. Et credo similiter totum. vnde griff mit czwen vingern dar czu, zo volget dir das ysen na.**

Der Schreiber muss ein grosses Vertrauen zu dem Longinussegen gehabt haben. Während wohl sonst in keiner anderen Handschrift überhaupt mehr als drei solche Segen vorkommen, stehen in unserer Hs. gar drei auf einer Seite. Und die dritte Fassung, die ein Wundsegen ist, zeichnet sich durch poetischen Schwung aus. Sie beginnt mit dem Kreuzzeichen, wie die erste damit schloss:

**Der wunt seyn.**

**In dem name des uaters, son vnde des heligen geistis.**
**Der selbige got,**
**der wasser vnde win geschaffen hot**
**Der heile desse wunden**
**von oben bis zcu grunde.**
**Ich sage dich wunde vil gute**
**bey des heligen Cristes blute**
**Bey der heligen trinitatis,**
**das du dyn bluten vnde vulen lest**
**vnde heile von grunde**
**bis oben us**
**Desser wunde gesche, alzo der geschach,**
**Dy Longinus vnsserm hern yn syne benedeite site stach.**
**Dy wunde noch en swal noch en kal**
**noch vulete noch wart wasserǒmik,**
**Sunder sy heilete von grunde bis oben us.**
**alzo můsse disse wunde thun.**

**In dem name patris et filii et spiritus sancti. Das werde war. in gatis namen. amen.**

Ausser diesen drei Longinussegen kann ich aus schlesischen Handschriften nur noch drei weitere nachweisen, von denen zwei in Pholsprundts Bündth-Erzeney, einer Heilmittellehre vom Jahre 1460 vorkommen, die aber auf uns erst in einer Abschrift vom Jahre 1519 gekommen ist. Die Handschrift der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, die die Signatur III. Q. 13[e] trägt, ist von ihren früheren Besitzern zwar gedruckt worden, aber in diesem Druck hat man gerade den volkskundlich wichtigen Schlussteil wohlweislich weggelassen[1]). Die Fassung ist verwandt mit der des eben mitgeteilten „waphen seyn".

---

[1]) Ausg. v. M. Heuser u. A. E. Th. Middeldorpf, Berlin 1868.

Bl. 252r. Einem geschossen den pheill tzw zcihenn. Wer do geschosszen wirth mit einem phile, der sall enn alszo zcihen vff dem beine ader wo er stecket: In dem namen des vaters des sons vnd heligs geists amen. So Longinus vnsen hern Jesum Christum durch sein hertz in sein seiten stach, er wost nicht, was er rach, do gingk wasser vnd bluet aüsz. In dem namen gangk auch ausz. vnd zeng im den pfeil.

Ein Rest eines Longinussegens liegt auch in der demselben Codex entnommenen Formel vor:

Bl. 252r. Einem das blůdt tzu besprechenn. Item sprich dissze worth: Die V wünden geszeegenn die sechzstenn, In dem namen des vaters, des sons vnd des heyligs geystes, das sie schwer noch en schualle, alzo müsz auch dissze thun. In nomine patris et fily et spiritus sancti.

In dem letzten handschriftlichen Longinussegen, der im 15. Jhdt. auf Bl. 148v der aus Grünberg stammenden Hs. I. Q. 156 der Kgl. u. Univ.-Bibl. nachgetragen ist, geht der beschwörende Schlussteil bereits in die Tonart der kirchlichen Beschwörungsformeln über, die uns später beschäftigen werden. Zugleich zeigt diese Fassung, wie der Segen, der doch von Hause aus nur ein Blutsegen ist, jedenfalls wegen seiner Beliebtheit zum Wünschelrutensegen geworden ist. Leider ist der am unteren Rande des Blattes nachgetragene Text beim Binden der Handschrift beschnitten worden und so unvollständig.

Bl. 148v. Ich beswere euch czwe purczen (darüber steht: pinsin)[1] by den heylegen worten, dy vnsir libe frawe sprach, do Longinus ir libes kint durch ir hercze stach. dor us gynk wassir vnd blut. do pey gepite ich euch czwei pinsin, das ir mir kvnt tuet, das ich mich mag an euch vorsteyn. ich gepite euch by den heylegen drien nageln, dy got durch hende vnd durch fuze wordin geslagin vnd by dem heylege blute, daz got durch . . .

Ehe wir zu anderen in Besegnungen angeführten Tatsachen aus dem Leben Christi und der Heiligen übergehen, sollen hier zunächst noch zwei aus einem schlesischen Drucke vom Jahre 1725 entnommene Mitteilungen Platz finden, die Zeugnisse für die Verwendung von Longinussegen in Deutschland während des 18. Jahrhunderts sind. In den „Natur- und Medizingeschichten“ [2]) berichtet ein Lic. Winter aus Suhla, dass ihm 1722 ein thüringischer Schmied ein Amulett geschickt habe, das er an der Herzgrube tragen sollte gegen das Fieber. Auf dem Zettel stand:

---

[1]) pinse ist juncus, Binse, binsenartiger Zweig; der Abschreiber schrieb zunächst „purczen“ „Würmer“, dachte also an einen Wurmsegen.

[2]) Sammlung von Natur- und Medizingeschichten 28. Versuch. 1725 S. 442.

Longinus der blintte Mann
der stach vnsers Herre Gott seine Seite.
daraus rant Wasser und Blut,
das ist vor 77 Fieber Hanß Christoph Kohlwitz guth.

Und demselben Lizenziaten wurde als Schutz gegen Kugeln genannt:

Aus des Herrn Christi Wunden laufft Wasser und Blut, sie jähren nicht, sie schwären nicht, sondern stehen still.

Diese Formel hat den beschwörenden Schluss verloren.

Stand bisher das Kreuzzeichen in keinem inneren Zusammenhange mit dem vorausgehenden epischen Teile, so finden wir es als segnende Schlussformel in organischer Verbindung mit der Erzählung in dem Segen gegen Zahnschmerzen, dessen epischer Teil uns in ein anderes Stoffgebiet führt, das sich auch grosser Beliebtheit erfreute: Maria sitzt auf dem Steine, ihr tun die Zähne weh, Christus kommt und fragt, warum sie weine. Sie antwortet, dass ein nagender Wurm in ihre Zähne gekommen sei. Und nun folgt die Besegnung durch die Worte: Es heile dich der Vater usw. Ich kann diesen schönen Segen nur aus der einen bereits genannten Handschrift I. F. 334 für Schlesien nachweisen:

Bl. 7ra. Contra dolorem dencium. Item. Sancta Maria sedebat supra petram. † Qui supervenit? † Dominus noster Jhesus Christus. et dicebat. † O Maria, cur fles? Que respondit: Quidam vermis corrodens confugit in dentes meos. † Sanet te pater † Sanet te filius † Sanet te spiritus sanctus. amen.

Im Mittelpunkt aller der zahlreichen Wurmsegen des Mittelalters stehen die, welche von Job erzählen, der von den Würmern in seiner Krankheit geplagt wurde. Zwei von diesen Segen habe ich bereits aus Breslauer Handschriften in den „Mitteilungen" Heft XIII S. 27 angeführt. Aber es scheint, als ob dieser alte einfache Segen im späteren Mittelalter nicht mehr als kräftig genug gegolten hat; an die meisten Formeln wurde nämlich noch eine weitere Beschwörung geknüpft, die von heute unverständlichen Worten voll ist; daran hängt die nachstehende der Hs. I. Q. 114 der Kgl. u. Univ.-Bibl. entnommene noch weiterhin das Kreuzzeichen und schiebt darein noch recht fernliegende Namen für Christus ein. Hierin weicht die Formel von allen anderen bekannten wesentlich ab, sie zeigt uns, wie die fremdesten Elemente in die den Segen angehängten Gebetsformeln Aufnahme fanden, um die Wirkung zu erhöhen[1]).

[1]) Zu diesem Segen vergleiche: MSD[3] S. 181; Germ. 32, 453; aus einer

Bl. 13v. Item wiltu den worm gelegen, daz her sterben mus; welchen enden her ist, zo sprich disse wort bede czu dewczhe vnd czu latin: Der worme woren dry dy sente Job bissen; der eyne was weis, der ander swarcz, der dritte was rot. herre sente Job, der worm lege tot.

Job transseon magulla Job dernubea magulla † Job zorobantis † In nomine patris † et agla et fily † messias † et spiritus sancti sother. Amen.

Noch heute ist dieser Segen in seinem ersten Teile in Brauch bei den Siebenbürger Sachsen[1]):

„Hiob lag auf dem Mist, kam da Jesus Christ. Hiob sprach: Gott hat mich vergessen, die bösen Würmer wollen mich fressen! Jesus sprach: Sie seien alle tot, ob schwarz, ob weiss, ob rot. Im Namen Gottes, Amen".

Nur noch geringen Zusammenhang mit diesem Jobsegen hat der folgende, dessen Handlungen trotzdem auf ein bedeutendes Alter schliessen lassen; auffallend an ihm ist, dass bei Beginn des Spruches die Worte „Spiritus sanctus" stehen, während sonst die ganze Kreuzformel Verwendung findet. Der Text steht in der 1361 geschriebenen Handschrift III. Q. 1 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 88r. Welch ros hot den purczil zo wine is by der stirne an eyme dunrstage vru e dy sunne vf ge vnde trit im mit dyme rechtyn wuze vf synen rechtin wus vnde blaz ym in syn rechtis ore vnde sprich:

„spiritus sanctus. purczil, du sist ader bist tot, dir gebot iob, purczil, du bist tot".

daz tu dry tage nach enandir unde snyt dem pherde worne die stirne vf, zo vindis tu den worm tot[2]).

Und der Name Jobs geriet um dieselbe Zeit schliesslich auch

---

Utrechter Hs. teilt Germ. 32, 454 die Formel mit: † Job † trayson † conobia † zatraya † zorobantis † Job †. ZfdA. 27, 310: zů dem wůrm die pfert da tôtent, so scrib disiů wort † Job tergson † cenbolia † cerobantur; Mones Anzeiger 1865 S. 350 aus einer Münchener Hs. des 15. Jhdts. Cgm. 384 fol. 121a: Job † tridanson † gruba † zerobantis; — Job gegen Würmer angerufen im 12. Jhdt. siehe Germ. 12, 466; Segen, die die fremden Worte nicht enthalten, sondern nur Job in sterquilinio: Germ. 24, 200; Mythologie[4] Bd. III S. 498, 500; Anz. des germ. Museums 1871 S. 303; — über das hohe Alter der Farbenbezeichnungen bei den Würmern siehe Kuhns Zeitschrift 13, 148.

[1]) v. Wlislocki, Volksglauben und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen, Berlin 1893, S. 106.

[2]) Vgl. den Segen in Germ. 24, 200, der ins linke Ohr des Pferdes gesagt wird, und den ähnlichen in der Mythologie[4] Bd. 3 S. 498, der vorschreibt, dass man dem Pferde auf den Vorderfuss treten soll. Über die uralte Rechtshandlung dieses Fusstritts vgl. Rechtsaltertümer S. 589. Zu purzil „Wurm" siehe DWb. II 253; die Form „bersel" steht in einem lateinischen Segen in der Germ. 22, 453; auch „Pirtz" kommt in einem schlesischen Segen vor.

in einen Segen gegen die steifen Glieder der Pferde, in dem sonst nur Petrus vorkommt. Dieser durch eine angehängte im Tone der kirchlichen Beschwörungsformeln gehaltene Beschwörung und das Kreuzzeichen verstärkte Segen stammt ebenfalls aus der Hs. III. Q. 1:

Bl. 88r. Welch ros ist czu rehe zo sprich dese wort in des pherdis ore: petrus sprich czu dir. iob rit mit mir czu rome. ich en mak, herre meyster, myn ros ist czu rehe. sprich ym in syn ore dry wort: alz ware, daz der heylige geyst mynir vrowen synte marien son ist. in nomine patris et filii et spiritus sancti [1]).

II.

Wenn wir nach Gründen fragen, warum die hier angeführten, dem altgermanischen Zauberspruch so nahe stehenden Segen sich trotz des Kampfes der Kirche gegen diese Form des Aberglaubens so lange im Volke halten konnten, so dürfen wir nicht ausser acht lassen, dass es Gebete in grosser Zahl gab, die von der Kirche anerkannt und empfohlen wurden, und die eine gewisse Verwandtschaft zu jenen Sprüchen aufweisen. Die in den Segen beliebten Heiligen sind aus der Zahl derer, die dem Volke auch aus kirchlichen Gebeten als Helfer in der Not bekannt waren. Gab es doch kaum eine Lebenslage oder Krankheit, die nicht in irgendeinem Heiligen ihren „Patron" hatte, sei es, dass dieser Heilige selbst in seinem Leben oder Martyrium das gleiche Leid erfahren hatte, oder dass er bereits zu Lebzeiten seine besondere Macht durch wundertätige Befreiung aus einer bestimmten Notlage bewiesen hatte. In den für diese bestimmten Fälle besonders geschaffenen Gebeten wurde nun und wird noch heute auf die Tatsache aus dem Leben des Heiligen hingewiesen, und mit diesem epischen Teile wird die Bitte um Erhörung verknüpft. Wir sehen, in ihrer Struktur haben diese Gebete eine gewisse Ähnlichkeit mit den alten Segensformeln, und auch aus diesen Gebeten heraus konnten volkstümliche Neuschöpfungen von solchen Formeln erfolgen, sobald die Bitte an den Heiligen, die das Gebet schloss, in eine Beschwörung des Leidens umgewandelt wurde, gegen das das Gebet dienen sollte. In diesen Fällen ist eine Entscheidung, ob hier ein

[1]) Älterer Segen in MSD[3] 303: Man gieng after wege usw.; Simon reitet nach Rom in einem Segen des 16. Jhdts. (ZfdA. 21, 211) und in einem Kuhsegen (ebenda S. 212). Über die raehe der Pferde siehe MSD[3] 302. Die aus „czu" und „rehe" zusammengezogene Form „czüre" „zu steif auf die Glieder" findet sich in dem über das Eisenkraut handelnden Texte in den „Mitt." Heft XIII S. 23.

kirchlich geduldetes Gebet oder der Versuch einer volkmässigen Umformung zu einem Segen alter Art vorliegt, schwer, wenn nicht unmöglich. Das werden die drei folgenden Stücke dartun. Das erste ist ein Schutzbrief, ein Augensegen; wäre der Satz, der uns dieses sagt, verloren, so könnte der Text recht wohl ein kirchlich empfohlener sein. Der Brief steht in der um 1460 geschriebenen Handschrift Nr. 1932 der Breslauer Stadtbibliothek.

Bl. 4v. Sanctus Nicasius hatte ein moel[1]) yn den awgen vnd bat got, wer der were, der seynen namen bey em triege, daz her los wrde wn den smertzen seyner augen deynis dyners N. N. yn dem namen des vaters des sonis vnd des heyligen geystis. amen. vnd los lessen drey messen yn der ere synthe Nicasy des heyligen[2]).

Schwieriger wird die Entscheidung in dem Reisesegen, der eine Tatsache aus dem Leben eines Heiligen namens Colomanus mit den bekannten Tobiassegen verbindet. Er stammt aus der Hs. III. Q. 8 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 16r. In dem lant zu Tibna Do was ein künig, der hyes Colomanus der fur in fromde lant vnd lie sich segnen mit dem segen vnd hyes im III mess sprechen in den eren des heyligen chräucz III tag an einander, vnd sol in segnen all tag mit dem segen nach der mess, So ist er sicher vor all vbl vnd ist:

der segen der von himmel chom, der ge vber dich. der segen den got tet vber den ersten menschen der ge vber dich. der segen ge vber dich den sand Tobias vber seinen sun, do er in santt in fromde lant. Der segen ge vber dich den vnser fraw tet vber ir liebs chind do sy in den tempel trug. der segen ge vber dich der do geschach, do vnser herre dy marter layd an dem chraucz. Der segen ge vber dich, den der priester vber den alter tut vnd vber vnsers herren leychnam vnd vber sein rosen varbes plut. vnd werd dir nichtz von deme vemtum[3]). Si sein sichtig oder vnsichtig. In namen vaters vnd suns vnd des heyligen geystes Amen[4]).

Und der folgende Segen gegen Zahnschmerz hat ganz die Form eines kirchlichen Gebets angenommen. Er findet sich in der Hs. I. F. 334 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, die im 15. Jhdt. geschrieben ist:

Bl. 7ra. Contra dolorem dencium. O aue admirabilis Evacuacio vulneris

---

[1]) Fleck, Blüte.

[2]) Lateinisch findet sich der Segen in der Germ. 32, 455 aus einer Gothaer Hs.; deutsch in der ZfdA. 27, 308 aus einer Wiener Hs. des 14. Jhdts.; in beiden Fällen fehlt aber das für den Brief charakteristische „deynis dyners N. N".

[3]) „vemtum" bedeutet wohl hier ganz allgemein „feindliche Nachstellung".

[4]) Über die Tobiassegen MSD[3] 290 ff. Unsere Fassung finde ich nirgends. Es gibt 130 Heilige mit dem Namen Colomanus in den irischen Martyrologien; der Name wird von irischen Mönchen eingeführt sein.

**Restitucio sanitatis. sana hunc famulum N. uel famulam N. In nomine patris et filii et spiritus sancti.**

## III.

Möglichste Schonung der dem Volke liebgewordenen Übungen und Bräuche, solange sie nicht gegen die christlichen Sitten verstiessen, war die Grundbedingung gewesen für die erfolgreiche Ausbreitung des Christentums. Umformung heidnischen Brauches und seine Duldung im christlichen Gewande, ja, wenn es möglich war, Aufnahme des Brauches in das christliche kirchliche Leben war das Bestreben der Bekehrer. Der christliche Heilige ersetzte den heidnischen Gott, der christliche Wallfahrtsort gar oft die verehrte heidnische Kultstätte, die kirchliche Besegnung der Heilmittel, Pflanzen wie Steine, der Nahrungsmittel, der Krankheiten verdrängte die heidnische Beschwörung. Und auch hier ist es nicht schwer, aus der Form der Gebete, die in das katholische Rituale übergegangen sind, und die bis tief in die Neuzeit hinein und zum kleineren Teil noch heute bei Besegnungen angewandt werden, die Beschwörungen zu erkennen, die dem heidnischen Volke längst vor seiner Christianisierung vertraut waren. Bestand bei dem Volke des Mittelalters das Streben, das christliche Gebet zur Beschwörung umzubilden, so können wir in dem Vorgehen der Kirche die entgegengesetzte Tendenz verfolgen, die alte heidnische Precatio mit christlichem Geiste zu füllen, sie umzuformen zum christlichen Gebet und in ihrem Ritus zur Weihe und zum Segen zu verwenden. Freilich lässt sich die Aufnahme heidnischer Gebete in der geschilderten Art aus germanischen Quellen kaum nachweisen, da die Entfaltung des christlichen Ritus auf romanischem Boden vor sich ging. Aber wir müssen dieser Art von kirchlichen Weihegebeten in unserer Untersuchung über das Gebet im Zauberglauben des Mittelalters deswegen unsere Aufmerksamkeit schenken, weil das Volk wieder mit seinem gegenwirkenden Bestreben einsetzte und Teile aus diesen kirchlichen Weihegebeten zu Beschwörungen zurückbildete. Auf diesem Wege der Verchristlichung durch die Kirche und der Entkirchlichung dieser Kirchengebete durch das germanische Volk sind in unseren Volksbrauch und in unsere volkstümlichen Besegnungs- und Beschwörungsformeln ursprünglich antike, romanische Elemente hineingekommen.

Die älteste Handschrift der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau, der ins 9. Jhdt. zurückreichende Codex III. F. 19 enthält einen

Traktat über die Heilkräfte der Kräuter, eine Pseudo-Apulejische Schrift[1]), die eine solche heidnische Beschwörung der Allmutter Erde und ein darangeschlossene „Beschwörung aller Kräuter“ anführt. Sie lautet:

Bl. 21 r. Precacio terre.

Dea sancta tellus, rerum naturae parens que cuncta generas et regeneras, sidus quod sola prestas gentibus tutela caeli ac maris diuum arbitrarumque omnium, per quam silet natura et somnos capit, idemque lucem reparas et noctem fugas. Tu ditissima umbra tegas et inmensos caosque uentosque et imbres tempestatesque contines et cum lebet dimittis et misces freta fugasque solem et procellas concitas, itemque cum uis hilarem promittis diem et celi merita uite tribuis perpetua fide, et cum recesserit anima in te refugimus, ita quicquid tribuis in te cuncta recedunt. merito vocaris magna tu mater deum pietate qui uicisti diuum nominatum illa uer (?) et gencium et diuum parens sine que nec manatur quequam nec nasci potest, tu es magna tu es diuum regina dea, te diua adoro tuumque ego nomen inuoco facilisque prestes hoc mihi quod te rogo referamque graciam, diua, tibi merito fide. Exaudi queso et faue coeptis meis. hoc quod peto te, diua, mihi presta uolens. herbas quascumque generat tua maiestas salutis causa tribuis cunctis gentibus. hanc mihi permittis medicinam tuam. ueni at me cum tuis uirtutibus. quicquid ex his fecero habeat euentum bonum cuique easdem dedero, quisquam easdem acciperint, sanos eosdem praestes. Nunc, diua, postulo ut mihi maiestas prestet quod te suplex rogo. precacio terre explicit.

Bl. 21 v. Incipit praecacio omnium Herbarum. Nunc uos potestis omnes herbas deprecor et ordo maiestatemque uestram. uos quas parens telles generauit et cunctis gentibus donet, medicinam sanitatis in uos contulit maiestatemquae, omni generi humano sitis auxilium utilissimum. Hoc suplex exposco precorue: huc adestote cum uestris uirtutibus quia, qui creauit uos, ipsa permisit mihi ut colligam uos, Fauente hoc eciam cui medicina tradita est, quantumque uestra uirtus potest, prestate medicinam bonam, causam sanitatis, graciam precor mihi prestetis per uirtutem uestram ut omnibus uirtutibus quicquid ex nobis fecero cuiue homini dedero habeat effectum celeberrimum et euentos bonos, ut semper mihi liceat, fauente maiestate uos collegere pungamque uobis fruges et gracias agam per nomen maiestatis, qui uos iussit nasci.

Mit allem Vorbehalt gebe ich eine deutsche Übersetzung dieser an vielen Stellen durch den bei romanischen Handschriften jener Zeit zu beobachtenden Verfall der Flexion verdorbenen Precationen:

Göttin, heilige Erde, Mutter der Schöpfung, die du alles erzeugst und fortpflanzest, Gestirn, das allein über den Völkern steht, Schützerin des Himmels und des Meeres und der herrschenden Götter, durch die die Natur die Ruhe des Schlafes findet, und die du gleicherweise das Licht erneuerst und die Nacht ver-

[1]) Von dieser Schrift sind nur drei Handschriften bekannt. Die eine ist gedruckt u. d. T.: Pseudo-Apulei libellum de medicaminibus herbarum von A. Mancini, Lucca 1903. Der Druck stand mir nicht zur Verfügung.

treibst! Du hüllst in tiefste Dunkelheit den ungemessenen Raum und das Weltchaos, du zügelst Stürme und Unwetter, und wenn es dir gefällt, lässt du sie losbrechen, du peitschest die Meeresfluten und verscheuchst die Sonne und entfesselst die Stürme, und ebenso lässt du, wenn du willst, den Tag heiter erstehen; du teilst des Himmels Wohltaten den Lebenden in unveränderlicher Treue zu, und wenn die Seele uns entflieht, finden wir unsere Zuflucht in dir; denn was du austeilst, kehrt alles in dich zurück. Mit Recht nennt dich der fromme Sinn die grosse Mutter der Götter . . . und die Gebärerin der Irdischen und Himmlischen. Dich, Göttin, bete ich an, und deinen Namen rufe ich an, dass du mir gnädig gewährest, worum ich dich bitte, und ich werde dir, Göttin, treu danken nach Gebühr. Erhöre mich und sei meinem Beginnen genädig; was ich dich bitte, Göttin, gewähre mir willig. Die Kräuter, die deine Majestät hervorbringt, schenkst du allen Völkern als Mittel zur Genesung. Diese deine Medizin gewähre du mir; komm mit deinen Kräften zu mir. Was ich aus diesen Kräutern mache, habe heilsamen Erfolg, und wem ich sie gebe, und wer sie nimmt, die mache du gesund. Jetzt, Göttin, bitte ich, dass mir deine Majestät verleihe, was ich demütig von dir erflehe.

Nun beschwöre ich euch alle ihr kräftigen Kräuter und eure Gattung und Majestät. Euch, die die Mutter Erde gebar und allen Völkern schenkt, euch verlieh sie Würde und Heilkraft, auf dass ihr dem ganzen Menschengeschlecht die nützlichsten Heilmittel seid. Darum bitte und flehe ich demütig zu euch: Steht mir bei mit euren Kräften, weil eure Schöpferin mir gestattet hat, euch zu sammeln, und mir der seine Huld schenkt, dem die Heilkunst untersteht. Und soviel eure Kraft vermag, gewähret gute Arznei, Mittel der Gesundung, und schenkt mir, darum bitte ich euch, durch eure Kraft die Genade, dass, was ich aus euch mache, oder welchem Menschen ich das Mittel gebe, es durch alle eure Kräfte die herrlichste Wirkung und guten Erfolg habe, dass es mir immer von der Huld eurer Majestät verstattet werde, euch zu sammeln, dass ich euch eurer Früchte beraube, und dass ich euch Dank sage im Namen der Gottheit, die euch hervorspriessen liess.

Wir sehen, trotz der Textentstellungen und der Fehler macht die Beschwörung noch jetzt in ihrem Schwunge einen tiefen Eindruck. Und nun lasse ich zum Vergleiche, wie die Kirche den Stoff dieser Beschwörung in ihren Kräutersegen aufnahm, die eben so schwungvolle wie klangschöne Besegnung folgen. Nach dem Breslauer Rituale vom Jahre 1723 lautet sie:

Omnipotens sempiterne Deus, qui coelum, terram, mare, et omnia visibilia, et invisibilia verbo tuo ex nihilo creasti: quique herbas, arboresque ad usum hominum animaliumque terram gignere, et unumquodque iuxta sementem in semetipso fructum habere prae cepisti: atque non solum, ut herbae animantibus ad victum, sed aegris etiam corporibus prodessent ad medicamentum, tua ineffabili pietate concessisti: te supplici mente et ore deprecamur, ut has diversi generis herbas et fructus, tua clementia benedicas et supra naturalem a te inditam virtutem eis benedictionis tuae novae gratiam infundas, ut ad usum hominibus et iumentis in nomine tuo applicatae, omnium morborum et adversitatum efficiantur praesidium. Per dominum nostrum etc.

In deutscher Übertragung:

Allmächtiger, ewiger Gott, der du Himmel, Erde, Meer und alles Sichtbare und Unsichtbare durch dein Wort aus nichts geschaffen, und der du befohlen hast, dass die Erde Kräuter und Bäume zum Nutzen der Menschen und Tiere hervorbringe, und dass jedes Kraut nach seinem Samen Früchte in sich trage, und der du in deiner unaussprechlichen Güte gewährt hast, dass die Kräuter nicht allein den lebenden Geschöpfen zur Nahrung, sondern auch als Heilmittel den Kranken nützen sollen: dich flehen wir demütigen Herzens und Mundes an, dass du diese verschiedenartigen Kräuter und Früchte in deiner Erbarmung segnest und ihnen zu der von dir hineingelegten natürlichen Kraft auch deines neuen Segens Genade eingiessest, damit sie den Menschen und Tieren, zu deren Nutzen sie verwendet werden, sich als Schutz erweisen gegen alle Krankheiten und Widerwärtigkeiten. Durch unsern Herrn usw.

Und solche Segen gab es zur Weihe des Weines zu Ehren des hl. Johannes, zur Weihe der Kreide, mit der die Namen der heiligen drei Könige an die Türen geschrieben werden, zur Weihe der Häuser am Ostersonnabend, des Brautbettes, eines neuen Schiffes, der Wallfahrer, die an heilige Stätten zogen; ein reiches Material, aus dem das Volk auswählen konnte, um seine eigenen Formeln zu formen. Am öftesten begegnet man, wie es ja natürlich ist, Umformungen des kirchlichen Kräutersegens, die als Beschwörung beim Graben der Heilkräuter Verwendung finden. Eine solche allgemeine Formel, die der Hs. R. 1024, 2 der Breslauer Stadtbibliothek entstammt und 1570 geschrieben ist, lautet:

Bl. 48 r. Rectissima formula colligendi simplicia.

Herba, creator omnipotens dixit, germinet terra herbam virentem et facientem semen iuxta genus suum, et vidit bonam esse, is benedicat etiam nunc te, ut tua virtus perfecta in te, tuaque substantia confirmetur, conserueturque ad nostrum opus, quod desideramus ad gloriam honoremque Dei patris Dei filii et Dei spiritus sancti. Amen.

Das heisst:

Kraut, der allmächtige Schöpfer sprach: die Erde lasse hervorspriessen grünendes Kraut, das Frucht trage nach seiner Art, und er sah, dass es gut war. Derselbe segne nun auch dich, dass deine Kraft vollkommen sei in dir und deine Wesenheit gefestigt und bewahrt werde bei unserem Werke. Das wünschen wir zum Ruhm und zur Ehre Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen.

Solche Beschwörung der Kräuter beim Graben oder bei ihrer Anwendung wurde Regel. So galt das Kräutlein Widerthon (Wiederthat, Polytrichum) als Mittel gegen Behexen und Verzaubern. Einen Spruch, der im Sinne der obigen Weihegebete

dem Kraute seine Pflicht einschärft, entnehme ich der Hs. IV. F. 12 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau vom Jahre 1594. Dort heisst es:

Bl. 62 r. Wiltu haben, das dein Viehe nicht soll bezaubertt werden, So soltu an Walpurgis abendt Wiederthat vnd Tellscheiben[1]) nehmen, die dem Viehe eingeben, vndt vnter die Thürschwelle oder darüber, wie es am besten geschehen kahn, ein wenig Esellhar eingraben vndt also sagen:

Wiederthat, du weist, was dir Christus befohlen hat; Das du solt das gutte mehren, vndt des bösen wehren. Das zehll ich dir liebes Viehe zu lob vndt buße.

In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti..

Eine Reihe solcher aus kirchlichen Gebeten umgebildeten Beschwörungsformeln, die beim Schneiden der Wünschelrute üblich waren, habe ich in diesen Mitteilungen Heft XIV S. 51 veröffentlicht. Gegen derartige Beschwörungen, die beim Suchen der Heilkräuter, bei der Herstellung der Heilmittel und vor allem auch bei ihrer Anwendung in allgemeiner Übung waren, sei es, dass sich in ihnen Reste altheidnischer Formeln erhalten hatten, oder dass hier eine Neubildung auf der Grundlage kirchlicher Segen und Weihegebete vor sich gegangen war, fühlte sich die Kirche so gut wie machtlos. Die Verwendung solcher Formeln im Privatleben entzog sich ihren Augen; auszurotten war zunächst der Hang des Volkes zu solcher Betätigung ebensowenig, wie man die eingangs beschriebenen Zauberformeln epischen Inhalts hatte verdrängen können, und so wurde auch hier wieder das Verfahren angewandt, dem Volke den liebgewordenen Brauch des Beschwörens und Segnens zunächst zu gestatten, aber an die Stelle der Beschwörungen, die sich nicht wie jene epischen Formeln verchristlichen liessen, kirchliche Gebete zu setzen. Und da diese Gebete den Neubekehrten geläufig sein mussten, beschränkte sich die zur Verwendung gelangende Zahl eben auf jene wenigen, deren Kenntnis dem Volke zur Pflicht gemacht wurde, und die ihm ständig gelehrt wurden, nämlich das Kreuzzeichen, das Vaterunser, zu dem später das Ave Maria trat, und das Credo. Auf diese Weise kommen diese drei oder vier Gebete bei den allermeisten Beschwörungen in Übung, ihre Verwendung hatte in den meisten Fällen selbst die Bedeutung einer Beschwörung. Es wird nur selten vorkommen, dass man den Schreiber einer Handschrift bei einer derartigen Verchristlichung heidnischer Beschwörungsformeln gleichsam über-

[1]) Vielleicht die Dolden der Dille, schles. Tille, Anethum graveolens.

rascht. Die folgende, auch der aus dem 9. Jhdt. stammenden Handschrift III. F. 19 entnommene Stelle enthält einen solchen Umwandlungsversuch; der Mönch hat die zum Graben eines Heilkrautes nötige Beschwörung aus seinem Original herübergenommen und ist sich dann seiner Pflicht, diesen Brauch zu christianisieren, bewusst geworden; und so widerruft er das soeben Geschriebene mit den einfachen Worten, die er über die durchgestrichene Beschwörung setzt: „Was hier folgt, ist wirkungslos; dafür spreche man vielmehr das Paternoster und Credo".

Bl. 81 r. Herba cucumeris

Precabis autem eam, sic dicis: Vgia summa nutrix draconum per matrem terram te adiuro, uti curis precantacionibus asclepii herbarum doctorem, incantacionem meam perferas inlibatam.

Und über dieser gestrichenen Stelle von derselben Hand:

Quod hic sequitur non valet, sed pro hoc dicatur pater noster et credo.

Dieser beschwörende Charakter des Gebets tritt uns noch deutlich in einem Bienensegen des 15. Jhdts. entgegen, wo einfach auf das Kreuzzeichen der Befehl an die Bienen folgt. Der Segen steht in der Hs. IV. 0. 6 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau.

Bl. 233 r. Daz dy been dyr nicht entflien, so sy swermen an eyne blümen: In nomine patris et filii et spiritus sancti. manete hiç et mella facite.

Zahlreich, um nicht zu sagen zahllos, sind die handschriftlich überlieferten Hinweise und Vorschriften für den Gebrauch der vorgenannten Gebete beim Kräutersuchen und beim Gebrauch der Heilmittel. Oft ist hier die ursprüngliche Bedeutung der Besegnung und Beschwörung schon sehr in den Hintergrund getreten, doch erkennt man den ursprünglichen Sinn noch meist daraus, dass von der Anwendung dieser Gebete der Erfolg des Heilmittels abhängig gemacht wird. Zunächst mögen hier aus schlesischen Handschriften einige derartigen Anweisungen für das Kräutergraben folgen. So schreibt eine Stelle in der Handschrift R. 291 (Bl. 110 v) der Breslauer Stadtbibliothek aus dem 14. Jhdt. vor, dass beim Graben der Verbena, des Eisenkrautes ein Paternoster und Credo gesprochen werden soll, und die gleiche Stelle lautet in der Hs. I. 0. 6 (Bl. 138 r) der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau aus dem 15. Jhdt., die ich bereits in Heft XIII S. 23 dieser Mitteilungen angeführt habe, dahin, dass ein Paternoster und ein Ave Maria und Credo über das Kraut zu sprechen sei; dieselbe Stelle kehrt in der Hs. I. Q. 114 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau wieder

auf Bl. 12 v, und in allen diesen Formeln beginnt die ausführliche Beschwörung des Eisenkrautes mit dem Kreuzzeichen. Von dem Kraut Serpentilla, dessen Name in der Handschrift I. 0. 6 Bl. 165 als Crementilla und in Hs. III F. 20 Bl. 119 r als Trementilla wiederkehrt, heisst es in der oben genannten Hs. R. 291 der Breslauer Stadtbibliothek:

Bl. 102 v. Serpentilla heizet ein krut. Swa du daz vindest, so saltu din pater noster sprechen vnd salt si danne graben. Swer daz fiuer hat, dem saltu di selben wurcz vnder legen, daz er daz nicht wizze, fur daz er dar uf geslafe.

Gegen Epilepsie wird in der Hs. III. F. 21 des 15. Jhdts. aus der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau das mit drei Vaterunsern beschworene und mit dem Kreuzzeichen genommene Nasturtium, eine Art Kresse empfohlen:

Bl. 245 v. De Epilepsia. Nasturtium cum oratione dominica decantatum ter et in nomine patris et filii et spiritus sancti sumptum vel succus ipsius.

Damit sind wir bei der Verwendung des Kreuzes, des Vaterunsers und Ave Maria und des Credo beim Gebrauch der Heilmittel oder in Verbindung mit symbolischen Heilhandlungen angelangt. Auch hier sollen nur einige Stellen aus dem reichen handschriftlichen schlesischen Material zur Veranschaulichung des Gesagten folgen. Was vom Nasturtium als Mittel gegen Epilepsie galt, findet sich vom Eisenkraut, der Verbena auch in der Hs. I. F. 334 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 265 vb. Si quis eam decoctam de mane cottidie biberit et tria pater noster antea cum devocione dixerit, a morbo caduco vtique liberabitur.

In der medizinischen Hs. IV. F. 24 aus dem Ende des 15. Jhdts. der Kgl. und Univ.-Bibl. Breslau finden wir zwei Fieberrezepte, die schon die alte Einfachheit in der Verwendung der Gebete vermissen lassen:

Bl. 177 ra. Vor das sussen vnd hitze nym von swarczer steynbreche[1]) alzo gros als eyn walsche nvs vnd ys das iij morgen nochenander nuchtern vnd sprich alle morgen V pater noster vnd aue maria dem heylige crewczé czw eren. Abir vor das kalde synt XLV pater noster vnd aue maria dy summa. Wen ys eynis ankommit czw dem irsten mole, zo man ys gewor wirt, zo nym honig zeim myt dem uarlassin[2]) finger vnd ys denne als eyn abis[3]) gros vnd sprich V

[1]) Saxifraga granulata.

[2]) uarlassin vielleicht wie im engl. left, Finger der linken Hand; oder eher impudicus digitus, also der mittlere Finger.

[3]) abis, arwîz Erbse.

pater noster vnd aue maria dem leyden Christi. du salt och merkin, das du des selbyn tagis des honigis salt nemyn iij stund vnde noch yczlichem mole saltu V pater noster vnd V aue maria sprechin. das saltu drey morgen nochenander thun.

## IV.

Die Einfachheit der von der Kirche für solche Anlässe empfohlenen und geduldeten Gebete hat gar bald unter dem alten Drange des Volkes gelitten, die Besegnung möglichst feierlich und eindrucksvoll zu gestalten. Und so gingen in die volkstümlichen Beschwörungen im Laufe des Mittelalters viele von den Elementen über, aus denen die Segnungen und Beschwörungsformeln der mittelalterlichen Kirche zusammengesetzt war, und die ursprünglich nur in der Kirche und vom Priester angewandt wurden. Die Einbeziehung von Bibelstellen, die auf die Gewalt Gottes hinweisen, die vielen Bezeichnungen Gottes, denen wir auch in ganz volkstümlichen Formeln begegnen, die Namen der drei Könige und mancher Heiligen, die Verwendung des 1. Kapitels des Johannesevangeliums und oft der ganze Wortlaut solcher Formeln, das alles ist unmittelbar aus den eindrucksvollen feierlichen kirchlichen Beschwörungen in die vom Volke geschaffenen übergegangen. Um das zu erläutern, will ich einige fernliegende Stellen aus kirchlichen Exorzismen herausgreifen und in volkstümlichen Formeln nachweisen. So finden wir den Vers „es siegt der Löwe aus dem Stamme Juda, vicit leo de tribu Juda“ unter anderen Beschwörungen auch in der Beschwörung des Unwetters im Breslauer Rituale vom Jahre 1723 S. 654. Diese Formel begegnet uns in einem weitverbreiteten Geburtsbriefe, von dem ich bereits eine Fassung aus der Hs. III. F. 20 (Bl. 113 v) der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau in den „Mitteilungen“ Heft XIII S. 29 abgedruckt habe. Der Brief findet sich auch in dem Rezeptbuch III Q. 7 derselben Bibliothek, das aus dem 15. Jhdt. stammt:

Bl. 21 v. Wenne das weyb in erbeit geit des kinds, so sal man er denne eyn brif schreyben vnd en er vf den bauch len:

De viro vir, de virgine, virgo, leo de tribu Juda. Maria peperit Christum, Elizabeth sterilis Johannem Baptistam. adiuro te infans per patrem et filium et spiritum sanctum, sive masculus siue femina et, ut exeas de vulua ista. exinanite, exinanite.

Abzo das kint geborn ist, zo sal man den brif wider schire abe nemen [1]).

[1]) In der Germania XXIV 74 mit geringen Abweichungen aus einer Insbrucker Hs. des 14. Jhdts. und einer bayrischen des 15. Jhdts.

In gleicher Weise sind aus dem kirchlichen Rituale die in den Fiebersegen enthaltenen Stellen: „Increatus pater, Immensus pater, Eternus pater“, sowie: „Dextera domini fecit virtutem, Dextera domini exaltavit me“ entlehnt, die ich aus der Hs. III. F. 20 Bl. 119$^{rb}$ und IV. 0. 6 Bl. 165$^{r}$ in den „Mitteilungen“ Heft XIII S. 26 gegeben habe; derselbe Segen findet sich auch in der Hs. B. 1932 (Bl. 28$^{v}$) der Breslauer Stadtbibliothek vom Jahre 1460 [1]).

Wie im Breslauer Rituale von 1723 S. 654 gegen das Gewitter der Vers „Christus regnat, Christus imperat, Christus ab omni malo et tempestate nos et omnia bona nostra defendat“ verwendet wird, so begegnen wir den gleichen Worten in einem Wurmsegen vom Jahre 1361 in der Hs. III. Q. 1 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 80$^{va}$. Contra vermes equorum dicas hanc oracionem. Cristus vincit Cristus regnat, Cristus imperat, Cristus liberet hunc equum.

In der kirchlichen Beschwörung des Unwetters (Rituale S. 654) werden weiter angewendet: nomina trium regum, quorum sunt Caspar, Melchior, Balthasar; in den volkstümlichen Segen treffen wir diese Namen sehr oft; einen solchen Blutsegen teilte ich aus Hs. IV. 0. 6 Bl. 135$^{r}$ der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau im Heft XIII S. 27 mit, und so findet sich ein ähnlicher Segen gegen Totgeburten in der Hs. III. F. 16$^{a}$ vom Jahre 1566 derselben Bibliothek:

Bl. 24$^{v}$. So eine frauv oft geboren vnnd die frucht nicht lebendig zur weldt kommt. Nim ein frischen Apfel, schneid in mitten von einander vnnd schreib vf ein ider helffte die nahmen der h. drei konige. Alß Caspar, Melchior vnd Balthasar, vnnd thue in wider zuhauff. gibs ihr zu essen.

Das Tragen dieser Namen gegen Epilepsie empfiehlt die Hs. R. 458 der Breslauer Stadtbibliothek vom Jahre 1408:

Bl. 19$^{v}$. Contra epilepsiam. qui secum portat tria nomina regum curatur.

Nur geringe Erweiterungen, die aus kirchlichen Gebeten entnommen sind, zeigt der Fiebersegen aus Hs. III. F. 10 (15. Jhdt.) der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 271$^{r}$. Item ad quartanam. Recipe tres frondes saluie [2]) et scribe in prima † pater vita in secunda † filius pax in tercia † spiritus remedium † et da ei comedere.

---

[1]) Ein solcher niederdeutscher Segen aus Wolfenbüttel in der Germ. 32, 459; aus einer Insbrucker Hs. des 14. Jhdts. in der Germ. 24, 311 und 312.

[2]) Salvia officinalis, Salbei.

Vita und pax begegnen uns auch in der Gewitterbeschwörung des Breslauer Rituales von 1723 S. 656. In ähnlicher Form findet sich dieser Segen in der Hs. III. Q. 1 vom Jahre 1361 derselben Bibliothek:

Bl. 80va. Contra dolorem febrium. Accipe pomum et incide in quatuor partes et quartam partem reice et in tribus scribe † pater vita † filius verbum † sanctus spiritus remedium † et dic tria pater noster primum patri, secundum filio tercium sancto spiritui.

Was dem Volke in den kirchlichen Exorzismen am ersten nachahmenswert erscheinen musste, war die Betonung des epischen Elements in der Anführung von Tatsachen aus dem Leben Christi, wie es in den immer mit der kirchlichen Beschwörung verbundenen Litaneien, meist der Allerheiligenlitanei geschieht. Gerade hier lag ja eine innere Verwandtschaft mit dem epischen Teile des altgermanischen Zauberspruches vor. Im Vordergrund steht die Erwähnung der Geburt, des Leidens und der Auferstehung Christi; der Sinn der Erwähnung dieser Tatsachen im kirchlichen Exorzismus wie in der volkstümlichen Besegnung und Beschwörung ist natürlich der, dass die Erlösung durch Christus sich auch im vorliegenden Falle wirksam gegen die Macht des Bösen erweisen möge. Einen solchen Segen zur Blutstillung habe ich bereits in Heft XIII S. 27 der „Mitteilungen“ aus der Hs. IV. 0. 6 der Kgl. und Univ.-Bibliothek zu Breslau gegeben; ein anderer Segen gegen Epilepsie befindet sich in der Hs. III. Q. 7 derselben Bibliothek, doch ist er unter den anderen Rezepten der Seite fast bis zur Unleserlichkeit mit Tinte durchgestrichen; die Handschrift gehört ins 15. Jhdt.:

Bl. 33v. Contra morbum caducum. Wen eyn mensch dy fallende crangheit ankommet ader bestet, wer denne bussin wil, der sal stan zcu den fussen vnde heyschen em brengen geweith wasser vnde gissen vf des sychen lincke hant vnde sprechen alzo:

Ich gisse das wasser in dem namen vnsers herren Jhesu Cristi, der entphangen wart in Nazareth. denne sal her gissen in dy rechte hant vnde sprechen alzo: Ich gisse das wasser in dem namen vnsers herren Jhesu Cristi, der geborn wart zu Bethlehem. vnde denne gewss das wasser zu dem dritten mole in sein angesicht vnd sprich: Ich gysse dich geweith wasser zcu dem dritten mole in dem namen vnsers herren Jhesu Cristi, der gecrewcziget wart zcu Jherusalem. vnd denne sal man den menschen angreyffen mit dem gurtel vnd of brengen vnd sprechen: stunt mit vf. In dem namen vnsers herren Jhesu Cristi, der an dem dritten tage vf irstunt von dem tode. vnd halt den menschen alzo lange baz daz her sich vorsynne, zo kommt is en nymmermeh an.

Die gleichen Tatsachen führt ein Segen gegen Seuchen und Geschwülste vom Jahre 1460 an, der der Hs. B. 1932 der Breslauer Stadtbibliothek entnommen ist:

Bl. 30r. Daz ist eyn gut segen vor alle seuche vnd geswolst an dem halsse an dem hewpte vnd anderswo:

† In dem namen des vaters suche ich dich seuche † In dem namen des sones vinde ich dich † Cristus wart geborn † Cristus wart gemartert † Cristus dirstunt. Cristus der lege desin sichen. diss sal man sprechen, wen den mannen we wirt alzo daz her nicht gewandern mag ader gereiten vnd auch wenne her gessen hot.

Wie verbreitet gerade dieser Segen ist, zeigt die folgende Nachricht vom Jahre 1694 aus Lissabon, wo dieselben Worte zur Heilung angezauberter Krankheiten Verwendung fand. Im 6. Bande der von H. Gaidoz herausgegebenen Zeitschrift Mélusine (1893 Nr. 12 S. 282) wird erzählt:

En 1694, Anna Martins avoua devant le tribunal de l'Inquisition de Lisbonne qu'elle guérissait les maux causés par la fascination en prononçant trois fois le nom de Jésus, en bénissant ensuite la personne fascinée en ajoutant: „Jésus s'incarna, Jésus naquit, Jésus souffrit, Jésus ressuscita; de même que cela est vrai, de même disparaissent les maux de ce malade".

Je mehr in solchen Krankheitssegen das epische Moment in den Vordergrund gestellt wird, desto mehr nähern sie sich naturgemäss den oben besprochenen Verchristlichungen altgermanischer Sprüche. Oft tritt hier sogar eine Zusammensetzung solcher jüngerer in Anlehnung an den kirchlichen Exorzismus entstandener Segen mit jenen alten Segen ein. Die vier folgenden Sprüche werden diesen Übergang zeigen. In der schon wiederholt angeführten Hs. III. Q. 1 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau steht folgender Zauber zur Entdeckung des Diebes:

Bl. 82ra. De furtu. ut furtum ad locum suum reuertatur, scribe in duabus cartulis † Abraham ligauit † ysaac restituit † Jacob domum reduxit. et pone super hostium domus vnam cartam et aliam in superiore limite.

Die Verwendung der drei Patriarchennamen in diesem Segen hat in den kirchlichen Segen kein Vorbild. Das Vorbild fehlt in gleicher Weise für die derselben Handschrift entnommene Formel, die bewirken soll, dass eine Nadel schmerzlos die Haut durchsteche.

Bl. 82va. Vt acus pertranseat. In nomine domini nostri Jhesu Cristi. lac beate virginis transivit de vberibus, sic sine dolore transeat hec acus per cutem istam in nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen.

Und der epische Teil ist nur noch erhalten in dem Segen

gegen Epilepsie, der ebenfalls kein kirchliches Vorbild hat; er steht in Hs. III. F. 29 vom Jahre 1417 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau:

Bl. 131v. Item qui dicit verba quae sequuntur ter in aurem epileptici, dum est in paroxismo, statim liberabitur a paroxismo et surget. pater noster. Cristus factus est in agonia, prolixus orabat et factus est sudor eius sicud gutt sanguinis decurrentis in terram.

Eine vollkommene Vermischung der kirchlichen Beschwörung der Dämonen und eines alten Wurmsegens gibt schliesslich der Hs. III. Q. 1 derselben Bibliothek vom Jahre 1361 entnommene Segen gegen die Würmer der Pferde:

Bl. 79ra. Contra vermes equorum. Ecce crucem domini, fugite partes aduerse. in nomine patris et filii et spiritus sancti amen. yris e etaris agatis Amen. Secundo: Vrice sabaoth emanuel adonay agij agyal. beatus Job habuit vermes et moriebantur ad nutum dei. sic fiat huic equo A. et pro defunctis dicendum vnum pater noster, tantum videlicet hoc equo absente quantum praesenti.

## V.

Der Gebrauch der Segen beschränkt sich, wie das angeführte Material gezeigt hat, auf einen kleinen Kreis von Krankheiten und auf das Graben der Kräuter und die Verwendung der Heilmittel. Alle Formeln dieser Art haben bei einer gewissen Volksmässigkeit im Inhalt und Ausdruck auch eine bestimmte Kürze beibehalten, die ihre schnelle Verwendbarkeit in der Zeit der Not ermöglicht. Anders sehen die Segen aus, die nur für seltene Fälle in Anwendung kommen und nie ganz volkstümlich geworden sind, da sie dem Bedürfnis des Volkes gar nicht angemessen waren, sondern ihre Entstehung und Anwendung den besonderen Bedürfnissen einiger weniger verdankten. Man erkennt solche Segen und Beschwörungen alsbald an ihrer Länge und an dem engen Anschluss an kirchliche Vorbilder, sei es, dass sie direkt kirchliche Gebete entlehnen, oder den Stoff ihrer Vorbilder zu Formeln verarbeiten, die der Länge kirchlicher Exorzismen nichts nachgeben, wie es besonders bei den Beschwörungen guter Geister, der sogenannten weissen Kunst, geschieht. So finden wir in der Hs. III. Q. 1 der Kgl. und Univ.-Bibliothek zu Breslau vom Jahre 1361 einen mit einem kirchlichen Gebet verbundenen Brief für Kranke, die nicht schlafen können:

Bl. 95va. Vt dormiens lenius dormiat, scribe in littera illa VII nomina et pone ei sub capud et incipit dormire, scilicet illa nomina † Maximianus † Malchus † Marcus † Dyonisius † Serapion † Johannes † Constantinus † Domine

deus omnipotens, sicut per clementiam tuam bene pueros in Epheso dormire fecisti, ita fac eius interpellacione hunc famulum uel famulam tuam dormire et placido sompno quiescere, ut a te corporis et anime sanitate recepta gloriare possit nomen tuum sanctum in secula seculorum. Amen.

Und nun möge als typische Formel für die Beschwörung der guten Geister ein etwas längerer Text folgen, der seine Anlehnung an kirchliche Beschwörungen deutlich kundtut. Er beginnt mit der Anrufung Gottes, der als König aller Könige, Anfang und Ende aller guten Dinge (*α* et *ω*), Tröster aller Menschen, die auf ihn hoffen, starker Gott (*ἰσχυρός θεός*, deus fortis) und unsterblicher Gott (*ἀθάνατος*, deus immortalis) bezeichnet wird; bei seinem Namen und den Verdiensten aller Heiligen und Auserwählten soll er den Engel Uriel senden, dass er alles sage, was man zu wissen begehrt. Nach diesem Gebete zu Gott wendet sich die Formel zu Uriel, der bei den einzelnen Tatsachen aus dem Leben Jesu beschworen wird; diese Aufzählung der Tatsachen deckt sich auffallend mit den Texten der Litanei vom Namen Jesu und aller Heiligen, wenigstens wie sie in ihren älteren Formen lauten: per incarnationem tuam (bey der Menschheit Jhesu Christi), per nativitatem tuam (bey seiner geburth), per crucem tuam (bey dem heiligen creutz), per passionem tuam (bey seiner Marter), per mortem tuam (bey seinem Tode), per sepulturam tuam (bey seiner Begräbnis). Mit dem kirchlichen Gruss Pax tecum (Der friede Gottes sey zwischen mir und dir) wird der Geist nach einer längeren Danksagung entlassen. Nur die Begleitumstände der Beschwörung, das Glas Wasser, das stillschweigend zu füllen ist und auf ein weisses Tuch gesetzt werden soll, die Erforschung der Zukunft durch den beschworenen Geist, die Entlassung sind Züge, die mit volkstümlichem Glauben und Tun in Zusammenhang stehen, in der vorliegenden Form aber wohl auch kabalistische Einflüsse verraten. Der Text stammt aus verhältnismässig später Zeit, dem 16. Jahrhundert, und ist der Hs. R. 1559 der Breslauer Stadtbibliothek entnommen. In seinen Gebeten und Beschwörungen hat er viele Ähnlichkeit mit den von mir in diesen Mitteilungen Heft XIV S. 51 veröffentlichten Beschwörungsformeln bei Gewinnung der Wünschelrute.

Bl. 58r. Einen Geist ohne Sünde zu bekommen.

Vor allen Dingen sey keusch und züchtig 7 Tag und Nacht als dan kauffe ein schön hell neu venetianisch Glaß mit einem langen halß, gehe zu einem fließenden wasser stillschweigend, fülle das Glaß mit wasser, Im Nahmen Gottes

des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes. trage solch Glaß heimlich nicht redende nach Hause, lege ein rein weiß Tuch auf den Tisch, setze das Glaß darauf gegen der Sonnen Auffgang, und mache das fenster auff, knie nieder, sprechende oder rede dieß Gebeth mit Andacht:

O du allmächtiger Ewiger Gott, ein König aller Könige, und Herr aller Herren Jhesu Christi, ein Sohn des lebendigen Gottes, der du bist ein Anfang und Ende aller guten Dinge, und ein Tröster aller Menschen, die auff dich hoffen, in meiner Andacht ruff ich dich an, durch den unaussprechlichen Nahmen deiner Gottheit, du starcker unsterblicher Gott und durch die Verdienste aller Gottes heiligen und außerwehlten, daß du mir auß besonderer Gnade und Gütigkeit lässest kommen den Engel Uriel in dies Glaß, daß ich ihn sehen mag, in einer schönen lieblichen Gestallt, daß er mir die Warheit sage und offenbahre ohne einigen Betrug oder Falschheit von allen Dingen, die ich ihn frage und begehre zu wissen sonder Schaden meines Leibes und der Seelen. Amen.

Ich beschwere dich Uriel vom Auffgang der Sonnen biß zu Mitternacht, und von Mitternacht biß zu der Sonnen aufgang, bey der heiligen ungezweifelten Dreyfaltigkeit, bey der Menschheit Jhesu Christi, bey seiner Geburth, bey Seiner Beschneidung, bey seiner Tauffe, bey seinen Predigten, bey dem heiligen creutz, bey seiner Marter, bey seinem Tode, bey seiner Begräbniß, bey seiner Himmelfarth, bey der Gewalt Gottes, bey der Zukunfft des Tages des Urtheils: daß du Uriel bald, sonder einige Verziehung, und ohne einige Beleidigung meiner und aller Creaturen in dem Glase mit wasser dich offenbahrest, mir sagende und mitdeilende sonder allen Betrug . . . hier auf sage was du begehrest: So der Geist des Erste mahl nicht kombt, mustu ihn 2. bis 3 mahl beschweren alle Zeit von forne anfangende.

Wenn er nun kömpt und in das Glaß mit Wasser fähret, auch dein vergnügen von Ihm hast, so gib ihm also urlaub:

Du Edler Engel und Geist Uriel, daß du mir gehorsam gewesen bist, und auf das Gebeth Gottes anytzo durch mich gethan geantwortet hast, da für danke ich dir, gebende hirmit urlaub, daß du stille und in friede abscheidest auß dem Glaß darinnen du gewesen bist, ohne Schaden meines Leibes meines Lebens meiner Seelen, und aller Creaturen, und so ich dich ein mahl wieder ruffe, daß du mir gedultig und gehorsahm erscheinest. Der friede Gottes sey zwischen mir und dir, bey dem Schöpfer aller Dinge und richter der Lebendigen und der Todten. Im Nahmen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.

Dießes Experiment mag man machen des Morgens vor der ⊙ Auffgang oder des Abends nach der ⊙ untergang, auch bey lichte und aller Zeit an einem heimlichen Orte.

## VI.

Von weittragender Bedeutung für die Ausgestaltung der volkstümlichen Formeln wurde die Herübernahme der in den kirchlichen Beschwörungen oft geradezu angehäuften Namen Gottes, die wohl geeignet waren, der kirchlichen Formel eine gewisse Feierlichkeit zu verleihen, im Volksmunde aber schnell entarteten und oft bis

zur Unkenntlichkeit entstellt wurden. Die Wetterformel im Breslauer Rituale von 1723 S. 655 bis 660 beschwört die Wetterdämonen: . . . per septuaginta nomina ejusdem Domini nostri Jesu Christi Hebraice; Graece et Latine, quibus nuncupatur Deus. Und dann folgen die Namen: Agios, Ischyros, Athanatos. . . . Heloy, Heloy, Heloy, Alpha et Omega, principium et finis, Pax, Vita, Virtus, Salvator, Rex magnus, Deus Sabaoth . . . Otheos, Agia, Saday, Adonay . . . Deus, Rex, Lux, Emmanuel, Sabaoth, Adonay, Tetragrammaton, Ovis, Hely, Heloy usw. Diese unverständlichen und unverstandenen Namen mussten für die Masse des Volkes eine besondere Anziehungskraft besitzen, und wir sehen sie, nachdem das Bewusstsein von ihrer Herkunft und Bedeutung verloren gegangen ist, in den sonderbarsten Verdrehungen, in oft ganz unenträtselbaren Formen als Beschwörungs- und Zauberworte im volkstümlichen Zauberspruch. Damit soll nicht gesagt sein, dass nun alle die unverständlichen Stellen in diesen Formeln diesen Ursprung gehabt hätten, manchmal scheinen sogar hebräische Worte vorzuliegen, die der Bibel oder dem Talmud entnommen sind, und in anderen Fällen sind vielleicht Traditionen lebendig, die auf die oft sinnlosen Zauberformeln bei den lateinischen Schriftstellern zurückgehen, aber wir werden in manchen der folgenden Texte die oben angeführten Namen Gottes alsbald wieder herauskennen, und dass der grössere Teil der unverständlichen Stellen auf solche kirchliche entstellte Namensformen zurückgeht, ist als sicher anzunehmen. Einige sind uns schon in Verbindung mit den Jobsegen begegnet. Gegen Zahnschmerz schreibt die Hs. III. Q. 1 folgenden Brief vor:

Bl. 79 ra. Contra dolorem dencium scribe haec nomina in cartam. apone denti dolenti: Ely Ely eleyson. Adulon, adonay calon sint remedium famulo dei Johanni pacienti dolorem dencium. Amen. et sanaberis.

In derselben Hs. steht eine Beschwörung zum Fangen der Schlangen:

Bl. 77 va. Ut serpentes non possint nocere tibi et ut possis eos manu capere Dic: coniuro te serpens per patrem et filium et spiritum sanctum cui omnia obediunt, ut mihi obedias. sta hic porro. perum zero zibi$\overline{c}$ zay zaros manay paraclitus.

Die Handschrift III. F. 20 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau enthält einen Blutsegen, der solche Namen verwendet:

Bl. 116 va. Wenne dir gesayt wirt, daz keyn [1]) mensche vaste blute, so

[1]) „keyn“ gleich „irgendein“.

sende eyn botyn czu dem wassir vnde vorbût deme botyn daz her icht rede vndir wegyn. wenne dir daz wasser swygende wirt brocht, so saltu ys heymelichen sygen durch dyn hende in eyn andir vas vnde salt sprechyn dyse wort: In nomine patris et fily et spiritus sancti. de saray calice confirma calicem ysmahelice. amen. daz saltu drystunt ton vnde gyp ym czu trinkene, so vorstet daz blut.

Eine Benedictio mit derartigen Namen steht in den „Mitteilungen" Heft XIII S. 28 aus der Hs. IV. 0. 6 der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau.

In diesem Zusammenhange möchte ich auch das Hocuspocus besprechen; die immer noch verbreitete Erklärung dieses Zauberwortes als Entstellung der Transsubstantiationsworte Hoc est (enim) corpus (meum), etwa wie im Französischen aus Corps (de) Dieu ein Corbleu, oder aus Par Dieu ein Parbleu geworden ist, ist natürlich verfehlt, schon deswegen, weil sie die älteren Formen dieser Formel nicht berücksichtigt. In den von mir in den „Mitteilungen Heft XIII S. 26 mitgeteilten Sprüchen heissen diese Worte 1. pax max; 2. max paxt; 3. rex pax max; 4. in einer gleichen Fieberformel der Hs. B 1932 Bl. 28$^{r}$ der Breslauer Stadtbibliothek: max pax max; 5. im Supplément illustré du Petit Journal vom 21. Mai 1894: Hax, pax, max (um die Leute vor Tollheit zu bewahren, spuckt die Mutter auf die Wunde und spricht die Worte); 6. bei Andreas Gryphius im Horribilicribrifax: Haccus, Maccus, Baccus. Auffallend ist, dass nur zwei Glieder diesen Formeln gemeinsam sind, nämlich pax max, während das erste Glied rex, max, hax lautet, oder wegfällt. Vielleicht ist der Ausgangspunkt der kirchliche Segenswunsch: Pax tecum, oder Pax domini sit semper vobiscum, und erst im Volksmunde könnte der Dreizahl zu Liebe die Ausgestaltung zu den obigen Formeln erfolgt sein; dafür spricht eine Formel, wie sie in Siebenbürgen[1]) gegen den Blitz verwendet wird: Pax, Lux, Nox. Doch möchte ich hier noch einen anderen Erklärungsversuch vortragen. Der diese Worte enthaltende Segen ist auf Oblaten, also auf die aus den ersten christlichen Zeiten herstammende Form des Brotes zu schreiben, die beim Messopfer Verwendung findet. Oblaten, die diesem Brauch dienten, mögen schon wegen ihrer Verwendung beim Gottesdienst als besonders wirksam gegolten haben. Nun

[1]) v. Wlislocki, Volksglauben und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen, Berlin 1893 S. 114.

war Paxamax eine Art Brot, das zunächst die ägyptischen Mönche herstellten, das aber auch Columban, de reg. monach. 5 und die Gloss. Isid. kennen. Forcellinis Lexikon enthält unter dem angegebenen Worte die Notiz: Paxamax seu Paxamacium seu Paximacium fuit panis parvus sex unciarum in usu apud monachos Aegyptios. Es ist denkbar, dass dieses Mönchsbrot, das auch als besonders heilkräftig galt, später mit der Oblate des christlichen Gottesdienstes identifiziert, und die Oblate, mit der alten Bezeichnung Pax max versehen, das ganze Mittelalter hindurch als Heilmittel verwendet wurde. Das Alter eines solchen Brauches darf uns nicht wundern, wir wissen ja bestimmt, dass die auch in Schlesien zu findende Formel Abracadabra, Abraculatus usw. auf das Abrasax der gnostischen Dämonologie zurückgeht.

Diese Entstellung lateinischer Formen im Munde des Volkes, das des Lateinischen nicht kundig war, konnte einem so volkstümlich empfindenden und gut beobachtenden Schlesier wie Andreas Gryphius nicht entgehen, und er lässt gerade in dieser Hinsicht im „Horribilicribrifax“ seinem Humor freien Lauf, indem er der alten Cyrilla eine Reihe der gelungensten Verdrehungen alter schlesischer Segen in den Mund legt. Diese mögen hier die Verwendung des Gebets und der lateinischen kirchlichen Formeln im schlesischen Volke während des 17. Jhdts. illustrieren. Ich zitiere nach der Breslauer Ausgabe von 1698 der „Teutschen Gedichte“.

Gespräch zwischen Cyrilla und Sempronius (1. Aufzug):

Cyrilla:

Denn wird der Engel Uriel nehmen sein Horn /
und blasen drein Tit titu.

Sempronius: Was murmelt ihr?

Cyrilla: Ich bete ein tröstlich Gebet vors Feber und böse Wetter.

Cyrilla zu Sempronius (S. 772):

Nu last uns weiter: Die heilige Sanckt Margrite /
die bitt ich / dass sie mich behüte /
für Püffen / Fallen und vor Schlägen /
auf allen meinen Wegen.
Ach du lieber heiliger Squentz /
bewahre mir Hüner und Gäns.

Cyrilla allein (S. 779):

Deus meus Der heilige Sanct Andereus!
beschere uns ein gutes Jahr /
und guten Abgang zu meiner Wahr /
Amen. Hodie tibi cras sibi.
Sanct Paulus, Sanct Bartholomeus,

die zween Söhne Zebedaeus,
der heilige Sanckt Wenzel / und der selige Stenzel /
die sein gut vors kalte Weh /
und behüten für Donner und Schnee.

Cyrilla zu Camilla (S. 780):

Die heiligen sieben Planeten /
die trösten uns in allen Nöthen!
Haccus, Maccus, Baccus, die heiligen Wort /
die bewahren uns in allem Ort!

Cyrilla (5. Aufzug. S. 813):

Quibus, quabus! sanctus Haccabus.
Surgite mortis; fenitur sic judis.
Ach Jusuph du lieber Mann / bist mein Compan.
Pater nister gratibus plenis.

Cyrilla (S. 813):

Cosper / Baltzer / Melcher zart /
Herodis hatte einen langen Bart /
sie liegen zu Cöllen am Rheine.

Cyrilla (S. 814; bekreuzt sich gegen den Teufel und spricht die Worte des Johannisevangeliums): in principipis ero verbibus.

## VII.

Das Erbe des Mittelalters hinsichtlich der Segens- und Beschwörungsformeln treten bei Beginn der Neuzeit die Schutzbriefe und Tobiassegen an. Sie sind durchaus Gebete geworden, und nur hin und wieder, dann aber mit überraschender Deutlichkeit, treten die alten Beschwörungsformeln in ihnen zutage. Zwar sind solche Tobiassegen bereits veröffentlicht, doch wird die Verschmelzung aller der im vorhergehenden nachgewiesenen Gebetselemente mit den alten Beschwörungs- und Segenformeln, die Verwendung der unverständlichsten Worte neben den lateinischen Formeln des kirchlichen Rituals am ersten klar werden, wenn hier der Abdruck eines solchen Segens eingeschoben wird, der auf Lumpenpapier in Grösse von 35,6 cm × 21 cm doppelseitig gedruckt ist und durch Generationen in einer Familie zusammengefaltet auf der Brust getragen wurde. Jetzt ist er in meinem Besitz.

Das ist der rechte und wahrhafte Tobias-Segen.

Wer diese Worte, gedruckte Zeichen und Charakter bei sich trägt, der überwindet alle seine Feinde, und kann um Gerechtigkeit willen nicht umkommen oder sterben; er ist sicher vor allem Gift, Pestilenz, Hex- und Zauberei, vor Hagel, Donner, Blitz, vor Feuer- und Wassernoth, vor allen Dieben, Mördern und Strassenräubern, die können mit der Hilfe Gottes keinen Menschen angreifen und keinen Schaden zufügen, und alles, was er anfängt, das überkommt ein gutes End', es sei im Kaufen oder Verkaufen. Wer das bei sich auf der

rechten Seite trägt, der ist in allen hierin begriffenen Punkten befreiet, und welche Frau eine harte und schwere Kindesmutter ist, der legt man den gedruckten Brief auf die rechte Brust, so wird sie ohne grosse Schmerzen gebären.

[Der Rest der Vorderseite ist dreireihig bedruckt; rechts oben kleiner Holzschnitt: Brustbild mit Tiara und Nimbus, Mantel über den Schultern, vorn geöffnet, darunter über der Brust gekreuzte Stola sichtbar; rechte Hand mit Szepter, linke mit Reichsapfel, auf dem ein Kreuzchen steht; rechts neben dem Bilde:]

Jesus Christus Rex Gloria venit in Pac Deus Homo factus est, et Verbum Caro factum est † † †

[Links oben in der dritten Spalte Brustbild Christi mit langem Haar und Nimbus; links daneben:]

Christus vincit, Christus regnat, Christus imbetat (!), Christus ab omni malo nos defendas.

[Mittelreihe: von drei magischen Vierecken gebildeter Stamm eines Kreuzes, dessen Querbalken von einem linken und rechten magischen Viereck, die hier mit 4 und 5 bezeichnet werden, gebildet wird.]

1. Jesus † Lassimaurs † Seelen
Sabian † Den † Schusesson † Sege
sum † Duofenam † Malias † Da-
ches † Michasis † Este † Animato

[Die Namen bilden die Umrandung; in diesem Rahmen der Text des 1. Vierecks:]

Das Zeichen ist gut vor allerlei Gewehr und Geschoss, wers bei sich trägt, der kann nicht verwundet, geworfen, geschlagen, gehauen, gestochen oder geschossen werden; er ist vor allen seinen sicht- und unsichtbaren Feinden sicher, vor allen bösen Geistern und Teufels-Gespenstern, die können ihm an Leib und Seel mit der Hilfe Gottes nicht schaden, er wird vor Unglück behütet.

2. Carson † Jensiassims
Sasca † Emanuel
Zebaoth † Arassaclosson
Jesus † Christus † Carsson

Das Zeichen ist gut vor alle giftige Pestilenz und herumgehende schwere Leibeskrankheiten, vor Hex- und Zauberei, vor Hagel Blitz- und Donnerwetter, vor Wasser- und Feuers-Noth, vor bösen und jähen Tod, vor alle Diebe, Mörder und Strassenräuber, die können mit der Hilfe Gottes weder im Hause noch auf den Strassen keinen angreifen, er überwindet alle seine Feinde.

3. Aglus † Solim † Saferilusans
Urx † Jesus † Christus † Amen.
Christus † Nomen † Christus
in Zotus † in Sanctum † Amen.

Daz Zeichen ist gut in allen Handlungen, zu Wasser und Land, es sei im Kaufen oder Verkaufen, so gehet ihm alles wohl von statten, er kann nicht betrogen oder übervortheilt werden, und alles, was er anfanget, das bekommt ein gutes End, er ist auch in allen andern Sachen glücklich und kann nichts verlieren.

4. Melchius † Quasimodo
Jesus † Unischaut
Bach † Sebeschen
Christus † Rius.

Das Zeichen ist gut, wann einer über ein Zauber-Teufels-Ausguss, gelegte, gegossene, eingegrabene Sachen gegangen oder gefahren wäre, und davon erlahmen und erkrummen, oder abdörren muss, wer es bei sich trägt, so mag ihm mit der Hilfe Gottes derer keiner schädlich sein, er wird in allem behütet.

5. nostrius † Christus,
Tenemia † Nusloli
genisia † Ristomosea.
Jesus † Christus † Tmex

Das Zeichen ist gut vor alle heimliche Feinde, die einen hassen und neidig sein, wer es auf der rechten Seite trägt, so wird ihm niemand feind sein, er wird lieb und werth gehalten von jedermann, und er kann auch mit der Hilfe Gottes, ohne Beicht und Buss keines jähen Todes sterben, und wird behütet vor ungewissem Schaden und Unglück.

[Unter dem Viereck Nr. 4 links der Segen:]

†

Christi Kreuz ist mein ewig und wahres Heil, Christi Kreuz behüte mich N. jederzeit und auf der ganzen Welt. Das Kreuz Jesu Christi sei über mir, nie unter mir, vor mir, hinter mir, neben mir und auf den Seiten. Das Kreuz Jesu Christi überwinde mir N. alle meine Feinde, die wider mich sind, dass sie müssen durch den Namen Gottes gezwungen sein, dass mir kein Leid widerfahre. Amen.

†

[Unter dem rechten Viereck Nr. 5 der Segen:]

†

Ihr Mund sei versagt und ihr Herz verbannt. Jesus Christus ging in den Saal, da schweigen alle seine Feinde, also müssen meine Feinde schweigen, und ihre Gewehr und Waffen stille stehen als das Wasser in dem Flusse Jordan gestanden hat, da Johannes, der Jünger, Jesum Christum, den wahren und lebendigen Sohn Gottes, getauft hat. Amen.

†

[Vorderseite unten:]

Dieser Segen ist oft und vielmal approbiret worden, welcher Mensch diesen Brief bei sich trägt, und alle Morgen der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu Ehren 3 Vater unser, 3 Ave Maria und einen Glauben betet, der ist sicher vor seinen Feinden, es kann ihm auch durch keinerlei Gewehr

[Rückseite oben:]

Waffen und Geschoss kein Schaden zugefügt werden, er ist sicher vor allen bösen und losen Leuten, vor Hex- und Zauberei und allerlei Teufels-Gespenst, vor allen Dieben, Mördern und Strassenräubern. Welche Frau diesen Brief bei sich hat, der kann nichts misbilligen an ihres Geburt. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird Wunder erfahren, was für Kraft und Wirkung er in sich hat.

[Es folgt ein Holzschnitt: Christus am Kreuz; rechts und links davon die Segen:]

†

Benedicat tibi Sanctus Deus Dominus Deus Christus. B. V. Maria, S. Johannes, S. Marcus, S. Lucas, S. Matthaeus, † G. † M. † B S. Michael, S. Gabriel.

†

S. Raphael, S. Daniel, S. Franciscus, S. Antonius de Padua, S. Franciscus, S. Florianus et omnes Angelorum et Apostolorum Chori.

[Unter dem Bilde:]

Gleichwie unser Heiland Jesus Christus . . . . seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters an dem Oelberg befahl, also befehle ich N. N. mich heute und allezeit in unsers lieben Herrn Jesu Christi heil. 5 Wunden, dass sie mich wollen behüten vor allem Bösen, Unglück und Schaden, vor Sünd und Schanden, vor Ketten und Banden, vor Feuer und Wasser, vor aller Anfechtung der bösen Geister, vor Hex- und Zauberei, vor allen Dieben, Mördern und Strassenräubern, und alle Gewehr und Waffen sind vor mir N. verschlossen, dass sie mir an meinem Leibe nicht schaden können, so wenig als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben und zu Asche geworden ist, im Namen Gott des Vaters †, Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen. Der Himmel soll mein Schild sein, und alle Waffen sind vor mir verschlossen, und alle Menschen müssen schweigen, die mich hassen und meiden (!), die mögen mir so wenig schaden, als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben und zu Asche geworden. Im Namen Gott des Vaters †, Sohnes † und des heil. Geistes † Amen. Jesu steh' mir N. N. bei, dass mich kein böser oder schlimmer Mensch angreifet. Jesu behüte mich ganz und gar, die allerheiligste Dreifaltigkeit Gottes sei mein Schutz und Schirm; im Haus und Hof, zu Wasser und zu Land, auf dem Wege und allen Strassen und Gassen, zu Feld und Haid, wo ich fahre oder reite, wo ich gehe oder stehe, wo ich schlafe oder wache, da möcht' ich vor allen meinen Feinden geschützt sein, und befehle mich in alle heiligen Worte der heiligen Messen, welche in der ganzen Welt gelesen werden, damit ich durch die Kraft derselben gestärkt und gesegnet werde Ich N. N. befehle mich in alle priesterliche Segen, so allzeit gegeben werden, damit ich durch die Kraft derselben gesegnet werde. O Herr Jesu Christe, ich N. N. befehle heut' und allzeit meinen Leib und Seele, mein Fleisch und Blut, mein Herz und Sinn, meinen Verstand und Willen, meine Ehr' und mein Leben in deine allerheiligste Gott- und Menschheit. Das helfe mir Gott der Vater † Sohn † und heil. Geist † Amen.

O. A. M. D. G.

Ich N. N. will heut' ausgehen in Gottes Frieden, ich gehe, reite oder fahre aus, dass mir alle meine Wort und Werke in Gottes Namen werden fort gehen und dass alle meine Feinde und Widersacher müssen zurück stehen und zu Schanden werden, und ich gehe aus in aller Engel Haus, wer wird mit mir gehn? die drei allerhöchsten Männer, Gott der himmlische Vater vor mir, Gott der Sohn, Herr Jesus Christus, gehet neben mir, und Gott der heil. Geist schwebet über mir, wer stärker ist, als unser lieber Herr Jesus Christus, der allzeit bei mir ist, der weiche weit hinten an, also sind ihre Hände und Füsse gebunden, wie unsers lieben Herrn Jesu Christe heilige 5 Wunden; das helfe mir Gott der Vater † Sohn † und heil. Geist † Amen.

Merke aber christliche Seele, dass du auf diese heiligen Worte oder Segen nicht vermessentlicher Weise sündigen oder mit Raufen oder Schlagen darauf hoffen sollst, sondern du sollst die Laster und Todsünden meiden, alsdann wird dich Gott, der Allmächtige, schützen zu Wasser und Land, vor allen deinen Feinden, und wird dich segnen, hier zeitlich und dort ewig. Amen.

Wenn dieser umfangreiche Segen, dessen einzelne Teile auch besonders abgeschrieben und verwendet wurden — den letzten Teil habe ich in den „Mitteilungen“ Heft XIII S. 108 als Schusssegen bei alten Kriegern aus der Goldberger Gegend nachgewiesen — in sich alte Beschwörungen, volkstümliche Formeln und moderne Gebete vereinigt, so zeigt ein anderer Schutzbrief, die wahre Leibeslänge Jesu Christi wenigstens heute nur noch Gebete, die ähnlichen Schutz bewirken sollen; der 7 cm breite und etwa 170 cm lange Streifen, der in Abteilungen von 15 cm Länge geteilt und ganz mit Gebeten auf der Vorderseite bedeckt ist, wird noch heute hin und wieder zusammengerollt in einem Beutel getragen. Solche Segen finden heute auf Flugblättern ihre Verbreitung, in Gebetbüchern sucht man sie vergebens. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst übte die Kirche scharfe Zensur an den durch die gedruckten Gebetbücher verbreiteten Gebeten, und so fanden die alten abergläubischen Formeln mit gefälschter Approbation der Kirche versehen auf einzelne Zettel gedruckt Eingang in das Volk, das so alte Gewohnheiten nicht missen wollte; und so führen sie heute ein geradezu lichtscheues Dasein, und es hält schwer, sich in den Besitz eines solchen Druckes zu setzen, da ihn jeder Besitzer fast ängstlich hütet. Reiche Ausbeute an solchen Gebeten, die die religiösen Unterströmungen im Volksleben, den Hang zur kraftvollen Besegnung und das Streben, sich in den Besitz übermenschlicher Fähigkeiten zu setzen, sich das Geisterreich dienstbar zu machen, so recht deutlich vor Augen führen, bieten die geschriebenen Gebetbücher des ausgehenden Mittelalters, die ohne kirchliche Approbation und ohne kirchliche Kontrolle entstanden und daher ungehindert alle jene Gebete und Formeln aufnehmen konnten, die als besonders kräftig und wirksam im Volke verbreitet waren. Ich möchte hier nur einige Proben aus zwei solchen Gebetbüchern anführen; beide sind am Ausgang des 15. Jhdts., das eine für das Nonnenkloster zur hl. Klara in Breslau, das andere für eine Frau Anna geschrieben. Die Handschriften befinden sich auf der Kgl. und Univ.-Bibl. zu Breslau; die erste trägt die Signatur I. O. 38. In ihr findet sich Bl. 95$^{v}$ ein Gebet mit folgender Überschrift gegen sichtbare und unsichtbare Feinde:

Das ist eyn licht, das man bornen sal vor einen gutten frundt ader vor sich selber vnd das licht sal haben dy lenge des herren Jhesu Christi. ist seher gut vor alle dy synde sychtig vnde vnsichtig vnd dys gebet dorczu sprechen mit etlichen psalmen dy do hy angeczeyget werden.

Wir finden auch hier wieder die Länge Christi; bald darauf folgt Bl. 117$^{v}$ ein Gebet, das Maria einem Einsiedler offenbart haben soll, und dessen Verrichtung die Erfüllung einer bestimmten Bitte garantiert. Das Gebet besteht aus 5000 Ave Maria, und einigen kurzen Gebeten, die hinter jedem Tausend gesprochen werden. Noch heute herrscht in Krakau dieser Glaube; nur ist die Zahl der Ave Maria auf 1000 heruntergesetzt, die an einem Marienfeste zu beten sind. Die zweite Handschrift dieser Art ist signiert I. D. 8. Sie enthält Bl. 139$^{r}$ ein Gebet, das vor grosser Armut und weltlicher Schande bewahrt, wenn man es bei brennendem Lichte alle Dienstage zur hl. Anna betet. Wie wichtig solche handschriftliche Gebetbücher für die Erklärung des heutigen Volksglaubens und Brauches sind, ergibt sich aus dem folgenden Stücke, das in unserer Hs. Bl. 155$^{v}$ steht. Dr. Olbrich hat in einem Aufsatze über die Waffensegen in den „Mitteilungen“ Heft IV S. 92 auf die in diesen Segen enthaltenen Angaben über den Aufbewahrungsort des Originals hingewiesen; gewöhnlich wird darin gesagt, der Brief stamme aus Holstein, andere Briefe enthalten die Mitteilung, er schwebe in einem bestimmten Orte über dem Taufbecken, und nur ein Brief enthält die Angabe, das Original werde in der St. Michaeliskirche in St. Germain aufbewahrt. Gerade diese Angabe scheint am meisten Anspruch auf Altertümlichkeit machen zu dürfen, wenn wir sie mit der Erzählung von der Herkunft des Michaelisbriefes unserer Handschrift vergleichen:

Bl. 155$^{v}$. Das ist die ausschrift dye dy heyden keyn Rome hatten brocht vnd sint cristen worden durch dyßen briff: alhy hebit sich an eyn gebete, das got durch den engel sint Michil uff erdin sante czu Rome off sinte michels berge vnd der briff henget vor sinte michels bilde vnnd nymant weyß wor an her henget vnnd schreybet wunderlich vnd ist mit gulden buchstaben geschriebenn alz das nymant noch geschreyb in seynner sunden.

Ich gebe euch bey dem ban des beyspil haldet, so hot yr hulffe vnnde gnode vor mir usw.

Der Schutzbrief schliesst:

das gebit ich durch den Engel sante michel, durch den ich euch kunth habe gethon. Ich vater Jesu Crist amen.

In einer Reihe der von Dr. Olbrich untersuchten Waffensegen findet, sich die Bemerkung, dass der Papst den Segen dem Kaiser Karl gesandt hat. Auch hier bietet unsere Hs. eine bedeutend ältere Fassung eines solchen Schutzsegens, wohl die älteste, die bisher bekannt ist:

Bl. 157$^{r}$. Das ist der brieff, den bobist Leo hot gesant konigk karelo

vnnd ist bestetiget. wer den brieff alle tage horet leßen, der vordynet hundert tage aplas. Ader wer den brieff bey ym tret, der magk den tagk keyn herczleyt viderfaren. Auch in welchem hawsse der briff lst, do magk keyn eygen fewer außkommen vnnde welche frawe dyßen brieff bey yr tret, dy do swanger ist, der kan iß nicht misselingen an der gebort. vnnd das kynt wirt allen lewten lip. † Cristus crewcze sey mit mir Anne. das wir alle tage anbethen † Das crewcze cristi ist das wore heyl † Das crewcze cristi sey mit mir Anne vnnd hinder mir. wo ich hyn kere vnnd wende yn allen enden, wen do hot deyn crewcze selbest geheliget host mit deynem heyligen rosenfarem blute † Das crewcze cristi sey mit mir Anne yn steten, yn dorfern, hewsern vnnd ym wege, wo ich hyn gehe. Ich schloffe ader wache. Ich sey off dem felde ader ym holcze † Das crewcze cristi sey mit mir Anne, meyn schirm, schilt vor alle meyne finde. Gebenedey vor allem vbil. Amen. Caspar. Melchiar. Balthasar. vnnd cristus gingk yn das mittel der Juden yn dem fade † Cristus von nazaret eyn konigk der Juden † heiliger got † starker got † heiliger vntotlicher got. Irbarme dich vber mich Annam † heyliger lucas † heyliger Marcus † heyliger Matheus † heyliger Johannes vnnd alle heyligen gebenedey mich Anne vor allem vbel † behut mich die gewalt des vaters † behut mich dye weyßheyt des sones † Erlewchte mich dy togunt des heyligen geistis. † Das hewt Cristi das crewcz cristi dye weyssagunge Ysaie Dy barmherczigkeyt dauidis Die weyssagunge Salomonis Die tren Abrahe Die gestalt Moyses Das blut abel Dy kunst danielis Dy gedolt Job Dy gnode Johannis Die demutigkeyt vnsser liben frawen. Dy faden des heyligen crewczes Sey mit mir ym frede vnnd behut mich vor allem vbel vnde sunden, dy mogen schedelich seyn an dem leybe vnnd an der zelin, an gut und an ere. Hirre got behutte mich Annam. Durch des brotes vnnd weynes wille das dyr aws deyner seytte floß vnnd wünden behalt mich bey dir alz maria ir reynißmaytum behylt, do duo dich selber eyn vorslossen host, do sy eyne reyne mayt bleyb vnnde ymmer ist ane ende. O hirre behut mich Annam vor aller not vnnd vor eynem snellin ende vnde snellen tode. Got der seligmacher vnnd ouch seyn blut Sey hewte meyn schilt vnd behutte mich vor sunden vnnd vor schanden vnnd vor boßer gesellschafft, vor fewer vnnd vor wasser, vor stechen vnd vor hoen vnnd slegen vnnd vor allem, das do magk begeben das lebenn, das fleisch vnnd das gebeyn. Dw starcker got genant Der sey hewte meyn schirm vor allen sunden. meyn herre got erloße mich noch hewte alzo du durch mich host geliden den bitteren todt. Die mayt dy Jesum Christum gebar, dye neme hewte meyner zelin war vnnd meynes lebis vnd halde mich yn erer gewalt durch ere gutte manchfalt von der heiligen crafft wart sy mutter gemacht, das vyr starck an erer gnoden sollen seyn dy weyle wyr lebin. Das gebrawche durch eren son Jesum Cristum, der got vnnd mensch ist. herre got gesene mich deyne heylige dreyfaldykeyt, herre got durch mich mit deyner grundeloßen barmherczigkeit, herre got geseynne mich mit deynem lebendigen crewcze auß dir selbir host gemacht, domit du irlost host die gancze cristenheyt, mich Annam yn der ewigkeit Amen. Sprich drey pater noster. Drey Aue maria gote zcu lobe vnnd seynem bitteren leyden. Amen.

Und es gab noch manche ähnliche Gebete; auf Bl. 176$^{v}$ folgt eines, das Papst Clemens gefunden haben soll; die Überschrift zeigt Inhalt und Bestimmung deutlich genug:

Das synt dy zwelff freytage, dy der hirre Jhesu zcu wasser vnd czu brothe gefast hot vnnd seyne czwelboten das gelaret hot. wer dese czwel freytage fast yn sulcher weyße, dem wil der herre Jhesus yrscheynen den dritten tagk vor seynem ende vnnd wyl ym offinbar dy letzte stunde seynes todes.

Ein Gebet des ehrwürdigen Beda zu den sieben letzten Worten Christi, das auf Bl. 221$^{v}$ folgt, schützt, wie in der Überschrift gesagt ist, vor bösen Geistern und Menschen und einem Tode ohne Beicht.

VIII.

Wir haben bisher die Segens- und Beschwörungsformeln unmittelbar auf uns wirken lassen; wir haben gesehen, wie der altgermanische Segen durch manigfache Wandlungen hindurch eine Verbindung mit sinnlosen oder unverstandenen Beschwörungen auf der einen Seite und mit kirchlichen Exorzismen und Segnungen auf der anderen Seite eingegangen ist, wie er an Umfang zunahm und als Schutzbrief in die geschriebenen Gebetbücher überging, und dann hinter dem Rücken der kirchlichen Zensur auf Zetteln in Einzeldrucken oder handschriftlich weiter seinen Weg ins Volk gefunden hat. Es soll nun zum Schluss an der Hand geschriebener mittelalterlicher Quellen die Stellung der Kirche zu diesen volkstümlichen Segen und Gebeten angedeutet werden, und es wird zugleich aus den Texten die hohe Bedeutung hervorgehen, die diese Formeln für das Leben des einfachen Volkes im Mittelalter gehabt haben. Es ist nach dem, was oben von der Verchristlichung der alten Zauberformeln gesagt wurde, erklärlich, dass die Kirche sich auch im späteren Mittelalter gegen diese Form der Gottesverehrung, die sich ja meist ihrer Kontrolle und Korrektur entzog, nicht durchaus ablehnend verhalten konnte. Zweck und Ziel aller Umformungen, soweit sie unter kirchlichem Einfluss vor sich gegangen waren, war ja immer gewesen, aus der Zauber- und Beschwörungsformel eine wirkliche Segensformel zu machen, und wo das nicht erreichbar war, die ganze Formel durch die allerseits volksüblichen kirchlichen Gebete des Vaterunsers und des Credos zu verdrängen. Auf dem Standpunkte, dass diese Gebete beim Kräutersammeln, bei Krankheiten durchaus zulässig seien und im Sinne einer Besegnung verwandt werden dürfen, steht der bedeutendste und einflussreichste Theologe des Mittelalters, Thomas von Aquin[1]). Er verbietet dabei ausdrücklich alle Inkantationen und stellt als

[1]) Summa theologiae, secunda secundae quest. 96 art. 4.

Zweck der Gebete, die hier zugelassen werden, die Verehrung Gottes hin. War somit die Sitte, über den Kranken Gebete zu sprechen, gestattet, so war es verboten, dieselben Gebete geschrieben als Schutzbriefe bei sich zu tragen. Doch war gerade bezüglich dieser Schutzbriefe die Meinung der Theologen geteilt; es lässt sich nachweisen, dass z. B. das erste Kapitel des Johannesevangeliums noch im 18. Jhdt. in einzelnen Kirchen geweiht und zum Tragen dem Volke überlassen wurde. Auf jeden Fall verboten waren die Anwendung von Beschwörungen in solchen Briefen und die unverständlichen Namen Gottes und sinnlose Charaktere. Soweit gehen die Instruktionen für Beichtväter und die Predigten gegen den Aberglauben, die ich jetzt in Auszügen folgen lasse, Hand in Hand. Wir werden in ihnen die sämtlichen Segen und Gebetsformen, die wir aus dem Vorhergehenden kennen gelernt haben, wiederfinden. Die Hs. I. F. 250 der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau enthält aus dem Ende des 14. Jhdts. eine Erklärung der zehn Gebote. Darin wird zunächst das Briefeschreiben als sündhaft bezeichnet:

Bl. 17 r. [Es sündigen] die den lewtin schreiben briefe mit figuren adir mit fremden worten und an den hals hengen. Is sei swertbrife adir frawen briefe die man schreibet czu libe und czu kinthabin adir was briefe is sint. adir die in epphil schreiben fremde wort vnd den lewtin czu essin gebin.

Der Verfasser glaubt an die Kraft gewisser Segen, verbietet aber ihre Anwendung:

Bl. 18 r. Vnde die an seynen gloubin. an sulchis seynen[1]) das mit keczerie gemischet ist. als man tut in deme newen monden adir vor tage vnd nicht vndir deme dache. adir mit fremden worten adir sweigendem burne. vnd ap ouch der segen gut ist, zo lestirt her dach gotis almechtikeit. die alle czeit vnd an allen stetin ist. dorumme hat der seyn etwas heymeliche vorbergunge mit deme tufil.

Eine in Breslau entstandene Handschrift II. F. 88 der Kgl. und Univ.-Bibl. vom Jahre 1452 verbietet als Aberglauben:

Bl. 46 ra. Item benedicciones wulnerum, capitis, dencium, glady et benedicciones extrahens telum et generaliter omnes benedicciones vetularum . . . Et immo verba scripta in oblatis, in plumbo, in carthis collo suspensa.

Auch die erlaubten Krankheitsbesegnungen dürfen nicht von jedem ausgeübt werden; wenn es nicht ein Priester ist, so soll es wenigstens ein Mensch von einwandsfreiem Rufe sein, und auch dann sind solche Besegnungen zu verbieten, wenn die Gefahr nahe liegt, dass nicht einwandsfreie oder abergläubische Menschen solche Besegnungen nachahmen und sich dabei auf das Beispiel der

[1]) segnen.

anderen berufen. Die Handschrift I. Q. 348 aus dem Anfange des 15. Jhdts. sagt darüber:

Bl. 268 r. Questiones de benediccionibus mulierum. Vtrum alique benedicciones quibus vtuntur mulieres contra dolorem capitis, dencium, oculorum, fluxum sangwinis mulieris uel per hostem violenter inflictum et huiusmodi sint admittende? ipse enim dicunt quandoque verba ricmatice composita, non tamen infidelia aut peruersa et quandoque in nomine sancte trinitatis et pater noster et alias oraciones dicunt. Respondeo. De hoc dicit quidam vir valens: Credo quod prohibende sunt a talibus, quod multa mala invtilia et supersticiosa solent talibus admisceri, nisi forte sit sacerdos religiosus et discretus aut et laycus siue mulier excellentis vite et probate discrecionis, qui fusa oracione licita super infirmum non super pomum uel pirum aut cingulum aut similia super infirmantem manus imponet. Iuxta illud Mathei vltimo: Super egros. Nec sunt hec prohibende a talibus, nisi a talibus forte timeatur, quod ad exemplum illorum indiscreti et superstitiosi carminatores sibi usurpant abusum, tuentes se exemplo illorum. Hec Rodanus.

Immer verboten sind die Segen der Hirten gegen Wolf und Bär:

Bl. 273 v derselben Hs.: Supersticio. Pastores qui multi dicunt se scire bendedicciones ad gregem ut nulla bestiarum ut lupus uel vrsus possit invadere gregem nec aliquod animal possit ledere uel auferre. . . . vnde non credo benedicciones huiusmodi esse licitas, quod supersticiones continere consueverunt, forte nam ipsa faciunt ante solis ortum uel in die dominica tantum, uil circumeunt gregem ter et dicunt verba per sacros ordines vel canones non statuta uel quid simile.

Der Nürnberger Johann Herolt erwähnt in seinem 1418 vollendeten Predigtwerke in einer Predigt de fide (Nr. 41) Briefe, die gegen Verbrennen, Ertränken, Verwundung getragen werden; ebenso würden Briefe geschrieben gegen Zahnschmerz, Augenkrankheit usw. Schon hier wird der Brief „die Länge Christi“ als Mittel gegen Verbrennen, Ertrinken und für eine leichte Geburt erwähnt. Er führt weiter an, dass manche Pferde und andere Tiere besprochen werden, wenn man sie morgens auf die Weide führt, zum Schutz gegen die Wölfe, dass man Schlangen, Wunden, Schwerter, Blutungen, Feinde, Hunde und Wölfe bei den Wunden Christi beschwört.

Eine aus Wien der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau geschenkte Handschrift I. Q. 98 vom Jahre 1451 schildert die abergläubische Verwendung von Gebeten in drastischer Weise:

Bl. 7 r. Als petten drey pfincztag nacht XV pater noster vnd nicht mer noch mynner, das schol guet sein fur des fieber oder drey Suntag vor dem aufgang der sunn peten V pater noster schol auch guet sein fur ainen syechtum, das ist alles wider das erst gepot . . . Bl. 7 v. Das erst ist das nichcz vnerkantz sey in seim gepet noch das dar yn peslossen sey vnerchant nåm, der vil sein, als Ananizapta -- thetragmatan etc. Dy sein vnerchant näm, dy nichcz

sein, vnd ways man nicht, ob sy sein pehaymisch oder vngrisch. Etlich sprechen Ananizapta sey gar ein chreftigs wart, so man es spricht vber pőzz visch, so schol man den pőcken nicht dar an essen . . . Bl. 8r. Als etleich haben ein gepet, wye Cristus, do er auff erdreich gyeng, der vant drey wurm, ainer was rot, der ander swarcz, der drit weyzz, vnd das gepet In dem dy drey wurm peschriben stent, das sprechen sy an fur dy wurm vnd fur den zandt wee vnd spricht man etlich pater noster dar zue, vnd sprech er halt tawsent, so machcz der auffsacz vnd falschrey als enbicht[1]).

Gegen die Gebete endlich, deren Brauch die unzweifehafte Erfüllung einer Bitte oder die gewisse Erlangung einer Genade nach sich ziehen soll, eifert ein Traktat, der um 1450 entstanden ist und dem Franziskanermönch Johann Capistran zugeschrieben wird. Ich zitiere die Stellen dieses Tractatus de superstitionibus, der sich in einer Reihe von Handschriften der Kgl. u. Univ.-Bibl. zu Breslau befindet, nach I. F. 212:

Bl. 231va. Ex hoc sciendum est quod non parva, immo magna supersticio circa eas [oraciones] reperitur, unde plurimi credunt, quod certe sunt oraciones, quibus ex necessitate obtineant, quidquid in ipsis postulaverint; ita quod beata virgo vel alii sancti appareant et non possent mori sine confessione, communione et in peccato mortali, quod est omne erroneum, quia in voluntate est et eius pacto exaudire oracionem et implere eam . . . Item dicunt quidam de XV pater noster, quibus homines peccatores certitudinaliter convertantur et XV de purgatorio redimantur. et XV iusti in iusticia confirmantur; colorantes hoc itaque dicentes, quod Christus illa pater noster quondam suum discipulum devotum docuerit et perfectum.

Mit dieser Stelle möchte ich schliessen. Die Ausführung hat gezeigt, wie sich der Zauberspruch im Laufe des Mittelalters unter dem Einflusse des christlichen Gebetes ständig umgewandelt hat, und welche grosse Bedeutung das christliche Gebet im Zauberglauben des Mittelalters gehabt hat. Unübersehbar ist das Material, das uns in dieser Hinsicht, wie überhaupt für die Volkskunde die spätmittelalterlichen Handschriften bieten. Eine dankbare Aufgabe wäre es, wenn die zahllosen Handschriften möglichst vollständig auf ihren volkskundlichen Gehalt hin durchgesehen würden. In ihnen ruht oft die Lösung für Erscheinungen im heutigen Volksglauben und Brauch, die uns jetzt ganz unerklärlich sind; und mancher Erklärungsversuch würde durch sie seine feste Grundlage erhalten und mancher andere als verfehlt nachgewiesen und beseitigt werden. Und zur geschichtlichen Erklärung heutigen Volksbrauches soll der vorliegende Aufsatz einen Beitrag liefern.

[1]) Die letzten Worte bedeuten: die Absicht des Betenden und die Verfälschung des Gebetes machen seine Wirkung zunichte.

# Drei schlesische Abarten der Nonnenmäre.

## Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Volksliedes.

Von Dr. Karl Olbrich.



**B 2. 20 Strophen.**

1a Ich stand auf hohen Bergen
b Und sah ins tiefe Tal,
c Ein Schifflein sah ich schwimmen,
d Darin drei Grafen waren
2a Der jüngste von den Grafen,
b Der in dem Schifflein sass,
c Gab mir einmal zu trinken,
d Guten Wein aus seinem Glas.
3a Was zog er von dem Finger?
b Ein goldnes Ringelein:
c „Nimm hin, du Hübsche, du Feine,
d Dies soll dein Denkmal sein!“
4a „Was soll ich mit dem Ringelein?
b Ich bin ein junges Blut,
c Dazu ein armes Mädchen,
d Hab weder Geld noch Gut“.
5a „Bist du ein armes Mädchen,
b Hast weder Geld noch Gut,
c So gedenke an die Liebe,
d Die zwischen uns beiden ruht“.
6a „Ich gedenke an keine Liebe,
b Ich gedenke an keinen Mann,
c Ins Kloster will ich ziehen,

**C. 9 Strophen.**

1a „Was wirst du mir mitbringen,
b Herzallerliebster mein?“
c Von Rosmarin ein Riechel,
d Von schwarzbrauner Seid ein Tüchel,
e Von schwarzbrauner Seid ein Kleid“.
2a „Jungfräulein, du bist schöne,
b Ja schön von Angesicht,
c Wärst du ein wenig reicher,
d Da wärst du meines Gleichen,
e Heiraten wollt' ich dich“.
3a „Und bin ich auch nicht reich,
b Doch bin ich andern gleich
c Will gehn in Rosengarten,
d Will meines Gleichen erwarten,
e Bis meines Gleichen kommt.
4a Kommt meines Gleichen nicht,
b So weiss ich, was geschieht:
c Die Welt will ich verschmähen,
d Ins Kloster will ich gehen,

**D. 6 Strophen.**

1a Es welken alle Blätter,
b Sie fallen alle ab —
c So musst ich mein Schatz verlassen.
d Das kränket meinen Sinn.
2a Ins Kloster will sie gehen,

d Will werden eine Nonn".

7a „Willst du ins Kloster ziehen,
b Willst werden eine Nonn,
c Ei, so will ich die Welt durchreiten,
d Bis letzt ich zu dir komm".

8a Und wie sie kam ins Kloster,
b Ins schöne Gotteshaus,
c Die Zeit wird ihr so lange,
d Zum Fenster schaut sie naus.

9a „Kommt denn dein Lieb geritten,
b Der dir dein Herz zerbricht?"
c „Und kommt er auch geritten,
d Mein Herz zerbricht er nicht".

10a Es stund wohl an ein Vierteljahr,
b Dem Grafen träumt's gar schwer,
c Als ob sein herzallerliebster Schatz
d Ins Kloster gegangen wär.

11a Der Herr sprach zu dem Knechte:
b „Sattle mir und dir ein Pferd!
c Wir wollen die Welt durchreiten,
d Der Weg ist reitenswert".

12a Und als er vor das Kloster kam,
b Ganz leise klopft er an:
c „Wo ist die jüngste Nonne,
d Die erst ist kommen an?"

e Will werden eine Nonn".

5a Es dauert ein Vierteljahr,
b Wie sie im Kloster war,
c Ihre Eltern waren gestorben,
d Gross Reichtum hat sie erworben,
e Dem Ritter war sie gleich.

6a Und als der Ritter erfuhr,
b Dass sie ihm Gleiche war:
c „Knecht, sattle mir zwei Pferde,
d Vors Kloster ich reiten werde,
e Zu holen meine Braut!"

7a Als er vors Kloster kam,
b Ganz leise klopft er an,
c Er fragt nach der jüngsten Nonne,
d Die erst ins Kloster war kommen
e Vor einem halben Jahr.

b Will werden eine Nonn,

c So muss ich die Welt durchwandern,
d Bis dass ich zu ihr komm.

3a Im Kloster angekommen,
b Ganz leise klopf' ich an:
c „Gebt heraus die jüngste Nonne,
d Die zuletzt ins Kloster kam!"

13a „Es ist ja keine hinne,
b Es kommt auch keine raus".
c „Ei, so will ich das Kloster anzünden,
d Das schöne Gotteshaus".
14a Sie kam herausgetreten
b In ihrem schneeweissen Kleid,
c Ihr Haar war ihr verschnitten,
d Zur Nonn war sie bereit't.
15a Sie hiess den Herrn willkommen,
b Willkommen im fremden Land:
c „Wer hat euch herbeschieden,
d Wer hat euch Boten gesandt?"
16a Der Herr wandt sich voll Sehnen,
b Die Red' ihn sehr verdross,
c Dass ihm die heisse Träne
d Von seinen Wangen floss.
17a Sie gab dem Herrn zu trinken
b Aus ihrem Becherlein:
c In zwei, drei Viertelstunden
d Sprang ihm das Herze sein.
18a Mit ihren schneeweissen Händen
b Gräbt sie dem Grafen ein Grab,
c Aus ihren schwarzbraunen Augen
d Sie ihm das Weihwasser gab.
19a Mit ihren zarten Händen
b Zog sie den Glockenstrang,
c Mit ihren roten Lippen
d Sang sie den Grabgesang.

8a Ist keine hineingekommen,
b Es kommt auch keine heraus.
c Ihre Wänglein sind verblichen,
d Ihre Haare sind verschnitten
e Den Habit trägt sie schon.
9a Die Nonn' stand an der Seit',
b Sie hörte die Red' mit Freud',
c Den Habit lässt sie fallen:
d „Gute Nacht, ihr Schwestern alle,
e Mit dem Ritter zieh' ich fort".

4a Ist keine reingekommen,
b Es kommt auch keine raus
c Denn was drin ist, muss drin bleiben
d Im schönen Gotteshaus.
5a Was steht dort hinter der Türen?
b Schneeweiss war sie gekleidt,
c Ihre Haar'warn abgeschnitten,
d Zur Nonn' war sie bereit't.
6a Was trug sie unter der Schürzen?
b Zwei Flaschen roten Wein!
c „Nun nimm hin, mein Herzallerliebster,
d Das soll dein Abschied sein!"

20a „Da liege nun und ruhe
b Bis an den jüngsten Tag!
c Und ich will um dich trauern,
d So lang ichs Leben hab“.

---

Aus dem Glatzer Volksliede:
4b Wenn du nicht werdest mein,
Ich bin — — — —
8b Nach dem Grafen war ihr bange,
9 fehlt.
Hinter 13 eingeschoben:
„Willst du das Kloster anzünden,
Das schöne Gotteshaus,
So wart nur eine Weile,
Wir geben sie gleich heraus“.
17d Starb er am grünen Rain.

Aus Peter, Österr.-Schlesien:
3b bin ich doch jeder gleich —
3c—4c fehlen.
Hinter 12a:
Die Älteste kam heran:
Sie fragt, was sein Verlangen,
„Die Jüngste will ich haben,
Die letzt ist kommen rein!“
„Sie darf herzu nicht gehen,
Sie sitzt im Zimmer nähen
Ihre Wänglein — — — — —
und hinter 9:
„Ziehst du mit ihm davon,
Es wird dich reuen schon,
Es wird dich einmal kränken,
Du wirst an uns gedenken;
Zieh hin in Gottes Nam'“.

Für 6b sangen viele Grenadiere alsbald:
„Zwei Flaschen Branntewein“.
oder
„Ne Flasche Branntewein“.

Als ich vor Jahren bei einem in Breslau garnisonierenden Grenadierregimente als Einjährig-Freiwilliger stand, wurde der Pflege des „volkstümlichen“ Soldatenliedes von den Vorgesetzten besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Hatten doch verschiedene Erlasse wiederholt nachdrücklich auf die Wichtigkeit dieses Dienstzweiges hingewiesen, und unser Brigadekommandeur Lob und verheissungsvolle Anerkennung einem Hauptmann gespendet, dessen wohlgeschulte Sängerschar während des Manövers ihn allabendlich mit einem Ständchen erfreute. Solches Vorbild liess manchen Kompagniechef nicht schlummern, und so traten denn auch wir an einem schönen Maienabende auf dem Turnplatze an, um an Stelle der bisher üblichen, etwas sehr eindeutigen Gassenhauer ein sinniges Volkslied zu erlernen. Unser Vizefeldwebel diktierte den Text aus dem Gedächtnis; Schreibgewandte im zweiten Gliede vervielfältigten ihn mit Papier und Bleistift auf der sicheren Rückengrundlage des Vordermanns; ein gewandter Hoboist setzte die vorgesummte Melodie in ein mehr abgerissenes Marschtempo um und übte sie alsbald mit der Geige ein. Nach wenigen Stunden sassen Text und Weise bei allen fest, und das Lied hat uns später manche böse Marschzeit mit seiner flotten Weise überwinden lassen. Es lautete:

1 a Es welken alle Blätter,
b Sie fallen alle ab. :,:
c So musst' ich mein Schatz verlassen, :,:
d Das kränket meinen Sinn.
2 a Ins Kloster will sie gehen,
b Will werden eine Nonn'.
c So muss ich die Welt durchwandern,
d Bis dass ich zu ihr komm.
3 a Im Kloster angekommen,
b Ganz leise klopf' ich an:
c „Gebt heraus die jüngste Nonne,
d Die zuletzt ins Kloster kam!“
4 a „Ist keine reingekommen,
b Es kommt auch keine raus!
c Denn was drin ist, muss drin bleiben
d Im schönen Gotteshaus.
5 a Was steht dort hinter der Türen?
b — Schneeweiss war sie gekleidt —
c Ihre Haar' warn abgeschnitten,
d Zur Nonn' war sie bereit.
6 a Was trug sie unter der Schürzen?
b Zwei Flaschen roten Wein!
c „Nun nimm hin, mein Herzallerliebster,
d Das soll dein Abschied sein!“

Das war in der Tat in Wort und Weise ein echtes Volkslied: Da fehlte alle weitschweifige Begründung, da war zweimal die echt volkstümliche, Spannung erregende Frage mit der sofortigen Beantwortung am Höhepunkt der Handlung, da war vor allem die Einleitungsstrophe mit ihrem prächtigen „Parallelismus“, der unmittelbar an die im Minnesange so glücklich verwendete Verknüpfung von Natur- und Menschenleben erinnert. Auch äusserlich in je zwei Verse gleich gegliedert, betont sie, ohne den Ver-

gleich weiter auszuführen, den Gleichklang der Stimmung und lässt gewissermassen das Leitmotiv der kommenden Erzählung bereits anklingen. Im wehmütigen Abschied von dem schönen Sommer spiegelt sich die schmerzliche Trennung der beiden Liebenden, in der Trauer der im Herbste ersterbenden Natur der Kummer des verlassenen Sängers wider, und dieser Auftakt passt ganz trefflich zu der Geschichte vom verlorenen Liebesglück.

Dieses Mittelstück aber war unverkennbar eine Volksliedmäre, der ich beim Durchstöbern alter und neuer Sammlungen oft genug begegnet war; nur hatte sie sich seltsam verändert: Die dort weit ausgesponnene Erzählung (bis 20 Strophen und noch mehr) war hier auf 5 Strophen zusammengeschrumpft, der Schluss eigenartig umgewandelt, dem Ganzen schliesslich jene schöne Einleitungsstrophe vorangestellt, die, soweit meine Kenntnis reicht, in keiner anderen Fassung des Liedes sich findet[1]). Denn die ihm zugrunde liegende „Nonnenmäre" — ich wähle den Ausdruck der Kürze wegen — fängt sonst mit jenen vier Versen an, nach denen man das Lied gewöhnlich zu zitieren pflegt:

„Ich stand auf hohen Bergen
Und sah ins tiefe Tal,
Ein Schifflein sah ich schwimmen,
Darin drei Grafen war'n".

Schon im 15. Jahrhundert bekannt, wurde und wird es wohl von allen Volksliedern am meisten gesungen; mit unendlich vielen, im einzelnen abweichenden Texten ist es in allen Teilen Deutschlands, ja, über Deutschlands Grenzen hinaus (Schweiz, Ungarn, Niederlande, Dänemark) verbreitet (die umfangreiche Literatur ist in Erck und Böhmes Liederhort I 313 ff. und bei Hoff-

[1]) Die Strophe muss aus einem anderen Volksliede herübergenommen sein. Als Einleitung habe ich sie trotz emsigen Suchens nicht finden können; dagegen tauchten zwei ähnliche Verse in dem Liede „Absage" (Peter a. a. O. I 266) auf:

„Wie wird's mein Mädchen kränken,
Wenn ich gestorben bin,
Die Blätter von den Bäumen,
Die fallen all auf mich".

Vergleichend heranziehen könnte man auch aus dem „Abendliede" (Wunderhorn, Hesse 219):

„Die Blätter von den Bäumen,
Die fallen nur auf mich,
Dass mich mein Schatz verlassen hat,
Das freuet (!) wohl mich",

wo zwar die Übereinstimmung noch deutlicher, der Charakter des ganzen Gedichtes aber völlig anders geartet ist.

mann S. 31 zusammengestellt, einige Nachträge bietet diese Arbeit). Weil das Lied so allgemein bekannt ist, so recht zersungen und umgedichtet wurde, hat Bruinier (Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges, 1899) es als Schulbeispiel benutzt, um daran zu zeigen, wie aus einer „Urmäre" mit einheitlicher Handlung und scharfer Charakteristik der Hauptpersonen durch Abblättern alter Bestandteile und Hinzufliegen neuer Motive aus anderen Volksliedern ein „Mischmasch" entsteht, in dem „nur halbverklungene Töne noch an das Original erinnern". Diesen Gedanken führt er an einer Vergleichung der als Urmäre angesetzten niederländischen Fassung (ich nenne sie im folgenden A) und einer von ihm aufgestellten „Gemeinfassung" des Nonnenliedes (ich nenne sie B 1) geschickt durch.

Auf schlesischem Boden fehlt eine A nahestehende Fassung, dagegen ist eine mit B 1 im Äusseren im wesentlichen übereinstimmende viel verbreitet (B 2; aufgezeichnet bei Hoffmann (Schlesische Volkslieder mit Melodien, aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter, Leipzig. Breitkopf u. Härtel, 1842). S. 30 Nr. 15 mit Varianten; als Glatzer Volkslied in der Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz. IX. Jahrgang (1889/90) S. 250 und aus Österreichisch-Schlesien bei Peter, „Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien" I S. 185 Nr. 5). Dazu tritt nun eine nur Schlesien eigentümliche dritte (C aufgezeichnet bei Hoffmann a. O. S. 32 Nr. 16 und Peter a. a. O. I S. 183) und mit obigem Grenadierliede eine vierte (D). Gerade eine Vergleichung dieser vier Fassungen aber zeigt, dass das Ansetzen einer Urmäre, der gegenüber alle anderen Variationen nur zersungene, schwächliche, unverständliche Abkömmlinge sein sollen, leicht zur Ungerechtigkeit führen kann. Seit man von der „oft bewunderten, nebulösen Entstehungsart des Volksliedes durch eine dichtende Menge" (vgl. F. M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, 1877 S. XXII) zurückkam und auch für das Volkslied einen Verfasser annimmt, der es zuerst sang, musste man allerdings bei jedem nach dieser Urform suchen. Auch ist es entschieden berechtigt, aus dem oft unendlichen Schutte und Wuste ungenauer Überlieferung und unbewusster, willkürlicher, gedanken- und zweckloser Zutaten das Ursprüngliche herauszuschürfen, wenn es nur mit vorsichtiger Besonnenheit, feinem Takt und poetischem Nachempfinden

geschieht. Und trotzdem bleibt stets die Frage offen, ob das Ergebnis wirklich der Urtext ist, ob es methodisch überhaupt möglich ist, mit nur einiger Sicherheit einen solchen zu rekonstruieren oder eine der vorhandenen Fassungen dafür anzusetzen. Nach der heute sich allmählich durchringenden Auffassung läuft ja alle Volkstümlichkeit eines Liedes schliesslich darauf hinaus, dass das Volk seiner Märe gegenüber eine herrschende Stellung einnimmt, jeder nach eigenem Belieben, Geschmack und Standpunkt daran ändert, was ihm nicht gefällt, und dass diese Märe eine gewisse Geschmeidigkeit und Zähigkeit besitzt, alle Veränderungen zu überdauern. (Vgl. dazu vor allem K. Reuschel „Was heisst Volkslied? in „Volkskundliche Streifzüge 1903, 45 [1]).) Entsteht nämlich durch die umdichtende Volksphantasie im Zerfasern einzelner Bestandteile, Ausscheiden alter, Einfügen neuer und Verschmelzen des noch vorhandenen Früheren mit dem später Hinzutretenden ein neuer Leitgedanken, der trotz der im allgemeinen erhaltenen äusserlichen Ähnlichkeit das Gedicht innerlich völlig umwandelt, so wird man der neuen Art schwerlich Daseinsberechtigung, ja, Gleichwertigkeit abstreiten können. In der Natur kann man beides doch auch nicht Lebewesen deshalb absprechen, weil sie aus anderen Entwickelungsstufen gewisse Bestandteile und Formen behielten, von denen einige rudimentäre zwecklos geworden, verkümmerten, während andere den neuen Lebensbedingungen sich anpassten, alte Organe umgeformt und den neuen Zwecken dienstbar gemacht, neue ausgebildet wurden. So ist auch jede echte Volksliedmäre gewissermassen eine Gattung, die in den wechselnden Zeitaltern und in den verschiedenen Gesellschaftsschichten selbständige, gleichwertige Arten entwickelt.

Die vergleichende Betrachtung der vier Fassungen der Nonnenmäre mag diese allgemeinen Auseinandersetzungen als Beispiel erläutern. Bruiniers Urmäre (ic stont op hoghe bergen) hat folgenden Gedankengang: Ein Ritter trifft mit einem schönen Mädchen zusammen, hält sie für eine leichtfertige Person und will sie sich (durch Weinanbieten) für ein Schäferstündchen geneigt machen. Das Mädchen ist aber, was der Ritter nicht weiss, das reichste im ganzen Lande und liebte den Herren bisher still. Wo sie aber

[1]) Scherer, Literaturgeschichte S. 254: „ein anderes Kennzeichen des Volksliedes als weite Verbreitung und allgemeine Beliebtheit gibt es nicht".

jetzt seine schnöde Gesinnung erkennt, beschliesst sie, tiefverletzt ins Kloster zu gehen, und der freche Kavalier verspottet sie deshalb noch höhnisch. Aber nach einem Jahre stirbt des Mädchens Vater, aus der „Hablosen“ wird eine reiche Erbin. Der Ritter vernimmt davon und reitet spornstreichs zum Kloster. Doch die Jungfrau ist bereits eingeweiht; mit einem wehmütig tadelnden Hinweis auf sein früheres Verhalten weist sie den geldgierigen Freier ab:

„Als ich ein hablos Mädchen war,
Stiesst ihr mich mit dem Fuss.
Hättet ihr das Wort verschwiegen,
Wär alles gewesen gut“ [1]).

Man wird Bruinier zugeben müssen, dass dies eine vollendet schöne Ballade ist und — fügen wir es nur hinzu — das Werk eines unbekannten wahren Dichters.

Aber auch die Fassung B1 ist kein farbloser „Mischmasch“, auch kein „Herabziehen in das Durchschnittliche, die breite Allgemeinheit“. Bereits Frick hat, als er die Nonnenmäre in dieser Abart behandelte (Epische und lyrische Dichtungen, erläutert usw. II 1895 S. 149) darin einen „ergreifenden Ausdruck des ewigen Liedes von der Liebe Lust und Leid“ gefunden. Seine Deutung lässt sich kurz so zusammenfassen: Standesungleichheit hindert eine Verbindung der Liebenden. Er, in seiner feurigen, stürmischen Weise, will ohne Bedenken und Schwanken alle Schranken überspringen, sie aber opfert lieber Liebe und Lebensglück, ehe sie den innig Geliebten in eine schiefe Lage bringt und unglücklich werden lässt. „Für seinen heftigen Charakter ist der Tod, für ihren milden der Eintritt ins Kloster die folgerichtige Lösung des schweren Konfliktes“. Man sieht, auch hier haben wir, mag das Lied auch wirklich, wie Bruinier meint, aus A „zersungen“ sein, einen schönen Grundgedanken, eine gute Motivierung der Handlung, eine treffende Charakteristik. Der Geschmack des einzelnen mag entscheiden, ob A oder B1 höheren Wert besitzt.

Äusserlich ist die schlesische Fassung B2 von B1 nicht allzusehr verschieden. Von ihrer Gestalt bei Hoffmann weicht die Glatzer, abgesehen von kleinen Varianten, nur insofern ab, als sie Strophe 9 weglässt und drei Schlussstrophen hinzufügt, die dem weitbekannten Volksliede „Es taget aus dem Osten“ entlehnt sind (die Herübernahme geschah infolge gleicher Sachlage).

[1]) Text im Liederhort I 321.

Beide aber weisen gegenüber B 1 charakteristische Sonderzüge auf, denen wir eine besondere Betrachtung widmen müssen. Auch hier erfolgt zunächst das Anbieten des Weines, das Überreichen des Ringes als „Denkmal", auch hier empfindet das Mädchen, dass eine Verbindung unmöglich ist:

4 a „Was soll ich mit dem Ringlein? | c Dazu ein armes Mädchen,
b Ich bin ein junges Blut. | d Hab weder Geld noch Gut".

Deutlicher die Glatzer Variante b „wenn du nicht werdest mein!" Umsonst sucht der Graf sie zu beruhigen:

5 „Bist du ein armes Mädchen, | So gedenke an die Liebe,
Hast weder Geld noch Gut, | Die zwischen uns beiden ruht".

Verzweiflungsvoll wehrt sie ihn ab:

6 „Ich gedenke an keine Liebe, | Ins Kloster will ich gehen,
Ich gedenke an keinen Mann, | Will werden eine Nonn'".

Ist es nicht, als ob hier deutlich eine andere Empfindung mitspricht, jene Seelenangst, der Lessings Emilie Galotti Ausdruck gibt mit den Worten: „Verführung ist die wahre Gewalt. Ich habe Blut, so warmes, so jugendliches Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne, ich stehe für nichts!" Wie ihre Seele, ist die dieses Mädchens „im Tumult", und, um Schlimmeres zu vermeiden, wählt auch sie den Tod, zwar nicht durch den Dolch, aber den Tod für diese Welt im Kloster. Das ist nun freilich ein anders gearteter Charakter als der von Frick gezeichnete in B 1; dass wir ihn aber richtig ansetzen, beweist die weitere Entwickelung, die das harte Ringen stark sinnlicher Lebenslust und eines moralisch gefestigten Willens konsequent durchführt. Bezeichnend sind dafür namentlich die Strophen 8 und 9. Sie kann den Grafen auch im Kloster nicht vergessen; Tag und Nacht begleitet sie der Gedanke an den, der ihr einst liebend nahte:

8 a „Und wie sie kam ins Kloster, | c Die Zeit wird ihr so lange,
b Ins schöne Gotteshaus, | d Zum Fenster schaut sie naus".

Deutlicher wieder die Glatzer Variante:

c „nach dem Grafen war ihr bange".

Kaum aber dass die anderen Nonnen zu spotten anfangen: „Kommt denn dein Lieb geritten, der dir dein Herz zerbricht?" sofort kämpft sie wieder mit Willenskraft die sehnsüchtigen Gedanken nieder, und trotzig herb klingt die Antwort:

„Und kommt er auch geritten,
Mein Herz zerbricht er nicht!"

So gelingt es ihr auch, als nun tatsächlich der Geliebte vor dem Kloster erscheint, — auch ihm lassen die Gedanken selbst im „Traume“ keine Ruhe — zunächst einen hart abweisenden Ton zu finden:

15 c „Wer hat euch herbeschieden,
d Wer hat euch Boten gesandt?“

Aber diese Willenskraft hat ihre Grenzen; wie der Graf sich „voll Sehnen“ abwendet und mit „heissen Tränen“ seine Liebe neu bekennt, da ist es auch mit ihrer Fassung vorbei: sie reicht ihm den Abschiedstrunk, erweist ihm, als der Gram ihm das Herz brach, die letzten Ehren mit vielen Tränen, trauert um ihn ihr Leben lang (Str. 20) und stirbt — nach der einen Fassung der Schlussstrophe —, ein weiblicher Siegwart, auf seinem Grabe:

a „Ein Häuschen will ich mir bauen | c Darinnen will ich wohnen
b Auf meines Liebchens Grab, | d Bis Gott mich rufet ab“.

(Hoffmann S. 31 u.)

Ähnlich die Glatzer Variante b „mit schönem Rosmarin“ (der Totenblume!).

Was will es demgegenüber bedeuten, dass die meisten Strophen mit B 1 fast wortgetreu übereinstimmen? Innerlich ist die Märe doch umgestaltet, und jene gemeinsamen Bestandteile machen sich auch gar nicht als rudimentäre Bestandteile störend bemerkbar, sondern fügen sich zwanglos, ja oft bedeutsam dem neuen Gedankenzuge ein. Dieser aber bietet, wie A und B 1, eine geschickte Motivierung, eine treffende Charakteristik. In A war es die in ihrem heiligsten Empfinden von dem Geliebten selbst tief Gekränkte, in B 1 die aus Liebe zu ihm still wehmütig Entsagende, hier die mit Willenskraft gewaltsam ihr heisses Fühlen zurückdrängende — dort (A) der frivole, geldgierige Ritter, dessen Wunsch nach dauernder ehelicher Verbindung erst gegenüber dem Reichtum aufflammt, hier (B 1, B 2) der leidenschaftlich Liebende, dessen sehnsuchtsvolles Empfinden erst mit dem Tode erlischt[1]).

[1]) Ich habe absichtlich die nichtschlesischen Fassungen der Nonnenmäre nur in den beiden Grundtypen A und B 1 angeführt, weil ein vergleichendes Heranziehen der einzelnen Abweichungen meine Ausführungen allzusehr belastet und unübersichtlich gestaltet hätte. Ich will hier nur auf zwei Strophen aus dem Wunderhorn hinweisen, die, ohne dass die Lieder selbst Musterbeispiele wären (sie sind sogar recht entstellt), doch die Hauptmotive von A und B 2 scharf hervortreten lassen: so die trocken moralisierende Endstrophe von „Die Nonne“ (Hesse 45):

Lebens- und Liebeslust werden in B 2 nur noch mit Gewalt zurückgedrängt, in C dringen sie mit elementarer Kraft hervor und durchbrechen, da auch die äusseren Hindernisse glücklich beseitigt werden, alle hemmenden Schranken: Fröhlich und selig fliegt das plötzlich reich gewordene Mädchen dem vor dem Kloster erscheinenden Geliebten an den Hals und zieht mit ihm davon. „Wo ist der starre Sinn geblieben, wo die elementare Leidenschaft?" ruft Reuschel (a. a. O. 168) bedauernd aus, der bei anderer Gelegenheit die ihm aus Hoffmann bekannte Fassung erwähnt, und Bruinier würde wohl von einem „groben Zuhauen des Stoffes" und moderner Verflachung sprechen. Immerhin hat ein langer Form- und Schleifprozess auch hier alle Unebenheiten ausgeglichen, und der Charakter des Mädchens ist durchaus in sich übereinstimmend gezeichnet. Oberflächliches Empfinden, Lebenslust, Eitelkeit, Trotz, Keckheit sind die hervortretenden Züge. Schon die nur dieser Fassung vorangestellte Einleitungsstrophe ist dafür bezeichnend. Da ist keine Spur von Zurückhaltung, sie erwartet von dem „Herzallerliebsten" eine „Mittebringe": „Was wirst du mir mitbringen, Herzallerliebster mein?" und deutet ihm keck an, dass sie die (echt schlesischen!) Verlobungsgaben erwartet: „von Rosmarin ein Riechel, von brauner Seid' ein Tüchel!" (man vgl. Drechsler, Schlesiens volkstümliche Überlieferungen II 1, 234, hier allerdings als Geschenk der Braut an den Bräutigam)[1]). Die ausweichende Erklärung des Geliebten, dass er sie im Hinblick auf ihre Armut nicht heiraten könne, beantwortet sie mit einem trotzig selbstgefälligen Hinweis auf ihre ausgleichende Schönheit:

3 a „und bin ich auch nicht reich,
b bin ich doch jeder gleich"
(bei Hoffmann „bin ich doch andern gleich").

Selbst die (bei Peter fehlenden) anschliessenden Verse aus Hoffmanns Fassung:

---

„So muss es allen Junggesellen gehn, | Sie hätten gern schöne Weiber,
Die trachten nach grossem Gut: | Sind aber nicht reich genug". (= A)

und ebd. Str. 7: „meine Ehr' will ich behalten,
Bis dass meinesgleichen kommt". (= B 2)

[1]) Hoffmann interpungiert freilich so, dass c, d, e dem Geliebten als Antwort zugehören. Ist dies richtig, so müssen sie entweder als Spott aufgefasst werden, oder der Ritter betrachtet das Mädchen zwar als seine Verlobte, muss aber von einer ehelichen Verbindung vorläufig absehen.

3 c Will gehn in Rosengarten,
d Will meines Gleichen warten,
e Bis meines Gleichen kommt.

4 a Kommt meines Gleichen nicht, | c Die Welt will ich verschmähen
b So weiss ich, was geschicht: | d Ins Kloster usw.

fügen sich, so unklar sie anfangs erscheinen mögen, dem neuen Charakterbilde bei richtiger Deutung zwanglos ein: Nur er ist eben ihresgleichen, nur auf ihn will sie warten, anfangs noch in Lebens- und Liebeslust[1]); kommt er aber nicht, so bleibt sie lieber unvermählt — und die erst wie leises Drohen klingenden Worte vom Kloster macht sie schliesslich im Trotz zur Wahrheit. Einer solchen Natur liegt dann freilich jene Feinheit tieferen Empfindens, wie sie sich im tiefbeleidigten Selbstgefühl oder im wehmütig-stillen Entsagen ausspricht, fern: kaum sind die Hemmnisse beseitigt, so ist ihr das Kloster keine Zufluchtsstätte mehr, sondern ein Gefängnis, dem sie sobald als möglich entrinnt.

Aber — wird so mancher ästhetisch Empfindende meinen — ist das nicht doch eine klägliche moderne Verballhornisierung des alten edel vornehmen Stoffes und seiner tiefen Empfindung und erschütternden Tragik?

Und widerspricht nicht dieser romanhaft fröhliche Ausgang der bekannten Neigung des Volksliedes, schwermütig zu enden? Demgegenüber muss man wohl zunächst betonen, dass der Widerwille gegen das Klosterleben eine alte Volksanschauung ist; für eine lebenslustige Bevölkerung ist das Kloster eben nicht nur „das schöne Gotteshaus", sondern eine Stätte des Todes, das Grab aller Lebensfreuden; Nonne zu werden ist ein schweres Verhängnis. Man braucht nur Volkslieder zu lesen, wie aus dem Wunderhorn „Die widerspenstige Braut" und „Klosterscheu" oder Uhland Nr. 329, um davon einen ergreifenden Eindruck zu gewinnen. So heisst es denn auch in einer von Hoffmann aufgezeichneten Variante (hinter Str. 9) unseres Liedes aus Reichenbach:

„Und wäre das Kloster gebaut | So will ich ja nun und nimmer :,:
Von Gold und Edelstein, | Ein' Klosternonn' mehr sein!"

Vielleicht würde dieser Widerwillen nach dem Empfinden mancher freilich noch mehr motiviert sein, wenn in C nicht der

[1]) „Rosengarten", Rosen brechen bezieht sich in der Symbolik des Volksliedes ja stets auf das Liebesleben. In einem gern gesungenen Soldatenliede heisst es: „Im Rosengarten, ei, da wollen, wollen wir aufeinander warten".

eigene trotzige Entschluss, sondern fremder Wille das lebenslustige Geschöpf ins Kloster triebe. Auch diese Auffassung ist bezeichnenderweise in unsere Märe eingedrungen; denn an Stelle von Str. 1 bietet Hoffmann auch folgende Variante aus Domanze:

„Ein Ritter jung und schön
Tät zu einer Jungfrau gehn;
Er wollte sie sich nehmen:
Die Eltern täten es wehren,
Sollt' werden eine Nonn'.

Dazu würde zwar Str. 5 stimmen, insofern mit dem Tode der Eltern der Zwang für sie aufhört, aber Str. 2—4 lassen sich damit schlechterdings nicht vereinen, wenn man sich nicht auf sehr gekünstelte Deutungen einlassen will. Hier ist eine Neubildung in Anlehnung an andere Lieder offenbar versucht worden, weil man die überlieferte Motivierung nicht recht verstand, ist aber sozusagen im Keime stecken geblieben, da das Lied dazu von Grund aus hätte umgedichtet werden müssen[1]). Ausser diesem alten Abscheu vor dem düsteren Klosterleben ist es aber sicher auch eine andere Volksschicht und ein anderer Volksstamm, die in C alles „statt des tragischen Ausganges zu jubelnder Lust und Vollfreudigkeit des Augenblicks zuspitzten" (vgl. R. Hildebrand, Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes, aus seinen Universitätsvorlesungen herausgegeben von G. Berlit, Leipzig 1900, S. 215 f.). Denn schon Str. 1 mit ihrem den breiten Schichten des Landvolkes entnommenen Brauch (s. o.) zeigt, wer sich hier des alten Märestoffes bemächtigt hat, und dieselbe Strophe weist auf Schlesien hin, dem allein diese Fassung C angehört. Das ist vielleicht kein Zufall; fällt doch Reuschel in seinem Aufsatze „Die deutschen Landschaften und das Volkslied" (a. a. O. S. 159) über

---

[1]) Dieses Motiv ist nicht ungeschickt in der Schillers „Ritter Toggenburg" nahestehenden Fassung der Nonnenmäre „Das römische Glas" (Wunderhorn, Hesse 170) verwendet:

3 c „Mein Vater will mich ins Kloster tun,
d Soll Gottes Dienerin sein".

Die andere Möglichkeit, dass seine Eltern dem noch sehr jungen Grafen die Heirat verbieten, findet sich in einer kläglichen Umarbeitung des Liedes, die Böhm aus dem Dillkreise aufzeichnete (abgedruckt bei John Meier „Kunstlieder im Volksmunde", Materialien und Untersuchungen, Halle 1906, S. 136):

„Mein Vater und meine Brüder
Verbieten mir den Verband".

Ebenda S. 110 noch eine andere Fassung der Märe, nach Meier aus zwei Liedern zusammengeschweisst.

Schlesiens Balladen das Urteil, dass sie dem Charakter der „lebenslustigen“ Bevölkerung entsprechen, und der Gedanke liegt wohl nicht allzufern, dass die österreichische Leichtlebigkeit und Augenblicksfreude, die „nur das Nächste feiert, um Vergangenheit wie um die Zukunft sich wenig kümmert“, hier mitgewirkt hat.

Auch vielleicht noch auftauchenden Bedenken fromm katholischer Gemüter scheint C geschickt zu begegnen, indem es das Mädchen als Novize, also noch nicht eingeweiht, kennzeichnet:

„S' war kaum ein Vierteljahr,
Dass sie im Kloster war“. (Peter.)

Die Bedeutung dieser Zeitangabe erkennt man sofort, wenn man eine andere Fassung des Nonnenliedes (Kretzschmer I 109) daneben hält, die sonst viele Ähnlichkeit mit C, ja, gewissermassen Ansätze zu dieser Entwickelung aufweist. Denn die kecke Stimmung schlägt in wehmütige Klage um, sobald es heisst:

„Was soll ich aber draussen tun,
Hab' ich ein kurzes Haar,
Mein Haar ist abgeschnitten,
Es ist vergangen ein Jahr“.

So lautet denn auch eine von Hoffmann als Variante notierte Schlussstrophe von C:

„Wer hat dies Liedlein erdacht
Und auch zugleich gemacht?
Es hat's erdacht eine Nonne,
Die erst ins Kloster ist kommen
Vor einem Vierteljahr“.

Die Strophen 8 und 9 beweisen nichts dagegen; denn es sind Worte der anderen Nonnen, die den unbequemen Freier gern abweisen möchten. Und die Schlussstrophe bei Peter:

„Ziehst du mit ihm davon,
Es wird dich reuen schon,
Es wird dich einmal kränken,
Du wirst an uns gedenken —
Zieh hin in Gottes Nam'!“

zeigt ja, dass auch sie trotz aller Bedenken schliesslich der Abziehenden einen freundlichen Reisesegen gönnen.

Es liegt mir gewiss fern, der C eigentümlichen Wendung A, B 1, B 2 gegenüber grossen ästhetischen Wert beizumessen; immerhin gilt auch für sie in bescheidenem Masse, was R. Hildebrand (a. a. O.) über das Volkslied vom Hildebrand (Uhland V. L. 335) im Vergleich zu der alten Fassung sagte: „Es ist ein ästhetischer Aberglauben, dass die Umbildung des Tragischen ins Heiter-Glückliche in der Kunst ein Rückschritt zum Philiströsen sei“. Und so mag denn auch dieser eigenartigen Umgestaltung der Nonnenmäre innerhalb ihrer Umwelt ihr berechtigter Platz gegönnt werden. —

9a „Die Nonn' stand an der Seit'"

heisst es, abweichend von allen anderen Fassungen, in C von der versteckt dem Gespräch des Ritters mit den Nonnen lauschenden Novize, und

5a „Was steht dort hinter der Türen?"

fragt unser Grenadierlied (D). Die zahlreichen Textübereinstimmungen dieser Abart mit den anderen Fassungen der Nonnenmäre sind ja völlig klar:

B6cd, C4de = D2ab
B7cd, 12a—d, 13ab, B14a—d
C7a—d, C8abd } = D2c—5.

Es fehlen freilich gerade jene Strophen, die die Entwickelung der Handlung mit charakterisierenden Einzelzügen erklären und vertiefen; es fehlt das Weinanbieten und Überreichen des Ringleins, es fehlt die Betonung der Ungleichheit als Heiratshinderung und damit auch eine Begründung des Entschlusses, ins Kloster zu gehen, es fehlt auch der tragische oder fröhliche Schluss! So wäre denn ein Torso übrig geblieben, so verstümmelt, dass er kaum noch die einstige Schönheit des unversehrten Ganzen erkennen lässt, eine Abart der Nonnenmäre, die nur einige Hauptzüge, scheinbar ohne jede bestimmte Färbung, noch aufweist. Oder haben wir vielleicht, trotz aller Verkümmerung, hier eine neue Spezies, eine eigenartige Gestaltung des Stoffes vor uns? Eines ist jedenfalls sofort ersichtlich: wir befinden uns in einer anderen Gesellschaftsschicht, einer Menschengattung, die, von A und B weit getrennt, auch von C noch geschieden ist. Kein geldgieriger, leidenschaftlicher Edelmann tritt auf, kein stolzer Ritter, der mit seinem Knechte die Welt durchreitet und, als man sein Begehren nicht gleich erfüllt, sofort Gewalt anwenden, anzünden und erstürmen, will. Nein, hier durchwandert ein Handwerksbursch die Welt, klopft leise an des Klosters Pforten und würde auf die bestimmt abweisende Antwort hin wahrscheinlich alsbald seines Weges weiter ziehen, käme nicht der Schatz selbst an die Türe und reichte ihm noch eine Abschiedsgabe. Und diese Abschiedsgabe lässt keinen Zweifel mehr aufkommen, welchen Kreisen die Nonnenmäre sich diesmal anpasste: wer des Königs Rock trug, weiss, was die liebende Köchin ihrem Grenadier als Gegenleistung schuldig ist, und sei es auch zum letzten Male, weil er dann scheiden muss:

„Was trug sie unter der Schürzen?
Zwei Flaschen roten Wein!

Nun nimm hin, du Herzallerliebster,
Das soll dein Abschied sein!“

Ein Abschluss, so der Eigenart angepasst, als ob er dafür neu hinzugedichtet wäre! Trotzdem ist auch er in der einen Variante bei Hoffmann (S. 30 u.) schon vorbereitet:

„Was trug sie in ihren Händen?
Ein Becherlein voll Wein;

Daraus tat sie ihm schenken:
„Das soll dein Abschied sein“.

und beide sind wahrscheinlich beeinflusst durch ein anderes bekanntes Soldatenlied (Falsche Liebe; vgl. Peter a. a. O. I 182):

„Was zog er aus seiner Tasche?
Eine Flasche mit kühlem Wein:

Das wollen wir beide trinken, ja, ja trinken,
Das soll unser Abschied sein!“

Im Grunde aber gehen sie doch auf jenen eigenartigen Schluss der Fassung B zurück, der den von der Nonne gereichten Abschiedstrunk mit dem alsbald darauf erfolgenden Tode des Ritters in irgendeine Verbindung zu setzen scheint (B 17), „sprang ihm das Herze sein“, „starb er am grünen Rain“ (Glatz, vgl. Firmenich: „stirbt er im kühlen Rhein!“), „schlief er ganz ruhig ein“ (Peter). Das Seltsame dieses Schlusses tritt um so stärker hervor, weil andere Fassungen ihn nicht kennen und das Lied ebenso schliessen, wie Schillers Bearbeitung der Nonnenmäre im „Ritter Toggenburg“. Man vergleiche z. B. die Schlussstrophen einiger bei Kretzschmer und im Wunderhorn aufgezeichneten Texte des Nonnenliedes:

„Der Herr entsetzt' sich in der Still',
Sass da auf einem Stein,
Er weint die hellen Tränen,
Konnt' sich nicht wieder frenn“. oder

„Der Knab' er setzt sich nieder,
Er sass auf einem Stein,
Er weint die hellen Tränen,
Brach ihm sein Herz entzwei. u. a. m.

Bereits Bruinier, in dessen Urmäre der eigenartige Abschluss von B fehlte, wurde darauf aufmerksam und versuchte eine Erklärung. Nach seiner Ansicht wünschte das Volk eine Bestrafung dessen, der durch sein schnödes Verhalten das Mädchen ins Kloster trieb, und knüpfte, um eine solche hineinzubringen, an den Trunk am Eingange an, den nach Bruiniers Versicherung die Pfälzer Bauern jetzt als Liebestrank mit zauberischer Wirkung auffassen, so dass er „jetzt die Bedeutung eines Nebengrundes hat, nicht mehr nur ein Bildchen zeichnen hilft“. Verstehe ich Bruinier recht, so ist dementsprechend auch der Abschiedstrunk eine tötliche Zaubergabe, mit der die Nonne das ihr durch jenen ersten

Liebestrank einst angetane Unrecht rächt. Wie wenig aber stimmt eine solche Absicht und Gesinnung mit dem oben geschilderten Charakter des Mädchens (in B) überein! Und macht Bruiniers Erklärung nicht auf jeden unbefangen Empfindenden den Eindruck des Gekünstelten, Erzwungenen? Ich selbst musste bei jenem seltsamen Schlusse immer an Goethes „Braut von Korinth“ denken. Erscheint doch auch hier die zur Nonne verdammte frühere Geliebte dem Jünglinge noch einmal „in weissem Schleier und Gewand“ (vgl. Str. 14) und reicht ihm eine Schale mit Wein, aus der er trinkt. Aber alsbald verkündet sie ihm auch:

„Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben,
Du versiechest nun an diesem Ort“.

Es ist nur eine Vermutung, für die erst eine weitschichtige, gründliche Untersuchung den Beweis liefern könnte, aber sie mag wenigstens ausgesprochen werden, dass vielleicht dieselbe Volksanschauung, die in unsere Nonnenmäre den seltsamen Schluss einführte, zu jenen „Motiven und uraltgeschichtlich Überliefertem“ gehört, die sich nach Goethes eigenen Worten vierzig bis fünfzig Jahre in ihm lebendig erhielten (das Nonnenlied schrieb er im Elsass auf[1]), bis sie in einer Ballade einer „reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften“. In Grimms Mythologie wird (II 922) darauf hingewiesen, wie Elbinnen und Zauberfrauen Menschen einen Trank reichen, damit sie bei ihnen bleiben und alles Irdische vergessen sollen. An derselben Stelle findet sich der Hinweis, dass dies ein Zug von mannigfaltiger Art und höchstem Alter ist, der auch in das Gebiet der Heilkunst und Giftmischerei hinübergreift. Schambach (Anhang zu Schambach-Müller, „Niedersächsische Sagen und Märchen“. 1855. I. „Zur Symbolik der deutschen Volkssage“ 371 ff.) hat dieses Thema weiter ausgeführt, indem er nachwies, dass alle mit Unterwelt und Tod in Verbindung stehenden Wesen durch „Essen, Trinken, Sprechen, Anrühren dem, der ihnen naht, Verderben und Tod bringen, seien es Götter, Teufel, Tote, Geister“ . . . Nun waren aber auch die Nonnen in der Volksanschauung geisterhafte Wesen — treten doch die Nixen in vielen Sagen als Nonnen auf; die Drohungen der Kirche, die ängstlich einen Gelübdebruch durch Umgang mit der

[1]) Mit dem Toggenburgerschluss, den andern Schluss kannte er aus Herders Sammlung und nannte ihn geheimnisvoll.

übrigen Welt verhüten wollte, mögen diesen Wahn immer wieder verstärkt haben. Des „Himmels Braut", in düstere Tracht gehüllt, fern von allen Lebensfreuden, erschien dem Volke sicher bereits als dem Reiche der Schatten und Geister angehörig. Wehe dem, der ihr mit irdischen Gedanken zu nahen wagte! Selbst ihre freundliche Gabe könnte ihm verhängnisvoll werden; „denn furchtbar heilig ist des Klosters Pflicht". . . .

Eine düstere Anschauung, der Fassung B irgendwann irgendwo angeflogen! A kennt sie nicht, C, wo das Mädchen nur „in Lebensglut den Schatten beigesellt" ist, weiss davon erst recht nichts — in D taucht dieser Zug plötzlich wieder auf, aber in wie wunderlicher Umformung, wie köstlich der neuen Umwelt angepasst![1]) Was ist aus ihm, ja, was ist aus der ganzen Nonnenmäre überhaupt geworden! Unser Vizefeldwebel, ein Schlesier, hatte sie früher schon so singen hören, unsere oberschlesischen Grenadiere aber kannten sie nicht[2]). Doch mit dem Reservisten, der den bunten Rock auszog, mit dem Dienstmädchen, dem er das Lied vorsang, wandert es wieder aufs Land hinaus, vielleicht sogar in eine andere Landschaft und führt sein Eigenleben weiter. Da grübelt gewiss auch keiner, der das Lied singt, erst darüber nach, warum er sie verlassen musste, weshalb sie ins Kloster ging — da vermisst wohl auch schwerlich einer den fehlenden Abschluss — sie trennten sich eben! Aber die neue Weise hat die inhaltlich seltsam veränderte Märe zu einem trefflichen Marschliede umgestaltet. Und so zieht denn der Handwerksbursch seine Strasse. Trübe spannt der Himmel über ihm sein Zelt, der kalte Herbststurm umpfeift ihn, die welken Blätter rieseln auf den einsamen Wanderer herab — da stimmt er sein altes Soldatenlied an, und es klingt hinaus in die Welt, indes die Füsse sich munter im Takte regen:

---

[1]) Wie drastisch gerade der Soldat Volkslieder nach seinem Geschmacke umformt, lehrt die alsbald bei unserer Kompagnie entstehende Variante „ne Flasche Branntewein" für die ihm ungewöhnlichen „zwei Flaschen roten Wein". Ähnlich heisst es in dem oben erwähnten Liede „Im Rosengarten / ei da wollen, wollen wir / auf einander warten / bei eim Glas Bier!!"

[2]) Nachträglich sehe ich, dass das Lied mit wenigen unbedeutenden Änderungen auch bei F. M. Boehme (Volkstümliche Lieder Deutschlands aus dem 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1895, S. 128) aufgezeichnet ist. Hier ist in 1 d der Reim vorhanden „den ich geliebet hab". Aufgezeichnet wurde es im Kreise Wetzlar im Jahre 1894.

B-dur ($^4/_4$-Takt)

Halbe Note = fette Buchstaben, Viertelnote = gewöhnliche Buchstaben,
Achtelnote = einmal unterstrichen, Sechzehntelnote = zweimal unterstrichen.
Die Noten d bis a, die der tieferen Oktave angehören, sind kursiv gesetzt;
das b der dritten Linie und die höher als dieses liegenden Noten antiqua.

‖: *f* | b. *f* *d* *f* | b d d d | c. b *a*. b | **c** r :‖ b c |
d.. d d.. d | d f es d | c.. c c.. c | c g f es | d d c c | **b** ‖

# Bremen im Volkslied.

Von Werner Kropp in Bremen.

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit". Aber auch Goethe sagt, dass bei jedem rechten Gedicht ein bischen Narretei dabei sein müsse. So ist es auch bei der rechten Volkspoesie, ein bischen Übermut, ein bischen Humor und eine Neigung zu einem Tiefsinn, der gelegentlich bis zur Unverständlichkeit und bis zum Unsinn geht, zeichnet gerade die reizvollsten Volkslieder aus. Wohl jede Stadt und jede grössere Dorfgemeinschaft hat in dieser Beziehung ihre eigenen Exemplare aufzuweisen. Auch Bremen ist in seinem Volkslied reich an Perlen trockenen Humors. Wenn man genau zusieht, lassen sich auch diese volkstümlichen Verse, wie sie in der alten Hansestadt, wo im Volke das alte Platt noch immer herrscht, im Schwange sind, den bekannten Rubriken populärer Liederstoffe leicht einordnen, und manches ist über andere Gebiete Niederdeutschlands, ja oft weiterhin verbreitet. Da ist vor allen Dingen die Vexierpoesie, die mit der ernstesten Miene von der Welt die unglaublichsten Sachen erzählt. Ein reizendes Beispiel dieser Gattung ist das folgende:

„Ick gung mal hen na Grambke,
Dar keek ick äber de Planke,
Un as ick in dat Buurhus kam,
Da seeg ick mit Verwunnerung an:
De Koh, de satt bit't Für un spunn,
Dat Kalf leeg inner Weeg'n un sung,
De Katte karnde de Botter,
De Hund, de wusch de Schotteln,
De Fleddermuus, de feeg dat Huus,
De Swalke drog den Stoff herut
Mit ehren langen Flögeln! — —
Sünt dat nich dicke Leegen?"

Wieder andere Lieder ergehen sich in kindlichen Scherzspielen und kommen dabei vom Hundertsten ins Tausendste. Ein paar niedliche Proben dieser Art sind die beiden folgenden:

Inner Buchtstraaten, inner Buchtstraa-
Da steit en grootet Huus, [ten,
Da kiekt alle Abend
Dree Jungfern herut.
De Maand, de schiend wol up dat Swien,
Dat Swien, dat sprung up Metje ehren Schoot.
Metje kreeg en schewen Foot.
Maria keem de Treppen herdal,
Se harr en bunten Rock an,
Da hungen woll hunnert Klocken an!
De Klocken fungen an to klingen,
Maria fung an to singen:
Klink klank glorian!
Kind wull na'r Schoole gahn.
Modder, Modder, en Botterbrod,
En groot groot Stuck,
Legg't man upp'er Laden dal,
Bit ick wedder ut de Schoole kam! —
Modder, Modder, de Katt het't upfreten.
Hau de Katt den Schwanz aff,
Hau em nich to lang aff,
Laat'r en lütjen Stummel an,
Dat se noch mit bummeln kann.

Wie man sieht, namentlich aus den beiden letzten Versen, liebt unser Volk es, gelegentlich den Versuch zu einer Ausdehnung des Reimklangspieles zu machen: die persische Ghasele hat eben in der Literatur aller Nationen so etwas wie ihre bescheidenen Seitenstücke. Auch in dem folgenden Liedchen klingt und rumort es von dem goldenen Glockenspiel der Vokale. Man lese es sich nur laut vor:

„De Wind de weit, de Hahn de kreit,
De Voss de satt up den Tuune
Un pluckt de geelen Plummen.
Ick sä, he schall mi ene gewen,
He sä, he woll mi Steene gewen.
Da nam ick minen dicken Stock
Un schlog em up sin kahlen Kopp,
Da reep he: Broder Jakob.
Jakob, Jakob, lat mi lewen,
Ick will di ook en gollenen Vagel gewen,
Vagel schall di Stroh gewen,
Stroh schast du de Koh gewen,
Koh schall di Melk gewen,
Melk schast du den Bäkker gewen.
Bäkker schall di Stuten backen,
Stuten schast du Brut gewen,
Brut schall di Krut gewen,
Krut schast du Brägam gewen,
Brägam schall di Braen gewen,
Braen schast du de Puskatte gewen,
Puskatte schall di Müse fangen,
Müse schast in Schosteen hangen".

Wieder andere Liedchen sind voll schelmischer Koketterie. Reizend ist die Abweisung, die in folgender Antwort einer angesprochenen Dorfschönen liegt:

„Lütje Burndeern von'n Dörpe,
Warum biste so glatt?
Wullt du na'r Kark'n,
Oder wullt na'r Stadt?
Ick wull nich na'r Kark'n,
Ick wull nich na'r Stadt,
Ick wull na min Brägam,
Darum bin ick so glatt".

Ganz besonders gern knüpft das Volk, in seiner kindlichen Freude am Anschaulichen und Gegenständlichen, an besondere äusserliche Eigentümlichkeiten an: eine der populärsten Gestalten ist in dieser Hinsicht der Schornsteinfegerjunge und das Glück, das er mit seinen blänkernden Augen bekanntlich gewöhnlich bei

den Küchenfeen hat; da warnt ihn nun das Volkslied scherzend mit folgendem Beispiel:

„As Hänsken in'n Schosteen satt
Un flickte sine Schoh,
Da keem en wacker Mäken her,
Un keek so nippe to.

Hör Hänsken, wenn du freen wullt,
So free du na mi,
Ick heff en blanken Dahler,
Den wull ick gewen di.

Hans nimm se nich, Hans nimm se nich,
Se hett en schewen Foot.
Smeer Salwen up, smeer Salwen up!
He ward woll wedder good.

Der Kenner wird das spezifisch Bremische in einigen dieser Gedichte leicht herausfinden. Was die lokalen Anspielungen darin betrifft, so brauchen wir hier kaum mehr zu bemerken, als dass Grambke ein Dorf im bremischen Landgebiet und die „Buchtstraate" eine der bekanntesten alten Strassen der Altstadt ist. Übrigens gibt es zu dem Lied von dem Schornsteinfeger-Hänschen auch noch einen anderen Schluss, der die Vorzüge und Schattenseiten der verschiedenen Freier miteinander vergleicht; dabei wechseln der Schornsteinfegerjunge und das Dienstmädchen die Rollen, und er wird zum Ratgebenden. Nach dem ersten Verse heisst es hier:

„Da sä hee: wenn du freen wullt,
So free du en Papen,
Denn kanst din Geld mit Singen verdenen
Un kanst ook lange slapen.

Wintapperfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele tappen,
Veel lewer woll ik en Snider nemen
Un flikken ole Lappen.

Papenfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele singen,
Veel lewer woll ik en Goldsmid nemen,
Un dregen goldne Ringen.

Sniderfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele neien,
Veel lewer woll ik en Schipper nemen
Un faren up der Maien[1]).

Goldsmidfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele blasen.
Veel lewer woll ik en Wintapper nemen
Un drinken ut den Glasen.

Schipperfroen, de sunt nig good,
De möt't so vele sorgen,
Veel lewer woll ik en Pracher[2]) nemen
Un slapen bit an den Morgen".

Der Gedankengang, die Anknüpfung des einen Verses an den andern, und selbst die kleine Überraschung der Schlusspointe stehen im deutschen Volksliede in ihrer Art ja nicht allein da.

An dieser Stelle möchten wir auch beiläufig eine bremische Variante eines der bekanntesten Volkslieder „ohne Ende" mit anführen. Sie lautet:

[1]) Hohe See. engl. main.
[2]) Bettler.

„Hale Water, min lewet Liesken,
Hale Water, min Zukker-Müsken,
Du bist ja min Schatz!

„Wo schal ik't denn in halen, lütje Friedrich?"
In'n Pott, min lewet Liesken,
In'n Pott, min Zukker-Müsken,
Du bist usw."

Ebenfalls nach einem bekannten Vorbilde (man vergleiche das schlesische „Unser Bruder Malcher, der wullt a Reiter warn") geht das folgende kleine Gedicht, wo im Scherz einem in Verlegenheit Befindlichen scheinbar wirksame, in Wirklichkeit bis zum Phantastischen unmögliche Hilfsmittel angeboten werden, bis am Schluss mit lachendem Munde ihre Wertlosigkeit konstatiert wird.

„Janman woll riden,
Hadde kin Peerd;
Greetje nam'n Kalversteert,
Maakd' em en Peerd.
(As Janman en Peerd har,
Har he kin' Toom,
Greetje nam'n Nedderhemds-Soom
Maakde Janman en Toom,
Leet'n da riden.)

As Janman vor'n Dore kam,
Sä'n se, wat 's dat vor'n Man?
Dat is Jan Dudeldei,
Greetje sin' Sustersei,
Heissa fidum,
Dem Speelman sin Jung!
Dem Speelman sin Sadelpeerd
Is kin' dree Swaren[1]) weerd,
Heissa fidum!"

Ähnlichen Humor weist das folgende auf, das in seinem Kehrreim nach bekannter Weise die Schlagworte der vorhergehenden Verse jedesmal wiederholt und das des letzten Verses dann dazu fügt, so dass schliesslich aus dem Gedicht ein Sprechkunststück wird. Im Volksmunde leben davon nur noch die folgenden 4 Verse:

„Ik woll en bunten Rock tügen[2])
Un har dar niks nig to,
Da gung ik vor den Häne öre Dör
Häne, lewe Häne, wat gifst du der mi to?
„Ik geve'r di minen Pipp to".
Hänenpipp, Snibbrewipp, — ei wat'n seldsen Rok wart dit.

Ik woll en bunten Rok tügen,
Da gung ik vor de Aant öre Dör:
Aant, lewe Aant, wat gifst du der mi to?
„Ik geve'r di minen Snavel to".
Aantensnavel, Hanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp, — ei wat'n seldsen Rok wart dit.

Ick woll en bunten Rok tügen,
Da gung ik vor den Haan sine Dör;
Haan, lewe Haan, wat gifst du der mi to?
„Ik geve'r di minen Kamm to".
Hanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp,— ei wat'n seldsen Rok wart dit.

Ik woll en bunten Rok tügen
Da gung ik vor de Goos öre Dör:
Goos, leve Goos, wat gifst du der mi to?
„Ik geve'r di mine Spolen to".
Gosespolen, Aantensnavel, Hanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp, — ei wat'n seldsen Rok wart dit usw."

Zu diesen Proben bremischen Volkshumores fügen wir noch

[1]) Swaren war eine bremische Münze, etwa 1 Pfennig wert.
[2]) tügen „kaufen" (eig. zeugen).

in Anbetracht seiner drastisch anschaulichen Vergleiche das folgende Scherzrätsel:

„Up der Straten staat twe Platen,
Up de Platen staat twe Stipels,
Up de Stipels steit 'n Tunne Beer,
Up der Tunne Beer steit en Trechter,
Up dem Trechter steit en Jaan-up,
Up dem Jaan-up steit en Riker,
Up dem Riker staat twe Kikers,
Up en hogen Barg, da wass't dat hoge Gras".
(Auflösung: Der Mensch.)

Ferner sei hier angeführt das folgende kleine Vexierrätsel:

„Achter halve Katten, wo veel Beene hevt de?" Eins, — nicht etwa 16, wie man herausrechnet, wenn man statt „achterhalve" — „acht halve" versteht.

Von dem echt poetischen Anthropomorphismus des Volkes endlich geben die drei folgenden Rätsel beredtes Zeugnis:

Aderjaan und Snaterjaan,
De wollen tohope to Water gaan,
Sunner Kopp und sunner Steert, —
Ra' mal, wat is dat vor'n Deert?
(Auflösung: zwei Wassereimer.)

Da kam en Mann van Aken,
Har en wittet Laken,
Woll de ganze Welt bedekken,
Konn dog nig aver de Wesser[1]) rekken.
(Auflösung: Schnee.)

Ole, Ole
He sat bi mi up'n Stole,
He winkde mi, ik wärde mi,
He winkde mi so söte,
Dat ik vergeet Ogen und Föte.
(Auflösung: Schlaf.)

Proben dieser plattdeutschen Art und Kunst der Personifikation liessen sich gerade aus dem reichen Rätselschatze der Bremer noch mehrere geben, darunter einige mit einer überraschenden und sehr drolligen Auflösung. Wir müssen uns aber im Hinblick auf den Zweck dieser Ausführungen, die nur eine Charakterskizze in ausgewählten Proben bieten sollen, auf diese wenigen Musterbeispiele beschränken.

Dass auch der derbsinnliche Lebensgenuss im bremischen Volksliede gefeiert wird und gelegentlich zu tosendem Übermut anschwillt, wird niemanden Wunder nehmen, der überhaupt niedersächsische Stammesart einigermassen kennt. Der Bremer hat nur wenige Tage im Jahre, wo er sich, wie man so sagt, austobt. Er befolgt wörtlich Goethes goldene Mahnung:

„Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn".

Goethe hat diese Verse bekanntlich im Hinblick auf den Kölner Karneval geschrieben. Was in Köln der Karneval, was im

[1]) Die Weser.

alten Rom die Saturnalien, das ist in Bremen die „Oktobermesse“, auf gut bremisch „Freimárkt“ (sprich: Freimáakt) geheissen. So steif und zurückhaltend der Bremer das ganze übrige Jahr im allgemeinen ist, so unbändig ausgelassen ist er in diesen letzten zehn Tagen des Oktobers. Von der Energie, mit der er sich in dieser Zeit in den Strudel des Vergnügens stürzt, gibt das folgende Lied eine eindringliche Vorstellung. (Wir bemerken zum Verständnis der nachstehenden Verse, dass Bremen in Altstadt, Neustadt und mehrere Vorstädte zerfällt.)

„Nu lat us noch mal dahmen,
Mal dahmen alle Dage,
Und dabi lustig sien,
Und dabi lustig sien!
Min Mann heet Jan, min Froo Susann',
Min Dochder heet Kathrin,
Nu lat dat Gatjes, Gatjes gahn,
Nu lat dat Gatjes sien.
Rendehwuh, Rendehwuh!
Lust'ge Neustädter ohne Schuh!
Wer wollte das Geld verzehren,
Wenn wir lust'ge Neustädter nicht wä- [ren?
Rendehwuh, Rendehwuh!
Lust'ge Neustädter ohne Schuh!
Im Tivoli, im Tivoli,
Da geiht et lustig her:
Da danzt se Schottisch, wie noch nie
Und Walzer achterher!
Und de Timmermann,
De nagelt Latten an,
Und de Muurmann,
De smitt dar'n Klacks an.
O wie ist doch die Liebe,
Die Liebe so zucker-, zuckersüss!
O wie ist doch die Liebe,
Die Liebe so süss.
Nee, se deiht et nich,
Nee, se deiht et nich,
Schellt de Swiegermudder de Kartuffeln [nich
Nee, se deiht et nich,
Nee, se deiht et nich,
Schellt de Swiegermudder de Kartuffeln [nich!
O wie ist doch die Liebe,
Die Liebe so süss!
O, du min Wuppelpeerd,
Min Wuppelpeerd, min Wuppelpeerd!
O, du min Wuppelpeerd,
Min Wuppelpeerd — bist du!!!

Charakteristisch ist in diesem Liede, das übrigens nach bekannter Volksmelodie, nämlich nach der der „Lustigen Hannoveraner“ gemodelt ist, die Abwechslung zwischen Hoch- und Plattdeutsch, die darauf hindeutet, dass das Lied erst nach Achtundvierzig entstanden ist: vor der Revolution, die auch in Bremen einen halbwegs tragikomischen Sturm im Glase Wasser heraufbeschwor, war auch in den exklusiven Kreisen der altangesessenen Rats- und Kaufmannsgeschlechter Bremens das Platt noch überwiegend als Umgangssprache, und im Handwerker- und Arbeiterstande natürlich erst recht.

„Die Grazien sind leider ausgeblieben“, wird wohl mancher sagen. Allerdings ist es richtig, dass man in der ganzen Bremer Lyrik den tiefsten Ton, die Wehmut des echten Volksliedes vollkommen vermissen muss. Aber das gehört zum Stammescharakter.

Artur Fitger, auch ein Niedersachse (aus Delmenhorst, einem oldenburgischen Städtchen bei Bremen), hat einmal gesagt, dass sich die Zuneigung zwischen Männern nur in der Form der Ironie aussprechen könne. So ist es auch. Für andere Leute, nach aussen hin, tut der echte Bremer so, als habe er überhaupt kein Gemüt.

In Wirklichkeit ist die Sache anders. Aber in einem Punkte ist auch der Bremer „empfindsam", und dieser ist — die Politik. Es liegt ihm einmal in den Knochen, wenn er auch selber die historischen Tatsachen gar nicht kennt, dass seine Vaterstadt dereinst die Beherrscherin der Unterweser war. Und als Kaiser Napoleon die Kontinentalsperre verhängte, da ging von Bremen aus das Trutzlied, das heute noch in allen drei Hansestädten gesungen wird:

1) Und dabi wohnt he noch jümmer in de Lammer-Lammerstraat,
In de Lammer-Lammerstraat,
He kann maken, wat he will,
Swieg man jümmer, jümmer still, hei kann maken, wat he will.
Un da makt he sick en Geigeken, Geigeken pardauz!
Violin, Violin! sä dat Geigeken.
Un Vio- Violin, un Vio- Violin, use Deern de heet Kathrin.
Dabi wohnt he noch jümmer in de Lammer-Lammerstraat etc.
(Der erste Vers und der Refrain des nächsten wird wiederholt.)

2) Un da makt he sick en Wickelkind, Wickelkind pardauz!
Schiet die wat, schiet die wat, sä dat Wickelkind.
Violin, Violin, sä dat Geigeken usw.

3) Un da makt he sick en Inglischmann, Inglischmann pardauz!
Goddam, Goddam! sä de Inglischmann.
Schiet die wat, schiet die wat usw.

4) Un da makt he sick en Spanier, Spanier pardauz!
Karacho, Karacho! sä de Spanier.
Goddam, Goddam! sä de Inglischmann usw.

5) Un da makt he sick en Napolium, Napolium pardauz!
Ick bün Kaiser, ick bün Kaiser, sä de Bonapart.
Karacho, Karacho! sä de Spanier usw.

6) Un da makt he sick en Hanseat, Hanseat pardauz!
L. m. i. A., l. m. i. A., sä de Hanseat,
Ick bün Kaiser usw.

Wer etwas Sinn für den Übermut des „ungezogenen Lieblings der Grazien" hat, wird das Aristophanische in diesem Liedchen nicht verkennen. Die Bremer Schmuggler — und es waren unter ihnen Leute der ersten Firmen — spielten damals getrosten Mutes das grosse Spiel um Leib und Leben: waren doch jener Zeit

die Gemüter so gespannt, dass der nachherige „Hauptmann“ Böse das Rathaus, die architektonische Perle Bremens, in die Luft sprengen wollte, bloss, weil das französische Offizierkorps damals dort seine Sitzungen hielt.

Es wäre noch viel über Bremer Volkslyrik zu sagen und noch manches Gedicht anzuführen. Aber ich glaube aus dem, was ich hier als Kostprobe geboten habe, geht schon genügend hervor, von welchem Geist diese Volkslieder beseelt sind. Sie verbergen mehr, als sie sagen. Was in ihnen zum Vorschein kommt, ist ein keckes Selbstbewusstsein, ein übermütiger Humor, eine Lebenslust, die um so souveräner ihre Rechte geltend macht, je länger sie sich bei alltäglichen Gelegenheiten zurückzuhalten weiss. Aber das beste und tiefste, was der Bremer zu geben hat, die alte, schwer zu erobernde, aber noch schwerer zu verlierende Niedersachsentreue, vertraut er nicht einmal dem Liede an.

## Schlesische Schatzsagen als Quelle schlesischen Volksglaubens.

Von Dr. Kühnau.

Dass Sagen überhaupt eine Quelle für den Volksglauben sind, wird nicht bestritten. Wohl aber wird die Frage aufgeworfen, inwieweit sie zuverlässig seien. Dass nicht alles, was unter der Flagge der Sage in der Literatur segelt, als unverfälschte Volksmeinung gelten darf, wird immer klarer, je mehr sich der Blick des Sagensammlers weitet. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat sich die Romantik der Volkssage bemächtigt. Sie benutzte diese als Rohstoff, den sie zu dehnen, zu verschieben, zu ergänzen wusste, um Novellen zu schaffen, in denen der volkstümliche Einschlag oft auf ein Mindestmass zusammengeschrumpft ist. Selbst die bekannten Vorläufer unserer volkskundlichen Bestrebungen, Fülleborn und Büsching, waren vom romantischen Geiste ihrer Zeit doch so sehr beeinflusst, dass sie es nicht für Unrecht hielten, die von ihnen dargestellten Sagen in novellistische Form umzugiessen. Erst die neuere Zeit hat nach Weinholds Vorgange den Weg gefunden, der allein zur alten echten Volkssage zurückführt, die getreue Nacherzählung nach dem Volksmunde,

wenn nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne nach. Was etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Sagensammlungen und Einzelmitteilungen in Zeitschriften usw. geboten wird, trägt zum grössten Teile den Stempel des Volkstümlichen und bietet eine Grundlage, auf der die volkstümliche Forschung mit Sicherheit aufbauen kann. Die älteren romantischen Sagenfassungen dagegen müssen erst von einem für volkstümliche Echtheit geschulten Blicke untersucht und von aller persönlichen Zutat gereinigt werden. Aber auch die dem Volksmunde entnommenen Sagen enthalten noch manches Persönliche, eine vom jeweiligen Erzähler gemodelte Form. Um hier das Allgemeine, das wahrhaft Volkstümliche zu gewinnen, bedarf es der Vergleichung. Wir können nur dann sicher sehen, wenn wir immer wieder gleichen Zügen begegnen. Und daher müssen wir viel Material haben. Es ist nicht umsonst, wenn immer wieder gleiche oder ähnliche Sagen an anderen Orten gesammelt werden. Ja, wir müssen dringend bitten, bei der Sammlung sich nicht dadurch beirren zu lassen, dass eine Sagenform, ein Sagenzug schon hier und da vertreten ist. Gerade diese vielfachen Belege sind für uns eine Notwendigkeit. Nur so können wir die Quadern gewinnen, die einen festen Bau gewährleisten. Nur so werden die Sagen zu einer zuverlässigen Quelle, aus der unsere Kenntnis des Volksglaubens geschöpft werden kann.

Es ist daher gerechtfertigt, dass der zweite und dritte Band unserer volkstümlichen Überlieferungen, in denen Drechsler Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien behandelt, an verschiedenen Stellen auf Sagen sich beruft, in denen diese oder jene Volksmeinung den mythologischen Kern bildet. Drechsler kommt wiederholt auch auf Schatzsagen zu sprechen und erwähnt Schätze. Erstens in dem Abschnitte vom Kreislauf des Jahres und den Festzeiten, weil vergrabene Schätze zu Weihnachten, zu Ostern und am Johannistage ans Licht des Tages streben. Zweitens, wo der Lebenslauf des einzelnen Menschen von der Geburt bis zum Tode dargestellt wird; denn gar mancher Geizhals verwächst im Leben mit seinem eifersüchtig gehüteten Schatze so innig, dass er ihn nun im Tode nicht los wird und zur Strafe als irrender Geist an den Ort gebunden ist, wo er ihn vergraben hat. Dann wieder nimmt Drechsler Bezug auf Schätze bei der Darstellung des Verhältnisses, in dem der Schlesier zu der Himmelswelt und den Elementen steht; denn Schätze haben eine Beziehung zu den Stern-

schnuppen und dem Regenbogen. Auch bei Weissagung und Zauber erwähnt er sie; denn sie können gehoben werden, wenn man den Zauber der Wünschelrute kennt, die den Einfluss ihrer dämonischen Wächter zu überwinden vermag.

Indem ich mich anschicke, auf Grund der mir vorliegenden schlesischen Schatzsagen ein Bild der in ihnen niedergelegten Volksanschauungen zu entwerfen, muss ich bemerken, dass ich mich nicht darauf beschränkt habe, allein diejenigen Sagen zu verwerten, in denen der Schatz den Angelpunkt des Geschehens bildet (eigentliche Schatzsagen), sondern dass ich auch diejenigen Sagen herangezogen habe, in denen neben anderen Zügen auch der der Schatzgewinnung eine Rolle spielt. Die einzelnen Züge sind in der Sage oft in unlösbare Einheit verschmolzen. Es möge daher nicht auffallen, wenn ich auch auf Dämonen und Seelen zu sprechen komme, die zu einem Schatze in Beziehung gebracht sind. Nur auf diese Weise lässt sich die Stellung vollkommen kennzeichnen, die der Glaube an Schätze in der Gesamtheit der Volksanschauungen einnimmt.

Ich teile den Stoff in drei Abschnitte.

## 1. Schätze dämonischen Ursprungs. Schatzbesitzende Dämonen.

Die Erde ist reich an Schätzen. Ihre Eingeweide enthalten Adern von edlen Metallen. Von jeher hat das Gold mit seinem wunderbaren, zauberhaften Glanze die Augen der armen Sterblichen geblendet. Wie ein Sonnenstrahl lacht es demjenigen entgegen, der die dunkle Hülle des einschliessenden Gesteins gesprengt hat, ein Sonnenkind, im düsteren Kerker verzaubert. Noch andere Schätze hat die Spürkraft des Menschen im Schosse der Erde entdeckt: das Silber, das Kupfer, das Zinn, das Eisen, die im Schmelztiegel geläutert ein kostbares Material für menschliche Gebrauchsgegenstände lieferten; die Edelsteine, die vom Schleifstein geglättet mit vielfarbigem Lichte die Augen blendeten. Schlesien ist nicht die letzte unter den Landschaften der heimatlichen Erde, die Gold, Silber und andere Metalle, die Edelsteine in seinen Tiefen birgt. Unter allen aber hat das Gold den sagenspinnenden Geist des Menschen am meisten beschäftigt. Seinetwegen hat er am liebsten die Eingeweide der Erde durchwühlt.

Der Bergmann, der in die Tiefe gräbt, weiss sehr wohl, dass

das nicht sein Reich ist, in das er verwegen eindringt. Dort gebietet eine andere Macht, die nicht menschlichen Ursprungs ist, eifersüchtig, leicht reizbar, nicht geneigt, dem Menschen die ganze Fülle seines Reichtums zu überlassen. Es ist eine dämonische Macht, der Berggeist. Wer ihn zum Freunde hat, mag leicht zu grossem Reichtum gelangen. Wem er aber übel will, dem nützt nicht der Schweiss vieler Tage, nicht Menschenwitz und Menschentrotz, er findet in der Tiefe sein Verderben.

Über den Berggeist in den Gruben Oberschlesiens haben wir neuerdings eingehende Berichte erhalten von Wrubel[1]) und in der Zeitschrift Oberschlesien[2]), auch von Drechsler in unseren Mitteilungen XIII 63 ff. Der Berggeist erscheint oft in Menschengestalt gleich einem der Bergleute, meist als Steiger, Inspektor, bisweilen als graues Männchen, woher der Name „Bergmönch". Dann in Verwandlungen als Maus, Fliege, Spinne, als blaue oder rötliche Flamme, als schwarzer Vogel ohne Kopf. Er hat seine Lieblinge unter den Bergleuten, er warnt sie vor dem Einbruch des Stollens und gibt ihnen reiche Ausbeute. Aber Fluchen und Eigennutz duldet er nicht, am schlimmsten straft er Untreue und Wortbruch. Im allgemeinen gilt das Zusammentreffen mit ihm als Vorzeichen eines Unglücks: der Bergmann, den er um Feuer bittet, ist dem Tode geweiht, und er erkennt den Berggeist oft nur an seinen roten Augen oder „den rollenden Ochsenaugen". Dann hilft ihm vielleicht noch eine eilige Flucht; wenn es ihm gelingt, das Mundloch des Schachtes zu erreichen, ist er gerettet, denn dort hat sein Reich ein Ende.

Nicht ohne Entgelt gibt der Berggeist seine Schätze. Er verlangt Stillschweigen über den abgeschlossenen Vertrag, er macht sich täglich ein Brötchen aus, das ihm der Bergmann bringen muss, oder er fordert die Hälfte des Einkommens. Ungestümes Vordringen in seine Schatzkammer und die Ausbeutung seines eigentlichen und letzten Reichtums straft er durch Einsturz des Stollens und Vernichtung der ganzen Belegschaft. Das ist der Sinn der Reichensteiner Sage von der Bergglocke. Als die Bergknappen den goldenen Esel gefunden hatten, bebt der Berg und begräbt die Verwitzigen mit ihrem Schatz in der Tiefe für ewige Zeiten.

---

[1]) Bergmännische Sagen II 28—34 (S. 42—55).

[2]) 1. Jahrg. (1902/3) S. 521—526 und 2. Jahrg. (1903/4) S. 130—136.

Die Sagen vom Berggeiste sind im wesentlichen auf den Kreis der Bergleute beschränkt geblieben. Der berufsmässige Bergmann hält an ihnen mit derselben Treue fest wie an seinem sonstigen alten Erbgute von Gebräuchen und Ausdrücken.

Mit dem Bergbau hängt aber auch eine andere Gruppe von Sagen zusammen, die auf die natürlichen Schätze der Erde Bezug haben, die Walen- oder Venedigersagen. Als der Goldreichtum Schlesiens (Goldberg, Reichenstein) bekannt geworden war, kamen fremde Goldsucher ins Land, und eine Art Goldfieber ergriff auch die heimische Bevölkerung. Allenthalben in den schlesischen Bergen bis weit ins Flachland hinein wurde geschürft, ohne rechte bergmännische Kenntnis und offenbar ohne gewünschten Erfolg. Vom 15. bis ins 18. Jahrhundert hinein dauerte dies zwecklose Suchen nach den vermeintlichen Schätzen der Erde. Je geringer der Erfolg war, um so geschäftiger war die Sage. Man wollte von ausländischen Zauberern wissen, die auf ihren Mänteln mit unheimlicher Schnelle herbeigeflogen wären, um an verborgenen Orten, namentlich der Berge, zu graben und unermesslichen Reichtum zu erbeuten. Das Volk nannte sie Walen oder Venediger und schrieb ihnen die Fähigkeit zu, die unterirdischen Mächte durch Zauber zu überwinden, die dem gewöhnlichen Sterblichen die eifersüchtig gehüteten Schätze der Tiefe vorenthielten. Die bekannteste Venedigersage ist die vom goldenen Stollen bei Reinerz, einer von der Natur gebildeten Höhle, in die einst mehrere Walen mit einem schlesischen Müllergesellen drangen, durch Zauber den schatzhütenden Hund unschädlich machten und mit reichen Schätzen beladen die Tiefe verliessen. Die Sage wird immer wieder in den Sagensammlungen erzählt und hat auch ihre romantische Bearbeitung durch August Kastner[1]) gefunden. Die Schätze des Sühnteiches bei Reihwiesen (Altvatergebirge) sucht ein Venediger zu heben, muss aber einen gewaltigen Kampf mit den Dämonen der Tiefe bestehen, der nach der einen Sage glücklich mit der Erbeutung des Reichtums, nach der andern mit dem Untergange des Tollkühnen endet. Welche Dämonen es sind, die den Goldreichtum der Erde hüten, darüber lauten die Mitteilungen der Sagen oft unbestimmt, oft wird der Teufel oder ein grosser schwarzer Hund oder ein anderes unheimliches Tier genannt, oft sperrt eine

[1]) Glätzische Sagen 1838 S. 86—109.

Tür, gewöhnlich eine eiserne, den Zugang und der Zauber zwingt sie, sich dem Kundigen zu öffnen.

Zu scheiden von den bisher erwähnten dämonischen Wesen sind die Bergmännlein. Während des Berggeists Reich am Mundloche des Schachtes ein Ende hat und die Dämonen der Venediger hinter der eisernen Tür in der Tiefe der Erde lauern, treiben die Bergmännlein bald unter, bald über der Erde ihr Wesen. Auch Rübezahl ist ein solches Bergmännlein, nur ist er ein Einsiedler, während die ihm verwandten kleinen Wesen in ganzen Gesellschaften erscheinen. Ja, sie treten in Familien auf, scheiden sich in männliche und weibliche Individuen, haben Kinder und führen gemeinschaftliche Hauswirtschaft, kochen, backen und lärmen zusammen. Das tun sie freilich in ihren unterirdischen Höhlen, über die Erde steigen sie nur zu gewissen Zeiten, besonders in der Mittagstunde oder in der Nacht. Sie besitzen unerschöpfliche Reichtümer, mit denen sie die Menschen beschenken, um sich ihnen für irgend einen Dienst dankbar zu zeigen. Sie tun das in der Weise, dass sie ihnen unscheinbare Dinge, wie Laub, Reiser, auch Kot, zu eigen geben, die sich später in Gold verwandeln, wofern der Beschenkte sie nicht ärgerlich von sich geworfen hat. Die Herrla oder Hermannla, die im Herrlaberge bei Langenbielau wohnten, wanderten einst nach dem Zobten aus, weil sie das Geräusch der vielen Fabriken nicht mehr ertragen konnten. Der Herzichpauer musste sie in der Nacht fahren. Dafür beschenkten sie ihn mit Laub, das sie ihm auf den Wagen taten. Er aber warf es ärgerlich herab. Als er sich nun am andern Morgen den Wagen besah, hingen einige Dukaten zwischen den Brettern, in diese hatten sich ein paar hängen gebliebene Blätter verwandelt.

Die auswandernden Fenixmännchen geben dem Fährmann, der sie bei Johnsbach über die Neisse fährt, Blätter in seinen Hut. Ein Blatt, das im Hute hängen blieb, als er die andern wegschüttete, ward ihm daheim zu Golde. Die Fähnskedinger in Molwitz (Kreis Falkenberg) wandern aus, als die Glocken ins Land kommen. Ein Bauer fährt sie nach Sonnenuntergang in eine wüste Gegend. Als er wieder heimgefahren war und am andern Tage den Wagen wusch, waren die Kotklümpchen, die am Wagen hängen geblieben waren, zu Gold geworden. Dies nur eine kleine Auswahl der zahlreichen ähnlichen Sagen. Ebenso macht es Rübezahl. Ein Mädchen sammelt im Walde Späne, wo zwei Holzfäller

arbeiten. Es ist Rübezahl mit einem anderen Geiste. Als ihr die Späne zu schwer werden, wirft sie sie weg. Aber einer bleibt an ihrer Schürze hängen, den sieht ihre Mutter zu Hause als Goldspänchen glänzen. Hornbläser ziehen unter Rübezahls Garten vorüber. Der Geist erscheint ihnen in Gestalt eines reichen Mannes zu Pferde und lässt sich ein Stückchen aufspielen. Da wirft sein Pferd Äpfel, und er fordert sie auf, sich davon bezahlt zu machen. Zwei von ihnen schimpfen, einer aber hebt einen Apfel auf, und der ist abends zu gediegenem Golde geworden.

Eine besondere Art schatzhütender Dämonen hat seinen Wohnsitz in Gewässern. Wie die Höhlen der Berge und Hügel vom Volke als Eingänge in die Unterwelt betrachtet werden, so auch die Gewässer. Von manchem Brunnen, manchem Teiche oder See heisst es, er habe keinen Grund. Seen sollen unterirdisch zusammenhängen, wie der Koischwitzer und Kunitzer See bei Liegnitz, wie der Sühnteich bei Reihwiesen sogar mit der Ostsee. Bei solcher Anschauung ist es nicht wunderbar, wenn die Dämonen der Unterwelt auch aus den Gewässern emporsteigen und wenn in ihrer Tiefe die Schätze ruhen, zu deren Hütern diese Dämonen bestellt sind. Ein solcher ist der Wassermann. Eine öfter wiederkehrende schlesische Sage ist die von der Magd, die von einer Kröte oder einem grauen Männchen zu Gevatter gebeten wird. Es ist der Wassermann, der das schnellbereite dreiste Mädchen zum Wasser führt, mit einer Rute darauf schlägt und, als die Flut sich teilt und eine Treppe zum Vorschein kommt, sie hinabführt. Unten ist die Stube des Wassermanns, wo seine Frau als Kindbetterin liegt. Die Magd nimmt das Kind und trägt es zur Taufe in die Kirche. Als sie wieder kommt, wird sie zu Tisch geladen. Beim Fortgehen wird sie aufgefordert, die Stube zu kehren, und das Kehricht als Lohn mit nach Hause zu nehmen. Das tut sie zwar, schüttet aber unterwegs das anscheinend wertlose Zeug weg. Zu Hause aber sieht sie, dass Goldflitter an ihrer Schürze hängen. Sie hatte einen grossen Schatz weggeschüttet. In allen diesen Fällen tritt die Verwandlung erst ein, wenn der Beschenkte seine Häuslichkeit erreicht hat, und das ist gewiss nicht zufällig: Im eigenen Heim ist er erst wahrhaft zum Besitzer des dämonischen Reichtums geworden, vorher haben die Dämonen noch Macht darüber, und wer die Gabe achtlos wegwirft, kann sie später nimmer wieder finden. Die Nixen im Hilgensee bei Prittag (Grünberg)

füllen am Morgen den jungen Burschen, die sie vom Tanze im Dorfe hierher begleitet haben und die Nacht über bei ihnen geblieben sind, von dem Moraste am See die Taschen und versprechen ihnen, dass er zu Gold werden wird, wenn sie eine Zeitlang kein Wort sprechen. Friemel Friemel Frumpenstiel, das kleine graue Männel, hat in seiner Wasserwohnung ein ganzes Zimmer voll schöner Kleider. Ein goldflimmerndes Kleid schenkt er dem tanzlustigen Mädchen, das ihn dorthin begleitet. Es macht das Mädchen und den jungen Burschen, der es heiratet, zu Königin und König in seinem unterirdischen Reiche.

Wenn die Bergmännlein als menschenfreundliche Wesen zu gelten haben, die dem Armen und Biederen gern hilfreich zur Seite stehen und dankbar jede Gefälligkeit der Menschen belohnen, so sind die schatzbesitzenden Drachen ein teuflisches Geschlecht und werden geradezu Teufel genannt. Sie unterstüzen mit ihrem Reichtum nur den bösen Menschen, der seine Seele durch einen Pakt ihnen verschrieben hat. Sie erheben sich nachts aus Sümpfen oder von Bergen, die ihnen als Wohnung dienen, durchziehen in feurigem Strahle die Luft und fliegen durch den Schornstein in das Haus desjenigen, dem sie ihre Schätze bringen. Der Drache von Ottag bei Ohlau hauste in einem Sumpfe und brachte immer einem Manne Geld ins Haus, so dass dieser in guten Verhältnissen leben konnte. Man sah ihn oft als feurigen, langgezogenen Strahl von etwa 20 Meter Länge aus dem Sumpfe raketenartig, aber geräuschlos aufsteigen. Er war aber eigentlich der Teufel, der nach einiger Zeit den Mann und seine Frau abholte, denn sie hatten ihm ihre Seele verschreiben müssen. In Dobischwald (Österreichisch-Schlesien) ist der Drache in mancherlei Gestalten (als geflügelte Schlange, als feurige Stange so lang wie ein Wiesbaum, als brennende Strohschütte mit grünlichem Kopfe und langem feurigen Schweife) in mondhellen Nächten (besonders im Advent und in der Fastenzeit) gesehen worden, wie er durch die Luft flog und den Leuten, die es mit dem Teufel hielten, Geld und Getreide brachte. Schlesien ist reich an ähnlichen Sagen, die bekannteste ist wohl die vom Kahlenberg bei Gompersdorf (Landeck), wo eine ganze Drachenfamilie hauste, die bösen Menschen Geld zutrug. Diese Sage ist mehrfach novellistisch erweitert und umgestaltet worden. Sehr häufig tritt an die Stelle des Drachen ein schwarzes Hühnchen, das Geld und Getreide ins Haus bringt.

Eine Sage der Grafschaft Glatz berichtet von einem Wilderer, der seine Seele und einen Mord dem Teufel verspricht; da erscheint eine schwarze Henne, scharrt ein Loch, und darin liegt eine grosse Summe Geldes.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Familiensagen, in denen der Reichtum einer Familie gewissen dämonischen Wesen zugeschrieben wird. Gelingt es jemandem, dem Schlangenkönige oder der Schlangenkönigin die kostbare Krone zu rauben, so ist ein für allemal der Wohlstand seiner Familie begründet. Denn es ist die Eigentümlichkeit solcher dämonischen Schätze, dass sie unerschöpflich sind. Freilich ist die Erwerbung des Kleinods mit grosser Gefahr verbunden. Als Beispiel möge die Sage vom Reichtum der Grafen Lynar dienen, deren Schauplatz allerdings ausserhalb der Grenzen Schlesiens, im Spreewald, liegt[1]). Als armer Edelmann wanderte der erste Graf Lynar in Lübbenau ein. Da erfuhr er, dass zahlreiche Schlangen am Spreeflusse sich sehen liessen und dass der Schlangenkönig unter ihnen sei. Wenn man ein weisses Tuch hinbreite und sich versteckt halte, lege er sein Krönchen darauf. Wer dann schnell die kostbare Beute zusammenraffe und entfliehe, könne unermesslich reich werden. Aber das Entkommen sei schwer, denn wenn der Schlangenkönig den Raub merke, lasse er einen gellenden Pfiff ertönen und sämtliche Schlangen schiessen blitzschnell hinter dem Räuber her, um ihn zu erreichen, wenn sie ihn einholen. Graf Lynar handelte nach der Vorschrift und hielt sich mit seinem Rosse versteckt. Es geschah, wie ihm berichtet worden war, der Schlangenkönig legte die Krone auf das ausgebreitete weisse Tuch. Lynar raffte es zusammen, schwang sich aufs Pferd und entkam glücklich den nachfahrenden Schlangen, indem er über eine vor ihm auftauchende Mauer setzte, wo das Schlangenreich ein Ende hatte. So wurde die Familie Lynar unermesslich reich. — Berühmt ist auch die Perlenschnur der Familie von Maltzan, die von einem kleinen silberbärtigen Greise herrührte. Als im Mai des Jahres 1588 dem Freiherrn Joachim von Maltzan zu Militsch der erste Sohn geboren wurde, öffnete sich in einem Winkel des Gemachs der Fussboden, und jenes

[1]) Auch im folgenden mussten die Grenzen der Provinz bei Behandlung der Adelsfamilien bisweilen überschritten werden. Das rechtfertigt sich wohl von selbst dadurch, dass der Adel selten provinziell gesondert geblieben ist.

bärtige Männlein stieg herauf. Es bat die junge Frau die Lampe von ihrem Orte wegrücken zu lassen, denn sie stehe gerade über der Stelle, wo seine Enkelin ihr Wochenbett im Keller hatte, und das herabträufelnde Öl belästige sie. Als endlich die junge Edelfrau seinen Bitten Gehör gab, legte er ihr ein kostbares Perlenhalsband aufs Bett. Diese Perlenschnur, sagte das Männlein, solle sich immer von Oberhaupt zu Oberhaupt in der Familie forterben, und solange dies geschehe, werde die Familie blühen und gedeihen. Man solle sich aber hüten, je eine Perle mutwillig zu verletzen, das werde Unglück über das Haus bringen. Als dies nun einmal aus Neugier geschah, um die Art der wunderbaren Perlen zu untersuchen, brach ein heftiger Gewittersturm los, Blitze fuhren vom Himmel, die Schlossmauer wurde beschädigt, und das beste Vorwerk des Grafen ging in Flammen auf. In der folgenden Nacht stürzte der neuerbaute Schlossturm ein und begrub fünf Personen unter seinen Trümmern. Fast gleicher Art ist die Geschichte vom Perlenhalsband der Haugwitze, das eine Zwergin einer Frau von Haugwitz aufs Bett legte. — Ähnliche Geschenke erhalten die Familien von Alvensleben, Hoya, Ponikau, Spiller. Ein Zwerglein verehrt dem Grafen Hermann im Schlosse Rosenberg goldene Sandkörner, Ursula von Aarburg erhält von der Bergkönigin einen köstlichen Schmuck, die Bünausche Familie zu Bomsen erhält von Zwergen drei Brötchen. Ein Querxlein legt einer Wöchnerin, die einer ganzen Zwergengesellschaft erlaubt hat, in ihrem Zimmer ein Gastmahl abzuhalten, beim Abschiede einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen aufs Bett und sagt ihr, wenn alle drei Dinge vereint in der Familie bleiben würden, so werde sie immer grösser und glücklicher werden. Die ganze Sippschaft beschloss daher einen festen steinernen Turm zu bauen, in dem der silberne Becher und das Weizenbrötchen tief im Innern versteckt wurden. Den Ring trug aber die Frau des Hauses unablässig am Finger. So erbte er sich fort, und die Prophezeiung erfüllte sich. Als ihn aber einmal eine Besitzerin aus Unvorsichtigkeit verlor, brach ein grosses Unwetter aus, der Blitz spaltete den Turm und verschlang im Augenblick die Heiligtümer. Darauf verarmte die Familie. Die gleiche Sage ist an mehrere Adelsfamilien geknüpft.

## 2. Schätze menschlichen Ursprungs. Schatzhütende Seelen.

Zu allen Zeiten hat sich der Mensch am liebsten mit Geld und Gut beschäftigt, das verfluchte Gold hat ihn in seinen Bann geschlagen. Das zeigen auch die zahlreichen Sagen, die von der berückenden Macht des Goldes handeln. Sie zeigen uns, dass der Zauber des Goldes nicht bloss das Leben vergiftet, sondern auch nach dem Tode die Seele nicht loslässt.

Der Geizhals scharrt sein ganzes Leben lang den Mammon zusammen, jedes Mittel ist ihm recht, er betrügt, er tötet, wenn es sein muss. Er versagt sich jede Lebensfreude, hungert und friert, sein Leib vertrocknet, aber die gierigen Augen leuchten hinter verschlossenen Türen, wenn er seine Taler, seine Dukaten zählt. Der Räuber, der Wegelagerer hat es nur auf Schätze abgesehen. Mit seinen wilden Genossen überfällt er den Kaufmann, den Reisenden und plündert den Bauer. Todesseufzer und Flüche tönen hinter ihm her, die von ihm entzündete Brandfackel leuchtet ihm auf seinem nächtlichen Heimwege zur Burg. Dort aber erhebt sich ein wüstes Leben, schmausend und zechend sitzen die wüsten Gesellen an reichgedeckten Tischen, rohe Scherze und Gelächter hallen durch den Saal, indes der Gefangene im Burgverliesse stöhnt.

Der Geizhals und der Wegelagerer sind die beiden Grundtypen der hierher gehörigen Sagen. Jener liefert fort und fort den Stoff zu immer neu sich bildenden Sagen, dieser lebt in der Erinnerung der Volkssage seit dem Mittelalter bis heute und wird leben, solange die Zeugen seines Lebens, die Trümmer der Burgen oder für Burgen gehaltene Felsgebilde, die Phantasie des Volkes an ihn erinnern.

Hundertfach verschieden und doch in den Grundzügen übereinstimmend vollzieht sich das Leben dieser Personen, ihr Tod und ihr Nachleben als büssende Seele in den verschiedenen Sagengestalten. Der Geizhals kommt zum Sterben. Da gräbt er seinen eifersüchtig gehüteten Schatz in die Erde hinter der Scheune, unter einen Birnbaum, eine Linde, im Keller oder er vermauert ihn, dass ihn niemand finden soll. Er kann selbst im Tode den Gedanken nicht fassen, dass sein Geld in fremden Besitz kommen soll. Der Räuber und Wegelagerer aber findet ein Ende mit Schrecken. Die Burg wird gestürmt, und im letzten Augenblicke oder auch vorher versteckt er die geraubten Schätze in der Mauer

oder in den Kellern der Burg. Er hofft vielleicht, dass er dem Blutbade entrinnen wird und dass ihm Gelegenheit geboten wird, die Schätze wieder zu heben. Aber er täuscht sich, die stürzenden Mauern, die brennenden Balken fallen über ihn und begraben ihn mit seinem Reichtum unter Schutt und Asche.

Aber damit ist das Drama noch nicht zu Ende. Die Seele, die in ihrem Leben so sehr an ihren unrechtmässig erworbenen Gütern gehangen hat, dass sie vor Lug und Trug, vor Mord und Totschlag und Gewalttaten allerart nicht zurückgebebt ist, stirbt nicht, sie führt ein unseliges Nachleben. Christliche Anschauungen haben sich hier mit altem Seelenglauben verquickt. Der ungerechte Mammon, der Gewalt gehabt über den Lebenden, lässt ihn auch im Tode nicht frei. Aber die Seele des einstigen Schatzbesitzers erkennt jetzt den ganzen Umwert des Besitzes, sie sehnt sich nach dem Frieden des Grabes und kann doch nicht eingehen in die Ruhe des Todes. Sie seufzt nach Erlösung. Sie kann aber nicht anders erlöst werden als dadurch, dass ein lebender Mensch den Schatz hebt und in seinen Besitz bringt.

Diese Anschauung hängt zusammen mit der allgemeinen Auffassung des Verhältnisses zwischen Besitz und Besitzer. Es ist ein innerliches Verhältnis, mit seelischer Belebtheit ist der Besitz an den Besitzer gebunden. Wenn der Hausherr stirbt, so muss sein Tod dem Vieh im Stalle, dem Hofhund, den Bäumen im Garten, den Bienen mitgeteilt werden. Ja, in den Brunnen muss man hinunterrufen: Der Herr ist tot! Er kann sonst keine Ruhe finden. Es kann geschehen — wie es mir aus der Münsterberger Gegend erzählt wurde — dass die Bienen hinter dem Sarge des Herrn herschwärmen und mit ihm in die Gruft hinunterfliegen, um sich mit ihm begraben zu lassen. Soll die Seele Ruhe finden, so muss das Band, das den Besitz an den Besitzer bindet, durch den Anruf gelöst werden. Sonst kommt die Seele wieder und wandelt an der Stätte seines Eigentums.

Ein solcher umgehender Geist, der um seinen vergrabenen Schatz wandelt, sucht nun einen Erlöser[1]). Er bietet den Schatz

[1]) Er geht bisweilen ganz planmässig zu Werke. In einer Sage von der Burg Landeck an der Ostrawitza treibt ein Hirt seine Schafherde zu Berge. Ein Schäfchen verläuft sich und der Hirt muss es suchen. Nach einiger Zeit hört er ein Blöken aus einem unterirdischen Gewölbe des Schlosses, er geht ihm nach und findet das verlorene Schaf daselbst, zugleich aber auch einen grossen

als Entgelt an und sucht einen Menschen dadurch zur Erlösungstat zu locken. Und der angebotene Lohn scheint wirklich der Mühe wert zu sein: ganze Töpfe voll Münzen, Tonnen, Kessel, Truhen, Braupfannen, goldene Ketten, Silbergerät, manchmal auch eine Kriegskasse. Mehrmals werden drei Tonnen erwähnt, eine voll Goldstücke, eine voll Silberstücke, eine voll Edelsteine wie in der Ruine Schnallenstein in der Grafschaft oder drei Tonnen voll geprägter Münzen auf der Burg Landskrone bei Görlitz.

Man sollte nun meinen, dass das Erlösungswerk nicht allzu schwer sein könne, da doch der büssende Geist selbst ein Interesse daran hat, dass der Schatz entdeckt und gehoben wird. Und in der Tat wissen die Sagen immer wieder zu melden von Seelen, die irgendeinem Menschen erschienen sind und ihn aufgefordert haben, sie zu erlösen und den Schatz zu heben. Und doch glückt die Erlösung und Schatzhebung sehr selten. Das liegt daran, dass hier eine feindliche dämonische Macht eingreift, die entweder direkt als Teufel bezeichnet wird oder doch dem Teufel gleichgesetzt wird. Mit dem Bergen des Schatzes in der Tiefe der Erde bekommt der Teufel Macht über ihn und die Seele, die an den Schatz gebunden ist, und er weiss fast immer die Erlösung zu hindern, indem er den waghalsigen Retter einschüchtert oder zu Unbesonnenheiten verleitet. Darüber wird der dritte Abschnitt handeln.

Hier einige Beispiele. Zunächst eins für den Geizhals. Ein Wanderbursche findet im Walde ein Häuschen und kehrt ein. Die beiden alten Leute sind freundlich zu ihm, raten ihm aber ab, in ihrem Hause zu übernachten, denn sie selbst tun dies nicht, sondern ziehen sich jeden Abend in eine neben dem Hause stehende Baracke zurück, weil ein Geist im Hause umgehe. Der Bursche aber fürchtet sich nicht und bleibt. Um 12 Uhr nachts kommt der Geist, führt ihn nach der Scheuer und befiehlt ihm zu graben. Der Bursche weigert sich, weil der Grund nicht sein Eigentum sei. Das war sein Glück, sonst hätte ihn der Geist umgebracht. Nun gräbt der Geist selbst und bringt zwei Töpfe voll Geld zum Vorschein. Darauf erklärt er dem Burschen, er sei der frühere Besitzer dieses Grundstücks und habe durch unrechte Mittel dieses Geld zusammengegeizt. Dann befiehlt er ihm, die Hälfte des

---

Schatz. Da ruft ihm das Tier zu: „Nimm in den Hut Geld, so viel dir gefällt! Aber rasch!“ Das Schäfchen war eine Seele, die sich an seine Herde angeschlossen hatte zu dem Zwecke, den Hirten zu den Schätzen zu führen.

ırmen zu geben, die andere Hälfte aber für sich zu
werde er erlöst sein. Das unselige Dasein einer
schildert folgende Sage. Herzog Heinrich der Weise
trifft einen weinenden Priester, der ihm seine Armut
ührt ihn der Herzog in seinen Palast und lässt ihn
i und Kostbarkeiten nehmen, als er brauche. Der
lendet von so viel Glanz, wird von der Habsucht er-
immt übermässig viel Wertgegenstände und Geld in
ɣewand, und da er die Last nicht tragen kann, bindet
Strick um den Hals. Aber die Last ist so schwer,
als er über die Brücke geht, das Genick bricht. Er sinkt an derselben Stelle mit seinem Schatze in die Flut. Da erscheint er nun des Nachts und sitzt jammernd als umgehender Geist am Ufer auf dem Pfaffenstein[1]), und der Schatz glüht wie Kohlenglut aus der Tiefe. Wie das ungerechte Geld die Seele drückt und sie nötigt, Menschen zu erscheinen und sie um Erlösung zu bitten, zeigt die Sage vom Pfarrer von Thalheim (bei Landeck). Der Pfarrer hatte oft, wenn er auf dem Wege nach Überschar bei dem Holzkreuze vorüberkam, die Erscheinung einer weissen Frau gesehen. Einst fasste er Mut und redete sie an. Da sagte sie ihm, sie bewache einen Schatz, den ihr verstorbener Gatte zur Erbauung zweier Kirchen bestimmt habe. Sie aber habe aus Geiz es nicht über sich gewinnen können, das Geld seinem letzten Willen gemäss zu verwenden, sondern habe es zurückgehalten und vergraben. Sie bat ihn, den Schatz zu heben und seiner Bestimmung zuzuführen. Der Pfarrer tat, wie sie ihm geheissen, und liess die Kirchen zu Landeck und Krautenwalde erbauen. Seitdem hörte die Erscheinung der weissen Frau auf, sie war erlöst. Eine solche Unselige wird auch die weisse Frau sein, von der Philo am Walde (Schlesien in Sage und Brauch S. 19) erzählt. Sie erschien lange Zeit in den beiden Häusern auf der Schuhbrücke Nr. 45 und 46, die einem Besitzer gehörten. Sie trug ein Kind auf dem Arme, ging durch alle Räume, verschlossene Türen öffneten sich vor ihr. In der linken Hand hielt sie eine Geldschwinge, aus der sie unaufhörlich Geld herausraffte und umherstreute. Aber am andern Tage war von dem Gelde nichts zu finden.

---

[1]) Der Name Pfaffenstein, der wahrscheinlich einen ganz anderen Ursprung hat, ist die Veranlassung zu dieser Sage gewesen.

Wie sehr das Volk noch die Stätten ehemaliger Raubburgen mit Schatzsagen in Verbindung bringt, geht daraus hervor, dass es wohl kaum eine solche Trümmerstätte gibt, an die nicht zugleich der Glaube an vergrabene Schätze sich knüpft. Meist sind es die Keller, die man sich unter dem Schutte vergraben denkt, wo die Schätze liegen sollen und tatsächlich manchen Schatzgräber angelockt haben, der gewöhnlich mit negativem Erfolge in den Trümmern gewühlt hat. Im folgenden werden hierfür noch genügend Belege in anderem Zusammenhange beigebracht werden.

Wie der Teufel als Verwahrer vergrabenen Geldes gedacht wird, zeigt folgende Sage. Ein geiziger Bauer vergrub vor seinem Tode sein Geld in der Scheuer und trug dem Teufel auf, es zu bewachen und es erst herauszugeben, bis ihm jemand die Herzen von neun Brüdern bringe. Der Bauer dachte natürlich, das werde niemals geschehen. Aber ein Bettler, der in der Scheuer freiwilliges Nachtquartier genommen hatte, hörte diesen Vertrag mit dem Teufel mit an und nützte seine zufällige Wissenschaft aus. Ein Bekannter von ihm hatte nämlich eine Sau, die neun Bürglein hatte. Die kaufte ihm der Bettler ab, was den andern in nicht geringe Verwunderung setzte. Der Bettler nahm die Tierchen, schlachtete sie und brachte dem Teufel ihre neun Herzen in die Scheuer. Wohl oder übel musste dieser das Geld herausgeben, aber er wurde so wütend, dass er ein furchtbares Ungewitter erregte, das die Scheuer zum Einstürzen brachte.

Der Teufel als Besitzer unterirdischer Schätze tritt nun auch in eine Reihe mit den schatzbesitzenden Dämonen des ersten Abschnitts. Er bietet bisweilen von selbst den Menschen seine Schätze an, aber nicht, um sie zu beglücken, sondern um ihre Seelen zu gewinnen. Diese Sagen sind wieder sehr zahlreich. Nur ein paar Beispiele seien erwähnt. Am Schneeberge in der Grafschaft Glatz befinden sich die sogenannten Quarklöcher. Hier sah ein Jäger einmal die Schätze, die dort verborgen liegen sollen. Sofort stand der Teufel neben ihm, und versprach, ihm die Schätze zu überlassen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Jäger stand zwar geblendet von dem unermesslichen Reichtume, aber das Ansinnen des Teufels brachte ihn zur Vernunft zurück, und er weigerte sich standhaft, dem Verführer zu willfahren. Da ergrimmte der Teufel, hüllte den Jäger in seinen roten Mantel und entführte ihn in wütender Luftreise bis nach Padua und wieder zurück zum Schneeberge. Halbtot setzte er den Jäger nieder und sagte ihm, er solle sich hüten, je wieder den Teufel zu erzürnen. Die Luftfahrt erinnert an die Venediger und ihre Mantelfahrten.

In der Sage vom Zenker aus Schlegel (Grafschaft Glatz) wird tatsächlich ein solcher Pakt mit dem Teufel abgeschlossen. Der Teufel gibt dem Zenker 5000 Dukaten und lässt ihn 5 Jahre im Glücke leben. Nach dem Ablauf der

Jahre soll aber der Mann einen Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis zur Albendorfer Kirche machen, davon soll es abhängen, ob der Zenker dem Teufel seine Seele überlassen muss oder nicht. Die Unterschrift wird mit Blut gegeben, ist also unverbrüchlich. Aber der Zenker weiss sich zu helfen. Als er den Lauf antritt und der Teufel hinter ihm her saust, ruft er die Albendorfer Gnadenmutter an, und diese nimmt sich seiner an und lässt ihn eher Albendorf erreichen, als der Teufel ihn einholt. So war der Teufel wieder einmal geprellt.

Nicht immer ist das Versenken von Schätzen in die Tiefe der Erde eine freiwillige Tat des Geizes und das unselige Umwandeln von Seelen um diese Schätze eine Folge eigener Schuld — oft hat es ein Fluch gewirkt. Dort wo jetzt die Rabendocken bei Goldberg stehen, ein Felsgebilde, das dem Volke wie ein verzaubertes Schloss, mit der steingewordenen Riesenfigur eines Menschen im Vordergrunde, erscheint — hat nach der Sage einst wirklich ein Schloss gestanden. Ein furchtbarer Räuber hat darin gehaust. Als er aber eine Schandtat von unsagbarer Scheusslichkeit beging, da wandelte ein mächtiger Zauberer ihn und sein Schloss in Stein. Man kann von den verzauberten Schätzen raffen und den Räuber erlösen, wenn man in der Christnacht um 12 Uhr in den Felsen eindringt. Denn dann steht dieser jedesmal eine Viertelstunde lang offen. Dort, wo jetzt der Sühnteich bei Reihwiesen im Altvatergebirge liegt, soll in vorchristlicher Zeit eine grosse Stadt gestanden haben, die Hunstadt. Die Bewohner aber waren böse und verjagten den christlichen Glaubensboten, der sie bekehren wollte. Da fluchte der Heilige — er wird bald Methodius, bald Cyrillus, manchmal werden auch beide zusammen genannt — über die Stadt, und sie versank in die Tiefe mit all ihrem Reichtum. Ein See deckt jetzt die unheimliche Stelle. Auf dem Berge Grojetz bei Lubschau (Kreis Lublinitz) stand einst ein Schloss. Die Tochter des Besitzers unterhielt mit einem jungen Manne bürgerlichen Standes ein Liebesverhältnis, von dem die Eltern nichts wussten, und traf sich mit ihm während der Kirchzeit. Als einst die Mutter davon erfuhr, verfluchte sie im ersten Zorn die Tochter, und nicht bloss diese, sondern das ganze Schloss mit seinen Bewohnern und Schätzen sank in die Tiefe.

Gewöhnlich ist es eine böse Tat, die dem Fluche Kraft gibt. wie in den erwähnten Fällen. So ist es auch in den Sagen von dem Versiegen des Bergwerkssegens infolge eines Fluches. Die Goldberger Bergknappen erschlugen einst einen Mönch. Im Tode

belegte er den ganzen Goldberger Bergbau mit seinem Fluche, so dass seitdem kein Gold mehr gefunden wurde. Ebenso sollen die Silberbergwerke zu Beuthen plötzlich abgeschnitten worden sein, weil die Einwohner ihren Prediger erschlugen. Aber nicht immer ist der Fluch die gerechtfertigte Strafe für böses Tun. Bisweilen hat ein böser Dämon oder gar der Teufel seine Hand im Spiele. Eine Hexe verzauberte den Hammerstollen bei Hammer in der Grafschaft Glatz, ebenso die Stollen von Stuhlseifen und Peuker. Der Teufel lässt die Schatzkammer in Ziscibors Burg auf der Landskrone bei Görlitz in die Tiefe sinken. Und wenn die in den Walenbüchlein bezeichneten Orte keine Goldausbeute mehr liefern, so sind sie von bösen Leuten verzaubert, die ihren Pakt mit dem Teufel abgeschlossen haben[1]). So ist der Fluch gleichbedeutend mit dem Verzaubert- oder Verwunschensein, das so oft den Unschuldigen trifft. Namentlich sind es die rührenden Gestalten der weissen Frauen, die um die Trümmer der Burgen zu gewissen Zeiten wandeln und einen Erlöser suchen, dem sie die Schätze des Berginnern versprechen. Die Jungfer auf dem Zangenberge zwischen Schwerta und Marklissa am Queis ist vom eigenen Vater verwünscht, weil sie den von ihm bestimmten Mann nicht heiraten wollte. Nun muss sie umgehen, bis ein Jüngling sie erlöst, der sie über den am Berge vorüberfliessenden Bach hebt. Wer es nicht vollbringt, wird ebenfalls verwünscht. Ähnlich verhält es sich mit der Tochter des Grafen von Schnallenstein (Grafschaft Glatz). Ihr stellt der Vater frei, von zwei Bewerbern nach ihrem Belieben den einen zu wählen. Als sie aber diesen geheiratet hat, rächt sich der verschmähte Junker und lässt ihr durch einen Diener einen Zaubertrank reichen, den ihm eine Hexe vom Schneeberge gebraut hat. Sie wird in eine Schlange verwandelt und trägt ein Krönlein. Wer ihr dies entreisst, erlöst sie und erhält sie samt ihren Schätzen.

In einer Reihe von Sagen endlich erscheint der Schatz losgelöst von einer ihn bewachenden Seele. Er führt ein Sonderleben. Aber der Dämon der Tiefe hat ihn in der Gewalt und gestattet ihm nur an gewissen Zeiten an die Oberfläche der Erde zu steigen, geradeso wie auch die Seelen nur zu gewissen Zeiten sich den Menschen zeigen dürfen (siehe dritter Abschnitt). Solche an

[1]) Breslauischer Erzähler 1801 S. 827.

die Oberfläche tretende Schätze flammen auf und können dann gehoben werden. Man spricht dann vom Brennen, Brühen, Blühen oder Spielen der Schätze. Aber es gibt noch andere Zeichen, die einen emporsteigenden Schatz anzeigen. In einer der Kapellen in der Pfarrkirche zu Neisse soll ein Schatz vergraben sein (die Sage ist sehr verbreitet). An der Kapellenwand befindet sich ein Haken, der vom Volke für einen Schlüssel gehalten wird. Man erzählt, der Schlüssel wachse allmählich aus der Wand heraus und werde einst herabfallen, wenn die Kirche zum Einfallen komme. Dann könne man den Schatz heben und die Truhe aufschliessen.

### 3. Die Erlösung der schatzhütenden Seelen. Das Heben der Schätze.

Dieser Abschnitt schliesst sich eng an den vorigen an, da die hier zu behandelnden Sagen keine anderen sind als die dort berührten. Aber die Fülle des Stoffes machte es wünschenswert, der Erlösung der Seelen und dem Heben der Schätze einen besonderen Abschnitt zu widmen.

Die Sucht nach Geld und Gut ist immer wieder die Veranlassung gewesen, Schatzsagen zu bilden. Das Volk sucht nun einmal an allen möglichen Orten vergrabene Schätze, und oft genug haben heimliche Schatzgräber hier ihren Spaten in die Erde gesenkt. Namentlich sind es die Trümmerstätten, die dem Volke von jeher als Stätten vergrabener Schätze gegolten haben. Um die Hebung mit Erfolg durchzuführen, ist vielerlei zu beachten.

Man muss zunächst zur rechten Zeit kommen. Denn der Schatz hebt sich nur zu bestimmten Zeiten an die Oberfläche, er hat seine Zeitigkeit. Der Berg, in dem er ruht, steht nur kurze Zeit offen, gewöhnlich nur eine Viertelstunde, höchstens eine Stunde. Dann kracht das geöffnete Tor wieder zu. Die Zeiten des Offenstehens fallen gewöhnlich in die Zeit tiefster Einsamkeit in der Natur, vor allem in die Mittags- oder Mitternachtsstunde oder in die Zeit, wo alle Welt in der Kirche in tiefe Andacht versunken ist. Es sind die Zeiten der hohen christlichen Festtage: Weihnachten und Ostern, besonders der Karfreitag, während die Passion in der Kirche gelesen wird. Dann besonders der Johannisabend, der Allerheiligenabend. Die Walenbüchlein nennen noch eine ganze Reihe anderer Tage, kirchliche Festtage, an denen man Gold suchen soll, so die Oktave der Kreuzwoche (Kreuzerhöhung), die Pfingst-

woche, St. Margarethä, St. Bartholomäi und Ägidi und alle Tage am Quatember. Es sind das die Freizeiten, in denen der Dämon der Unterwelt die Schätze und die sie bewachenden Seelen loslässt, um mit der Menschenwelt Fühlung zu nehmen. Dann gilt es rasch zu handeln, ehe die Zeit verstrichen ist, sonst sinkt der Schatz wieder auf 50, 100 Jahre und mehr in die Tiefe hinab, und die Seele jammert, dass wieder einmal ihre Erlösung missglückt sei und sie wieder warten müsse, bis ihr nach unendlich langer Zeit das Wiederkommen gestattet ist. Manche Berge stehen jedes Jahr einmal offen, und für den Furchtlosen bietet sich immer wieder Gelegenheit, den Schatz zu heben. Der Breite Berg bei Striegau öffnet sich stets am Weihnachtsabend um Mitternacht oder nach anderer Angabe am Karfreitage, während die Passion in der Kirche gebetet wird. Da kann man den Berggeist im langen weissen Barte hinter dem Tische sitzen sehen und kann sich von den vor ihm liegenden Schätzen nehmen, soviel man fortbringt; aber um $^1/_4$1 Uhr muss man wieder draussen sein, sonst wird man eingeschlossen. Der Wagnerstein (Grafschaft Glatz) ist in der Christnacht (oder am Karfreitage nachmittag um 3 Uhr) geöffnet. Auf der Ruine Kaltenstein (Österreichisch-Schlesien) öffnet sich jedes Jahr am Karfreitage eine Tür auf den Ruf: „Schöne Spröde, mach auf!“ und es ertönt ein dreimaliges „Raff! Raff! Raff!“ Auf dem Hausberge bei Hennersdorf läuft am Palmsonntage ein feuriger Pudel (eine umgehende Seele) dreimal um den Berg, und ebensooft ertönt ein lautes „Raff!“ Bei der Kapelle auf dem Milchberge unweit Odrau hält in der Mitternachtsstunde vom Ostersonnabend auf den Ostersonntag ein feuriger Stier zwei Schlüssel im Maule, die man ihm entreissen muss, um die beiden Türen zu öffnen, die zu dem Schatze führen. In der Christnacht steht der Karpenstein bei Landeck, ebenso die Hummelburg, die Rabendocken bei Goldberg, der Hausberg bei Hirschberg, der Zangenberg bei Marklissa, die Schwedenschanze bei Köben offen. Am Palmsonntage öffnet sich die Erde im Walde bei Wischkowitz (wo einst ein befestigtes Schloss stand). Um Mitternacht vor Neujahr kann man (nach anderem Bericht) in den Breiten Berg bei Striegau gehen. Am Tage Johannis des Täufers steht der Grochberg (bei Frankenstein), ebenso die Landskrone bei Görlitz offen. Am Allerheiligenabend erscheint das Burgfräulein auf dem Schnallenstein. Am grünen Donnerstage von 11 bis 12 Uhr zeigt

sich im Frankensteiner Schlosse eine Frau mit goldenen Haaren, die den gottesfürchtigen Webergesellen auf Ostersonntag Punkt 11 Uhr bestellt, um sie zu erlösen. Vielfach kehrt die Sage wieder von der armen Frau, die gerade zur rechten Zeit den Berg offen findet, hineingeht und von den Schätzen rafft. In der Aufregung hat sie ihr Kind zur Erde gesetzt und beim Forteilen vergessen. Der Berg schliesst sich, und das Kind bleibt darin. Diese typische Sage haftet am Breiten Berge bei Striegau. Die Frau hat in ihrer Verzweiflung über den Verlust des Kindes die Schätze fortgeworfen. Als sie dann im nächsten Jahre wieder das Offenstehen des Berges abwartet, stürzt sie hinein und findet ihr Kind frisch und gesund auf dem Tische sitzen und mit einem Apfel spielen. Hinter dem Tische sitzt der Berggeist. Er ruft der Mutter zu: „Lass mir den Knaben und nimm von den Schätzen, soviel du willst". Aber sie reisst das Kind an sich und achtet nicht der Schätze, die im Berge aufgehäuft sind. Dieselbe Sage knüpft sich an den Hummelberg bei Reinerz, aber ohne den Berggeist, ebenso an den Karpenstein, den Pelkenberg bei Patschkau, an das alte Frankensteiner Schloss — in diesen Fällen hat sie den Schatz behalten und ist nun eine glückliche Mutter und reiche Frau zugleich. In der Sage von der Landskrone kann die Mutter übers Jahr die Tür zu dem Schatzgewölbe nicht finden, das Kind ist ihr verloren, und sie stürzt sich verzweifelt in einen tiefen Born. Die rechte, alte Fassung der Sage scheint erhalten in der vom Zobten, von der Schlossruine von Wischkowitz (Österreichisch-Schlesien) und von den Rabendocken. Hier findet die Mutter das Kind zwar im zweiten Jahre frisch und gesund wieder, als sie es aber an die Luft bringt, stirbt es. Denn wer in der Unterwelt gelebt hat, kann die irdische Luft nicht mehr vertragen. In der Sage vom Grochberge bei Frankenstein setzt ein beerensuchendes Weib ihr Kind zur Erde. Plötzlich ist es verschwunden. Sie sucht und findet die Tür zum Bergesinnern. Die weisse Frau winkt ihr freundlich, und sie folgt ihr in den Berg. Als sie aber ihr Kind inmitten grässlicher Schlangen mit Äpfeln spielen sieht, schlägt sie das Kreuz, die Schlangen fliehen, und sie reisst das Kind an sich und eilt davon. Aber bald darauf liegt die Frau im Sterben. Das Verweilen in der Seelenwelt (die Schlangen sind Seelen) hatte ihr selbst den Tod gebracht.

Diese Sage von der Mutter mit ihrem Kinde ist wohl deshalb

so beliebt, weil sie mit dramatischer Kraft den Sieg der Mutterliebe über die Geldgier schildert, durch den Triumph des edelsten Herzenszuges das allgemeine Empfinden des Volkes rührt und befriedigt.

Das zweite, was der Schatzsucher zu beachten hat, ist die Anwendung geeigneter Mittel, um den Schatz zu bannen. Hier scheiden natürlich die im vorhergehenden erwähnten Fälle aus, in denen von einem mehr zufälligen Auffinden von Schätzen die Rede ist, das nur wenigen Begünstigten zuteil wird. Durch Anwendung der geeigneten Mittel kann sich aber jedermann in Besitz eines Schatzes setzen — wenn er es nicht an der nötigen Vorsicht fehlen lässt. Sieht man einen Schatz aufflammen — eine blaue Flamme macht ihn kenntlich — so weiss man, dass er an die Oberfläche emporgestiegen ist. Dann muss man rasch einen Gegenstand von Eisen oder Stahl oder etwas Geweihtes, etwa einen Rosenkranz, in die Flamme werfen. Dadurch hat man den Schatz gebannt, er kann nun nicht mehr in die Tiefe sinken. Manchmal genügt auch etwas, was man am Leibe trägt. Eine Magd ging in der Mittagstunde über eine Wiese und sah einen Schatz brennen. Schnell entschlossen bindet sie ihre Schürze ab und wirft sie darüber. Dann rafft sie unter der Schürze hervor, aber nur einmal, denn sie fürchtet, dass die Zeit des Brennens vorüber sein möchte, und dann hätte sie bei einem unzeitigen Raffen sterben müssen. Aber das eine Raffen brachte ihr doch 10 Taler ein.

Ein Mittel besonderer Art ist der Schlüssel. Er erklärt sich aus dem Verschlossensein der Schätze. Aber nicht jeder beliebige Schlüssel vermag sie zu öffnen, sondern nur jener eine, der sich dem Schatzsucher auf mehr oder weniger wunderbare Weise darbietet. Von der Neisser Pfarrkirche ist oben schon die Rede gewesen, wo in einer Kapelle der Schlüssel aus der Wand wächst und erst zur Erschliessung des Schatzes verwendet werden kann, wenn er herabfällt. Der Schatz auf der Landskrone kann gehoben werden, wenn man einen Kanzelschlüssel, den man in der Christnacht abgezogen hat, nimmt und um Mitternacht in der Weihnachtszeit hinaufsteigt. Nach anderen muss es der Kanzelschlüssel aus der Görlitzer Peterskirche sein. Auf dem hohen waldigen Schwarzberg nahe beim Dorfe Dittersbach, eine halbe Stunde südlich von Waldenburg, liegen die Trümmer der alten Burg Neuhaus. Auf mehreren im Hofraum herumliegenden Steinen sollen

sich Schlüsselformen von besonderer Art finden. Wer nun die in diese Formen passenden Schlüssel hätte, der könnte die Schätze in den Burgkellern heben. In zahlreichen Sagen tragen die in Schlangen verwandelten verzauberten Burgfrauen Schlüssel im Munde oder am Schwanze, und wer mutig genug ist, sie ihnen zu entreissen, kann sie dadurch zugleich erlösen und die von ihnen gehüteten Schätze heben. Vom Hummelreviere wird erzählt, dass hier im Walde ein Dolch liege, mit dem drei Morde verübt wurden. Wer ihn findet, dem verwandelt sich der Dolch in einen Schlüssel, und er kann nun die Pforten der verschütteten Burgkeller öffnen und die Schätze gewinnen. Diese Sage ist eine Abänderung und Kürzung der anderen von der Hummelfrau, die dem armen Holzhacker den Dolch gibt [1]) und ihm befiehlt, am letzten der sieben Tage, in denen sie erlösbar ist, ihrer zu harren. Sie werde dann als Schlange mit furchtbarem Toben ihm entgegenkommen, aber er solle dreist den Dolch ihr in den Leib boren. Aber im gegebenen Augenblicke flieht er und wirft den Dolch weg. Nach aber 100 Jahren aber hat sich wirklich ein mutiger Mann gefunden, der die Schlange tötete. Da erschien eine Flamme und verzehrte die Schlange, ein weisses Täubchen erhob sich und flog zum Himmel. Es war die erlöste Hummelfrau. Mit dem Schlüsselbunde aber, den die Schlange im Maule getragen hatte, öffnete er die Keller der Hummelburg und wurde ein ungeheuer reicher Mann. So treten Dolch und Schlüssel in eine gewisse Wechselbeziehung. Mit dem Dolche bricht der Erlöser die Verzauberung des Leibes und befreit die eingeschlossene Seele, mit den Schlüsseln dagegen öffnet er den Zugang zu den verzauberten Schätzen.

Endlich dienen zur Schatzhebung folgende Zaubermittel: Die Wünschelrute, die Springwurzel und der Höllenzwang (ein Zauberbuch). Die Schätze der Burgruine Edelstein (bei Zuckmantel) kann nur der heben, der die echte Wünschelrute hat. Mit der Wünschelrute öffnen zwei Landleute die Tür zu den Schätzen des Schlosses Kaltenstein. Eine umfassende Zusammenstellung aller Mittel, die man anwenden soll, um verbannte Schätze zu heben, gibt Stieff im Schlesischen historischen Labyrinth (1737) S. 270: „Sieht man Schätze brennen, so muss man ein ungenütztes

[1]) Sie hatte einst ihren Gatten ermordet und musste nun seit 100 Jahren in der Mitternachtsstunde ruhelos umherwandeln.

Messer oder andere Stahlarbeit hineinschmeissen. Es muss dies ein Sonntagskind machen, es muss vierblättrigen Klee oder die Johannisblume oder Alraunel oder, was das beste ist, die echte Springwurzel oder den Farrensamen bei sich tragen. Man muss den Versuch mittags oder in der Mitternachtsstunde machen, ohne Worte, mit Lichtern von geweihtem Wachs und Docht[1]) usw.". Dann S. 272: „Manche Leute fragen eifrig nach magischen Charakteren, Amuletten, Heckegroschen, Springwurzeln, Glücksmännlein, Farrensamen u. a. — Räuber und Mordbrenner bedienen sich der angezündeten Finger von ungeborenen kleinen Kindern, Gastwirte und Dorfschenken des Diebsdaumens zu starker Nahrung, gewisse Weibspersonen der Kristall- und Gesichtsspiegel zur Entdeckung gestohlener Sachen usw." Aus dieser Zusammenstellung sieht man, wie zahlreich die Zaubermittel waren, die man zur Entdeckung von Wertgegenständen überhaupt, namentlich aber vergrabener Schätze, anwandte.

Als dritte Vorbedingung für ein glückliches Heben von Schätzen gelten gewisse persönliche Eigenschaften und ein besonderes persönliches Verhalten. „Sonntagskinder" müssen es sein, sagt Stieff l. c., Menschen, die mehr sehen als andere, einfache harmlose Personen, denen Mutter Natur wenig Witz verliehen hat, wie den Dummen in unseren Märchen, oder die noch mit Kinderaugen gläubig in die Welt schauen und wunderbare Dinge sehen, weil sie an sie glauben[2]). Ich habe selbst noch einen solchen Mann gekannt, der trotz seiner 60 Jahre viel Merkwürdiges erlebt hatte und sich selbst ein Sonntagskind nannte.

Im besonderen aber ergibt sich aus den Schatzsagen, dass, wer einen umgehenden Geist erlösen und seinen Schatz heben will,

---

[1]) Einen solchen Fall erzählt Berndt im Wegweiser (1828) S. 495 vom Einwohner Krause aus Reimswaldau, der zur Entdeckung der Schätze auf der Burg Neuhaus Lichter um sich herum stellte.

[2]) Eine Zobtensage erzählt: Ein blödsichtiger Mann und ein unmündiges Mädchen fanden eine sonderbare Tür in den Berg, die offen stand. Sie gingen hinein, und ein alter bärtiger Mann führte sie herum und zeigte ihnen die Herrlichkeiten. Zuletzt gab er ihnen einen Ast voll Kirschen oder Pflaumen. Als sie draussen waren und ihre Geschenke betrachteten, waren sie von gediegenem Golde. Goldgierige Bürger von Zobten aber suchten vergeblich die Tür, und auch ihr Graben war erfolglos. — In dieser Sage findet der Volksglaube von den Sonntagskindern seinen sprechendsten Ausdruck.

gerade jene Untugend nicht besitzen darf, die jenem zum Verderben geworden ist:

Er darf nicht habgierig sein.

Weil jener oben erwähnte Handwerksbursche, der vom Geiste in die Scheuer geführt wurde, um dort zu graben, sich weigerte, dem Befehle zu gehorchen, konnte er den Geist erlösen und den Schatz erhalten. Er weigerte sich nämlich aus dem Grunde, weil ihm der Grund und Boden nicht gehöre, er war nicht habgierig. Oft warnt die umgehende Seele den Schatzfinder geradezu vor Habgier, hängt doch ihre Erlösung davon ab. In Jauernig und Weidenau (Österreichisch-Schlesien) wurde von einem Kratzelmacher erzählt (einem, der Spinnkratzen zum Durchziehen des Wergs machte), der auf einem gepflasterten Wege einen lockeren Stein entdeckte. Als er den Stein hob, fand er ein Kästchen voll Geld darunter. Indem er nach dem Gelde griff, rief eine Stimme aus dem nächsten Gebüsche: „Nimm dir nicht mehr als 25 Gulden!“ Das tat er — und kam wieder. Die Stimme rief wie das erstemal, und er gehorchte. Als er aber zu Vermögen gekommen war, wurde er übermütig, verachtete die warnende Stimme und wollte mehr nehmen. Da verschwand das Kästchen, und sein Vermögen war auch bald verbraucht. Da wurde er wieder ein armer Kratzelmacher. Noch schlimmer erging es dem Perückenmacher Kilian von Hirschberg. Der hatte von den in den Kellern des Hausberges liegenden Schätzen gehört, und dass sie alljährlich einmal in der Christnacht von 12—1 Uhr offen stehen. Er steigt während dieser Zeit hinauf und findet eine Versammlung von Gnomen, denen er seine Bitte vorträgt. Da erlauben sie ihm, seinen Puderbeutel mit Goldstücken zu füllen, warnen ihn aber, wiederzukommen. Nun lebt er in Saus und Braus, und nach einem Jahre ist alles Geld vertan. Da steigt er wieder zur angegebenen Stunde hinauf, die Gnomen sehen ihn scheel an, aber auf seine flehentliche Bitte gestatten sie ihm noch einmal den Puderbeutel zu füllen, diesmal aber mit Silberstücken, aber nun solle er ja nicht wiederkommen, sonst sei es um ihn geschehen. Aber er ändert sich nicht, und als am Ende des Jahres alles Geld wieder verbraucht ist, wagt er es noch einmal. Aber er kam nicht wieder. Man fand ihn andern Tages zerschellt zwischen den Felsen.

Manchmal ist die Bedingung eine haarscharfe. Einem Rosenthaler Bauern (Grafschaft) begegnet einst das Burgfräulein von

Schnallenstein am Allerheiligenabende und bittet ihn, er möge sie durch eine Wallfahrt nach Grulich erlösen, aber er dürfe unterwegs ja kein fremdes Gut anrühren. Er vollbringt die Wallfahrt, aber auf dem Rückwege überfällt ihn der Durst, als er eben durch den Gräflich Althannschen Forst geht. Er pflückt ein paar prächtige Erdbeeren, die noch so spät im Jahre wie durch ein Wunder sich erhalten hatten. Da erscheint ihm das Burgfräulein klagend und jammernd, dass er sein Versprechen nicht gehalten habe, nun müsse sie wieder 100 Jahre warten[1]).

Eine andere, nicht minder wichtige Eigenschaft ist Furchtlosigkeit und unerschütterlicher Mut.

Er kommt besonders in Betracht bei der Erlösung der Burgfrauen und der Gewinnung ihrer Schätze. Die Burgfrauen, auch weisse Frauen genannt, sind nicht immer Büsserinnen für eigenen Frevel, bisweilen leiden sie unschuldig durch Verzauberung, oder sie tragen mitleidend den Fluch und die Strafe, die den verruchten Vater oder Gatten getroffen haben. Von diesem ist oft gar nicht mehr die Rede, er ist versunken und vergessen, vielleicht selbst böser Dämon geworden.

Sie aber sind erlösungsfähig, doch fordern sie das tiefste Mitleid heraus. Denn selten wird ihnen wirklich die Erlösung zuteil, weil der ausersehene Erlöser den Mut verliert. Und dann ist ihnen wieder auf lange Zeit die Möglichkeit abgeschnitten, erlöst zu werden. Gewöhnlich dürfen sie erst wieder nach 100 Jahren erscheinen, oder sie müssen warten, bis ein Bäumchen, das entweder erst zur Gerte sich biegt oder noch gesäet werden soll, zum grossen Baume geworden ist, gefällt wird und sein Holz zu einer Wiege hergibt; das Kind, das in dieser Wiege liegt, wird einst

[1]) Dieser Sagenzug, dass Habgier unfähig macht, eine Seele zu erlösen und ihren Schatz zu gewinnen, erinnert an den Berggeist, der ebenfalls Eigennutz nicht duldet und den Habgierigen entweder tötet, oder ihm den Schatz entzieht. Er hatte einem Grubenarbeiter geholfen bei seiner Arbeit und sich nur ausbedungen, dass sie den gemeinsamen (natürlich grossen) Gewinn teilen wollten. Das geschah. Aber bei der Teilung bleibt ein Pfennig übrig. Da nimmt der Arbeiter ein Messer und schlägt ihn mitten durch, um auch ihn noch zu teilen. Das war sein Glück, denn er bemerkte jetzt, dass er mit dem Berggeist auf einem Strohhalme über dem Schachte sass (ein andermal ist es ein Brett, auf dem sie sitzen). Einem andern Arbeiter spendet der Berggeist Gold, aber der so reich Beglückte gewöhnt sich das Saufen an, anstatt für seine Familie zu sorgen. Da wird sein Schatz immer kleiner und verschwindet.

als Mann die Erlösung wieder versuchen können. Die Zahl der einzelnen, auf und bei Burgtrümmern erscheinenden Frauen ist gross. Meist kommen sie in Schlangen verwandelt wieder, und der Auserwählte muss ihnen die Schlüssel, die sie zwischen den Zähnen tragen, entreissen, um sie zu erlösen und den Schatz zu gewinnen. Auf der Ruine Reichenstein[1]) bei Jauernig (Österreichisch-Schlesien) grub einst ein armer Webergehilfe am Palmsonntage während der Passion nach den dort verborgenen Schätzen. Da kam eine Schlange aus dem kellerartigen Gewölbe, die in ihrem Rachen einen goldenen Schlüssel trug. Entsetzt starrte er sie an, sie aber sprach: „Fürchte dich nicht! Willst du Schätze heben, so brauchst du nur Mut zu haben. Entkleide dich, und wenn ich mich an deinem nackten Körper emporwinde, um dir den Schlüssel in den Mund zu reichen, gib keinen Laut von dir. Dann hast du mich erlöst — denn ich bin verwunschen und du erhältst die ungeheuren Schätze, die im Kellergewölbe verborgen sind in einer eisernen Truhe, deren kunstvolles Schloss der goldene Schlüssel hier öffnet". Der Webergeselle entschloss sich zu dem Wagnis. Als aber der kalte Körper an sein Herz kam, stiess er einen markerschütternden Schrei aus und im Augenblick war die Schlange verschwanden. Er aber kehrte in Schweiss gebadet nach Hause zurück, fiel in Fieber und stand nicht mehr auf. Auf der Burgruine Kaltenstein bei Friedeberg (Österreichisch-Schlesien) liegt eine Tonne voll Gold begraben, die eine verwünschte Prinzessin bewacht. Zwei Landleute, die mit einer Springwurzel den Schatz heben wollen, sehen, als die Tür auffliegt, die Tonne. Aber ein schwarzer Pudel mit roten Augen sitzt auf ihr; plötzlich verwandelt er sich in eine Schlange, und sie fliehen. Erinnert sei hier auch an die oben erwähnte Sage von der Hummelfrau. Eine weisse Frau erscheint auch am Hessberge bei Kolbnitz (bei Jauer), auch sie erscheint später als Schlange mit einem goldenen Schlüssel. Ein Knecht aus Hermannsdorf, dem sie sich anvertraut hatte, wird ohnmächtig vor Angst und kann sie darum nicht erlösen. Nach 50 Jahren kommt sie wieder, und die sind jetzt bald um. Auf der Burg Landeck an der Ostrawitza erscheint die Burggräfin dem

[1]) Ruine Reichenstein wird jetzt auf Veranlassung des Mährisch-Schlesischen Sudetengebirgsvereins und mit Unterstützung des Kardinals Kopp ausgegraben und in den erhaltenen Teilen ruinenmässig aufgebaut, so dass sie ein übersichtliches Bild einer solchen Raubburg in ihren Grundlagen bietet.

Müller, der sie erlösen will, auf einem feurigen Eber reitend, und glühende Schlangen springen aus ihrem Munde. Als er flieht, hört er die jammernden Worte hinter sich drein rufen: „Wehe, wehe mir! Auf ewig bin ich nun verwünscht; denn du allein konntest mich erlösen". Am Brunnen auf dem Zobten trifft ein Wanderbursche eine wunderschöne Frau. Ihr Gewand ist blau, ein Blütenkranz schmückt ihre Locken. Sie fordert ihn auf, sie zu erlösen; denn er sei zur bestimmten Stunde geboren und stets rein und schuldlos geblieben. Erlöse er sie, so werde sie ihm ihre Hand reichen und ihn zum Herrn des verzauberten Schlosses auf dem Gipfel des Berges machen. Wenn sie ihm als Schlange erscheinen werde, an deren Schwanze sie ein Bund Schlüssel trage, solle er furchtlos auf diese treten, und er werde die Schlüssel gewinnen und sie erlösen. Aber ihm sinkt der Mut, und klagend ruft das Untier aus: „Wehe mir! Nun muss ich wieder Jahrhunderte warten, bis mir ein neuer Erlöser geboren wird". Das ist eben das Tragische dieser Wesen, dass sie durch ihre furchtbare Erscheinung selbst beitragen müssen, ihre Erlösung zu verhindern.

„Und wer sich vermisst, es klüglich zu wenden,
Der muss es selber erbauend vollenden".

Eine dritte, seltener geforderte Eigenschaft ist sittliche Reinheit. Es sei verwiesen auf den Burschen in der eben mitgeteilten Zobtensage, den die Jungfrau darum erwählt hat, weil er stets rein und schuldlos geblieben sei. So heisst es auch von den Schätzen, die in den Kellern der Kningenburg bei Volpersdorf (Grafschaft Glatz) von Raubrittern vergraben liegen, dass nur eine reine Jungfrei sie heben könne[1]).

Eine unverbrüchliche Bedingung bei jedem Schatzheben ist Schweigen. Dies persönliche Verhalten wird immer wieder eingeschärft. Eine unvorsichtige Bemerkung, ja der geringste Laut lässt sofort den Schatz verschwinden. Der Teufel oder wer der böse Dämon der Unterwelt sein mag, lauert förmlich darauf und versucht jedes Mittel, um den Schatzgräber zum Sprechen zu bringen. Hieraus entstehen oft recht drollige Geschichten. Aus Gurschdorf (Österreichisch-Schlesien) wird erzählt: Unter einem

[1]) Auch den Gral, jenen heiligen Schatz des Mittelalters, kann nur Repanse de Schoye, die reine Jungfrau, aufheben und mit Leichtigkeit tragen, während ihn sonst keine Macht der Welt zu tragen vermag.

alten Lindenbaume, der an der Ecke der Scheuer stand, die dem Ignaz Böhm in Gurschdorf gehörte, sollte ein Schatz begraben liegen. Einige Leute begaben sich einmal nachts 12 Uhr mit einer Wünschelrute dahin, um den Schatz zu heben. Sie wussten wohl, dass sie kein Sterbenswörtchen sprechen durften. Während ihres Hantierens kamen allerlei Spukgestalten, um sie zu erschrecken, aber sie verharrten in Schweigen. Schon sind sie auf den Deckel der Kiste gekommen, da kommen zwei Männer heran, von denen jeder ein Stück Holz trägt. Sie setzen die Hölzer zusammen und machen einen Galgen. Mit Entsetzen sehen die Schatzgräber ihrem Beginnen zu. Da fragt die eine der unheimlichen Gestalten die andere: „Wen sollen wir zuerst aufhängen? — Nehmen wir den mit dem roten Käppchen!“ Der eine trug in der Tat eine rote Kappe, und der erschrak jetzt so heftig, dass ihm die Worte entfuhren: „Jesus Maria!“ Augenblicklich sind Galgen, Gestalten und Schatzkiste verschwunden. Der Ausruf hatte den Dämonen Macht gegeben, den Schatz wieder in die Tiefe zu ziehen. Die Sage ist typisch. Sie kehrt an zahlreichen Orten wieder. In der Patschkauer Gegend haftet sie am Pelkenberge und an der Ruine Neuhaus mit der Variante, dass die dämonischen Gestalten sprechen: „Wen nehmen wir? — Nehmen wir den mit dem grauen Rocke und dem langen Zoppe!“ Der eine der Schatzgräber hat nämlich einen grauen Rock an und trägt einen Zopf, wie es im 18. Jahrhundert Sitte war.

Von der Ruine Wigstein (Österreichisch-Schlesien) heisst es, dass hier einmal Schatzgräber Zauberformeln anwendeten, um die vergrabenen Schätze zu heben. Da kam der Teufel aus dem zwölften Keller (die Sage erzählt oft von mehreren Kellern in alten Burgen, die übereinander liegen; der zwölfte Keller liegt jedenfalls sehr tief) auf einem goldgefüllten Fasse geritten, nahm verschiedene Gestalten an und schritt schliesslich auf einen der Schatzgräber zu, der eine rote Weste trug, und rief: „Der mit der roten Weste ist mein!“ Rote Farbe, grauer Rock, langer Zopf sind dämonische Kennzeichen, und der Mensch, der sie trägt, setzt sich der Gewalt der Dämonen aus.

Als in Gurschdorf einmal ein Mann, mit Höllenzwang (Zauberbuch) und Wünschelrute ausgerüstet, samt einigen Gefährten einen Schatz zu heben sucht und ihre Pickhauen schon hohl dröhnen,

da kommt ein dreibeiniger Hase (verwandelte Gestalt des Teufels) und sieht neugierig zu. Sie lassen sich nicht stören, graben ruhig weiter und setzen schon die Hebel an, um den Kessel voll Geld herauszuwuchten. Da saust ein Reiter vorüber; aber sie beachten ihn nicht. Als aber endlich ein Knabe auf einer Mulde ganz langsam angerutscht kommt und fragt, ob er wohl den Reiter noch einholen könne, da spricht der eine vorlaut: „Was, du Narr! Du willst mit der Mulde den Reiter einholen?“ Und verschwunden ist der Knabe, aber auch der Schatz. Der Teufel hatte sie überlistet. Aus Weidenau stammt die Erzählung, dass einem beim Schatzgraben plötzlich ein Hase erscheint, der auf einem Butterstriezel reitet und fragt, ob er noch weit zur Stadt habe. „Such du mich zu Potschke“ (Lass mich in Ruhe), sagte der unvorsichtige Mann, und weg war der Schatz. In einem andern Falle lässt sich der Schatzgräber, ein Knecht in Gross-Rosen bei Striegau, durch einen plötzlich erdröhnenden Donnerschlag nicht aus der Fassung bringen. Es ist gerade Mittag, und er wird zum Essen gerufen. Aber er hört weder auf den Ruf, noch beachtet er die fortgesetzten Donnerschläge und die wie dampfende Klösse um ihn herumfliegenden Blitze. Da kommt der Grossknecht und gibt ihm eine mächtige Ohrfeige, dass ihm das Grabscheit aus der Hand fliegt, und seine Scheltworte lassen den Schatz sofort in die Tiefe sinken. Der goldene Stollen bei Reinerz wird von einem schwarzen Hunde bewacht. Ein Zauberer will einst die dortigen unermesslichen Schätze heben, aber als er sie sieht, stösst er einen Freudenschrei aus, und muss nun bei den Schätzen schlafen, bis ihn wieder ein menschlicher Schrei weckt.

Wie das Sprechen ist auch das Sichumsehen beim Schatzheben vom Übel. In Grüssau kommt einst ein Zwerg zu einer Frau und fordert sie auf, ihm zu folgen, sie dürfe sich aber nicht umsehen, wenn sie den Schatz heben wolle, den er ihr zeigen werde. Er führt sie in einen Keller hinab. Auf der letzten Stufe aber sieht sie sich um, um zu sehen, ob ihr Mann auch nachfolge. Da entsteht ein Geräusch, und Zwerg sowie Schatz sind verschwunden. Dieser Sagenzug erscheint nur dann und wann.

Vereinzelt steht die Sage von der Landskrone, dass man drei ganz schwarze Tiere, an denen kein weisses Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund mit

hinauf zur Burgruine nehmen solle, dann werde sich die Tür zu den Schätzen von selbst auftun. Es ist der Nachklang eines Opfers für den Dämon der Unterwelt.

Ich schliesse diese Ausführungen mit einer allgemeinen Bemerkung über die Schatzhüter. Der Begriff ist ein doppelter. Es gibt Schatzhüter dämonischer Art, oft Teufel genannt, die jeden Versuch von Menschen, sich der Schätze zu bemächtigen, zu vereiteln streben. Es gibt aber auch Schatzhüter seelischer Art, die verdammt sind Schätze zu hüten, aber ihre Hebung durch Menschen anstreben, weil sie dadurch von dem Bann erlöst werden. Da aber beide Arten in gleichartigen Verwandlungen erscheinen, so ist es bisweilen nicht möglich, sie klar zu unterscheiden — dann nämlich, wenn die Sage sich nicht deutlich über ihre Art äussert. Die häufigste Erscheinungsform der Schatzhüter ist die als schwarze Hunde, aber auch als Kröten, schwarze Hühnchen, Drachen treten sie auf. In einer Sage aus Derschau (Oppeln) wird ausdrücklich gesagt, dass der Teufel erscheine als Hund und dann als Stier, um die Schatzsucher abzuschrecken. Bei den Schätzen des Schnallensteins liegt ein schwarzer Pudel, bei denen des goldenen Stollens ein schwarzer Hund; aber es wird nicht gesagt, ob es der Teufel oder eine gebannte Seele ist. Dagegen ist bei einer Schatzsage des Zobtens der schwarze Hund unzweifelhaft eine verwandelte Seele. Es ist die bekannte Sage von der Frau mit dem Kinde. Als sie in die Höhle tritt, ruft ihr der pechschwarze Hund „Raff, raff, raff!“ zu, und sie rafft dreimal von den Schätzen, vergisst aber ihr Kind im Berge. Als sie ein Jahr später wiederkommt, findet sie ihr Kind gesund und lächelnd. Sie reisst es an sich und eilt hinaus, obwohl der Hund wieder sein „Raff, raff, raff!“ ruft. Da sie sich aber nicht daran kehrt, heult er kläglich, weil sie nicht gerafft hat, um die Geister zu erlösen. Solcher verwunschenen Geister, heisst es in der Sage, gibt es im Zobten mehr als Steine auf dem Berge.

# Allerlei „Überflüssiges“ aus dem Grünberger Kreise.

Von M. Hellmich in Glogau.

Nach dem Volksurteil ist ein grosser Teil des Kreises Grünberg „überflüssig“, nämlich der durch den Oderfluss von der Kreisstadt getrennte östliche. Und auch manchem der dort angesessenen Bewohner wird wohl aus Neckerei der Vorwurf gemacht, er gehöre zu den „Überflüssigen“.

Die abgeschlossene Lage dieses Kreisteiles, den nur einige, oft genug durch Eisgang oder Hochwasser im Betrieb gestörte Fähren bei Aufhalt, Pirnig, Miltzig, Saabor und Hammer mit der Kreisstadt im Westen verbinden, während im Norden und Osten Wald und Bruch ihn umgürten, hat wohl dazu beigetragen, dass sich hier noch mancher, sonst schon vergessene Brauch erhalten hat.

Hier hat noch der Schornsteinfeger auf jedem Dorfe und auf dem Gute, meist in der Schäferei seine Gerätschaften hängen zum Andenken daran, dass ihm einst die Gutsherrschaften Kost und Wohnung geben mussten, was diese meist den Schäfern übertrugen. Hier müssen auf manchen Dörfern der Reihe nach die Besitzer je eine Nacht „de fêfĕ troin“, d. h. Nachtwächterdienste verrichten. Die Nachtwächterpfeife ist kunstvoll mit der Krücke eines Stockes vereinigt, der von Hand zu Hand geht als Zeichen des fälligen Dienstes, während das Horn um 10 Uhr bei dem Gemeindevorsteher abgeholt und nach Beendigung der Wache früh um 3 oder 4 Uhr wieder hingetragen werden muss. Hier erleiden noch die Einwohner der zu dem Kirchort Boyadel gehörigen Heidedörfer mancherlei Neckereien von ihren glücklicheren Genossen, denen der weite im Sommer durch die sandigen Wege und im Winter durch Schnee und Eis erschwerte Kirchweg erspart bleibt. Man nennt sie spöttisch „tánepl̥birgr̥“, weil ihr Dorf im tiefen Forst liegt und sagt ihnen wohl auch — sehr zu Unrecht — nach, sie seien „tum“ oder hätten „an pantufl̥ stots hartsĕ“. Auch gegen Besucher aus Nachbarorten, besonders von jenseits der Oder, die sich namentlich des Winters, wenn einmal der Strom gefroren und für Fussgänger passierbar ist, gern zu den Tanzvergnügen ein-

finden, ist man nicht sehr freundlich; da heisst es gleich: Dĕ Miltsjr̥ haidukn̥ kum'a Bojādlr̥n ei a ûrš kukn̥.

Hier ist auch die Gegend, in der unbarmherzig von manchem kleinen Orte behauptet wird, es habe 14 Wirtschaften und 15 Spitzbuben, denn „dr̥ šaultse štīlt fr̥ tswiĕ", oder wo man sich vom Nachbarorte erzählt, dass bei der gemütlichen Nachsitzung nach dem „Gebote" der Scholze den Wächter fortschicken wollte, damit er achtgebe, dass nicht gestohlen wird, worauf ihm der Hüter der Ordnung treuherzig antwortet: „wār ſul den štāln̥, 's ſên ju olĕ hî".

Hier spricht man noch von seltenen Ereignissen, sie geschehen nur „alle hôc͜hĕ fésttāgĕ: fasnacht, kⁱrms unt kniēbl̥bîr̥" und tanzte noch vor kurzer Zeit alte Tänze, wie „Freuet euch des Lebens" „Herr Schmidt", den Schustertanz und andere.

Und endlich gibt es auch noch dörfliche Originale, wie z. B. den „Boyadler Pastor", einen Schwachsinnigen, der Bürgers „Lenore" vom Titel bis zum Schlusspunkt nach eigenen Deklamationsprinzipien vorträgt und bei allen freudigen und traurigen Ereignissen mit Reden im Fest- oder Trauerhause aufwartet.

Was besonders auffällt, ist die Freude an der poetischen Ader Einzelner; sie zeigt sich in Texten, die beliebten Tanzmelodien untergelegt werden, wie z. B. die rhythmische Aufzählung der Dorfmusikanten:

Košnik, dr̥ ālĕ Kuc͜hĕ
Kuc͜hĕs jun unt Kunrad vun Kern
Unt dr̥ ālĕ Morgn̥štern

oder die der Hauptpersonen einer Hochzeit

Batkĕ, Batkĕ mit Lurkes Êfmari (Eva Marie)
Kirchnr̥ unt Matjaukĕ
Bartl̥ unt Bartlaukĕ

oder die unversehens in die Luft flattern, wenn das sittliche Gefühl durch ein Ereignis aufgerüttelt wird, wie es Anonymus in folgendem Verse schildert:

êbr̥n ſê wêt dr̥ wint, dĕ N. N. krikt a kint,
hôt ôgn̥ wî a kûotr̥, dr̥ N. N. is sei fûotr̥

und ähnliche.

Einem praktischeren Zwecke scheint mir eine andere Art dörflicher Reimereien gedient zu haben, die wohl bisher noch unbeachtet geblieben ist. Es sind dies lose aneinander gereihte

Reime, die alle Dorfbewohner in der Reihe aufzählen, wie sie im Dorfe nebeneinander wohnen.

Aus dieser Anordnung, die bei dem Aufsagen der Verse immer als wesentlich hervorgehoben wird, ferner aus dem Vorkommen von alten Ausdrücken wie brumr (der Bezeichnung für alte kupferne 4-Pfennigstücke) und besonders aus dem Festhalten der Torsaulen an Stelle der Eigennamen der Besitzer möchte ich den Schluss ziehen, dass dieselben ursprünglich den Zweck hatten, Merkverse für die Reihenfolge der Besitzungen zu sein. Vielleicht stammen sie noch aus der Zeit der Hofdienste, für die die gewissermassen mechanische Kenntnis der Reihenfolge der Besitzungen namentlich in Haufendörfern mit verzweigtem Strassennetz von Wichtigkeit war. Auch sollen — was mir von einzelnen Gewährsleuten gesagt wurde, die aus dem Herzogtum (Posen nämlich) stammen — Verse mit fast denselben Wendungen in der Gegend von Bomst noch im Schwange sein.

Nachdem ich erst festgestellt hatte, dass mit nur unwesentlichen Abweichungen diese Verse von Schwarmitz bis Kölmchen und in die Provinz Posen weit hinein häufig sind, habe ich mich bemüht, das Verbreitungsgebiet zu umgrenzen. Einer freundlichen Mitteilung des Herrn Lehrer Karl Eckert in Boyadel verdanke ich die Nachricht, dass westlich die Grenze anscheinend durch den Bober gebildet wird, da die Orte Liebthal, Kossar, Treppeln, Kuckädel und andere diese Reime kennen, während jenseits nichts darüber zu ermitteln war. Wie weit nach Osten sie bekannt sind, habe ich noch nicht erfahren können, nach Süden hin habe ich sie noch in Nittritz gefunden. Dagegen ist mir, um gleich einen Ort in grösserer Entfernung zu nennen, versichert worden, dass in der Gegend von Liegnitz (Rüstern) nichts dergleichen bekannt geworden. Die Verbreitung scheint mir mit der des Gebrauches der Torsaulen identisch zu sein, der mir u. a. von Herrn Oberlehrer Koch in Glogau auch für die Gegend von Krossen bestätigt wird.

Ich lasse hier zunächst einen solchen Dorfreim aus Hohwelze folgen. Ich besitze ähnliche aus den Dörfern Dickstrauch, Polke, Schosnofke, Schoslawe, Boyadel-Fährkutschen, Kleinitz und Nittritz, ferner Bruchstücke aus Boyadel (Hauptort), Pirnig u. a., die sich ausser in den Namen der Wirtschaften nur noch durch einzelne Zusätze oder Weglassungen, sowie veränderte Reihenfolge des

Textes unterscheiden. Auch habe ich Nachrichten aus einer weiteren Reihe von Ortschaften, dass dort ebenfalls die Texte bekannt sind.

Dorfreim Hohwelze.

| | |
|---|---|
| Wek klopt a îēgetsiŋkŋ | (Wecke) |
| Ādam wult bîr triŋkŋ | (Hauschke |
| dĕ ālĕ Moirn fiŋt | († ) |
| dos dr Kûnrt aim hauwĕ rum šprint | (Kuhnert) |
| Kurtsmon hôd a guldnes fišan (a šimlich fārt) | (Kurzmann) |
| Kašk ducht, swār a gĕbrautnes fišan (ni drê brumr wārt) | (Kaschke) |
| dĕ Rîdln giŋk na Grusŋ | (Riedel) |
| dĕ Šāfrn wultŋ ni lusŋ | (Schäfer) |
| dĕ Jenškŋ joit fich dĕ flê | (Jenschke) |
| dĕ Kênigŋ ducht swārn dĕ rê | (Bänsch) |
| dr ālĕ Krātšmr šlacht an kûotr | (Kretschmer) |
| dr lêrr ducht swār dr grûsfûotr<br>dr lêrr liēt a jun êbr dĕ baŋk | (Schule) |
| Hōnsjirg tsornt drê tāgĕ laŋk | (Zureck) |
| beŋ šaults wār dr bîršaŋk | (Wittich) |
| beŋ šmêt wārn dĕ ālŋ wêbr kraŋk | (Banse) |
| Pešl hôd an šlipr mil ch bûrt | (Peschel) |
| Wintskr hôt gûdĕ ûrt | (Neumann) |
| Ferštr macht tswekŋ | (Förster) |
| Rîstr kan mich fuftsān maul beŋ ûržĕ lekŋ | (Riester) |
| Rôt kukt tsur foires rōs | (Roth) |
| Êchhorn ducht swār dĕ špîsmōs | (Kloy) |
| dr kriēmr šlachts kolp | (Andretzke) |
| Neuman nûoms holp | (Neumann) |
| Pešl nûoms gĕkrêfĕ | (Peschel) |
| Stār wûr a ganz jaur bêfĕ | (Stahr) |
| Broîr kruch eis moifĕlauch | (Brauer) |
| Šefnr mêt dr kulĕ anauch | (Andretzke) |
| Gōlš klopt a flûk | (Golisch) |
| Hanšk ducht, a wār ni raicht klûk | (Hanschke) |
| Šustr nûom dĕ štreŋ | (Pallutz) |
| Litsk ducht a wult fich heŋ. | (Litzke). |

Die in Klammern beigesetzten Namen sind die bürgerlichen Familiennamen, während die in den Versen genannten die Torsaulen sind. Für deren den bürgerlichen Namen ausschliessenden Gebrauch ist allerdings das aus anderen Rücksichten angeführte Beispiel nicht gut gewählt. Ich lasse daher noch zwei andere Ortsreime hier folgen, und zwar zunächst den von Schoslawe, wo das Überwiegen der Torsaulen schon besser erkennbar ist. Zu-

gleich sieht man daraus, wie enge die Texte miteinander verwandt sind.

Dorfreim Schoslawe.

| | |
|---|---|
| Tragônr šlachts kolp | (Schilf) |
| Dimkĕ nûoms holp | (Riehn) |
| Laubĕ nimts gĕkrêſĕ | (Kurzmann) |
| dr ālĕ gastwirt wûrš gantše jaur bêſĕ | (Lange) |
| Matšiskĕ hôd an êſrnĕ têr | (Matschiske) |
| Gôliš honsjirg šûb a rêgl fêr | (Golisch) |
| Lan hôd an šliprmilçhbûrt | (Lange, der sog. Bremmel-Lange) |
| Faulhabr ducht swār gûdĕ ûrt | (Faulhaber) |
| ben Bôn špran a pûr flêan | (Gottwald) |
| Wundrliçh ducht swārn a pûr rêan | (Hampicke) |
| Hampik hôd a guldn tišl | (Hampicke) |
| Bergr ast garn gĕbrautn fišl | (Awege) |
| Lûdwich šûb eis moiſĕlauch | (Lange, Gerichtsmann Lange) |
| Awēgĕ mit dr kulĕ anauch | (Doil) |
| dr milr nûom dĕ stren | (Doil) |
| dr jāgr ducht, a wār ſich hen | (herrschaftl. Förster) |
| dr grausknaicht frkêlt a flûk<br>dr junĕ ducht, a wār ni ſô klûk | (Dominialhof) |
| Kern hôd a šimlich fārt | (Franke) |
| Tsaretskĕs wār kenĕ drê brumr wārt | (Zaretzke) |
| Tsaretskĕs šāfr hôd an šek | (Zaretzke) |
| Gôliš ducht s wārn a pûr rêbek. | (Riehn). |

Schliessen möchte ich mit dem Dorfreim aus Nittritz, der erstens eine Menge abweichender Strophen bringt und wegen der Torsaulen insofern bemerkenswert ist, als man sieht, wie dabei zum Teil alte Namen an sich weiter bestehen, dann im Übergang der Besitzernamen mit der Torsaule verschmolzen wird (z. B. Stārēgl, Fitsĕlupkĕ, Miškĕmair) und schliesslich auch einzelne neue Namen rein auftreten.

Dorfreim Nittritz.

| | |
|---|---|
| Komendĕ | |
| waunt ufm endĕ, | (Ahr) |
| Felšĕ drnābm, | (Decker) |
| Šudekr blêbt drûo klābm. | „ |
| Lupkĕ šlacht a kōlp, | (Lubig) |
| Klainitskĕ, dar nimts hōlp, | (Strauch) |
| Naporkĕ nimts gĕkrêſĕ, | (Tietze) |
| Rabuntkĕ is a hōlp jaur bêſĕ | (Kühn) |
| Tulkĕ šest ais putrfûos, | (Staar) |
| Mendĕ denkt, wi rumplt dûos. | (Mende) |

| | |
|---|---|
| Stārēgl̥ ſitst ufm̥ dachĕ, | (Regel) |
| Gutšĕ denkt s'iſ a trachĕ. | (Gutsche) |
| Gritšûdĕ kocht a mālbrê, | (Woitschütztke) |
| Ringl̥ tunkt ſich de finr̥ rê. | (Muche) |
| Nikl̥ ſitst ufm̥ šeml̥, | „ |
| Fitsĕlupkĕ denkt s'iſ a breml̥. | (Pürschel) |
| Ûrês is dr̥ klênĕ mûon, | (Ahr) |
| Miškĕmair̥ špricht, ſ'is ništ ni drûon. | (Mischke) |
| Hanšl̥ šlacht a pûr̥ tôbn̥, | (Laubstein) |
| Kuškûbĕ hilft ſe bĕklôbn̥. | (Kühn) |
| Kerbr̥š hôd a bêſĕ bain, | (Muche) |
| Sāfr̥pôr̥ špricht, ſ'wirt nich ni hailn̥. | (Ahr) |
| Šilr̥ hôd an grôsn̥ bûrt, | (Felsch) |
| Kîſl̥ špricht, ſ'is judn̥ûrt. | (Lamm) |
| Wêçhr̥ šlacht an hunt | (Weichert) |
| Unt macht mit Haškn̥ a bunt. | (Haschke) |
| Šûdĕmertn̥ hôd a langĕs massr̥, | (Schade) |
| Hîmr̥š denkt, nû kum' dĕ frasr̥. | (Schulz) |
| Miškĕ šlacht a šwên, | (Kuch) |
| Piršlmuchĕ fent ûo tsu grēn. | (Woitschütztke) |
| Heršhkristuf sit tsum šornstên rōs, | (Muche) |
| Krōſĕ denkt s'iſ an grôsĕ mōs. | (Krause) |
| Wakĕ is a ormr̥ mûon, | (Decker) |
| Kînmoteis wîl olls hûon. | (Kühn) |
| Tsîſĕ sit tsum fanstr̥ rōs, | (Ziese) |
| Maršaultsĕ šticht'm̥ dĕ ōgn̥ rōs. | (Muche) |
| Bekerš hôt an ālm̥ ropn̥ | (Brundke) |
| Pitskĕ šbricht, a kuon gōr̥ ni mê dropn̥. | (Schade). |

Wie mir Herr Gutsbesitzer Leisner in Nosswitz, ein geborener Kladauer, mitteilt, machte man in seinem Geburtsorte, wenn man einem Eingeborenen etwas Ungehöriges vorwerfen wollte, den sog. „pulšn̥ kwirl“. Das heisst: ihm wurde mündlich oder schriftlich der Dorfreim vorgehalten und dabei ein auf ihn bezüglicher Vers eingeschoben, z. B. bei einem Eigentumsvergehen die Verse:

dr̥ A. ſit a pûr̥ rûobn̥ flign̥,
dr̥ ..... kan ništ ſân lign̥.

Besonders der Ausdruck „polnischer Quirl“ dürfte für die Entstehung bedeutsam sein.

# Flurnamen aus dem Gebirge und aus Niederschlesien.

Von W. von Unwerth.

### I. Hain im Riesengebirge. II. Prittag, Kreis Grünberg.

Das Dorf Hain: dr hôan (in hôanĕ, ai a hôan) zieht sich etwa unterhalb der Kleinen Sturmhaube und der Spindlerbaude am schlesischen Abfall des Riesengebirges hinab, seitlich begrenzt von den Taleinschnitten des Rotwassers und des Bächels. Das zwischen diesen Wassern gelegene Gebiet wird nochmals gegliedert durch den Lauf des Mittelwassers (mit dem Hainfall) und des Seifen. Die oberhalb des Dorfes liegenden Waldungen — bis zum Gebirgskamme — gehören zum Forstrevier Hain, und es sind daher die Namen der Forststücke den Hainer Flurnamen anzuschliessen. Wald und Berg am unteren Ausgang des Dorfes, auf Giersdorf zu, heisst dr gelnr „der Göllner", daneben dr fuknr: „Fuckner" ist der Name einer in Hain ansässigen Familie.

Am Rotwasser, auf Agnetendorf zu, liegt s finkalôch „das Finkenloch". Die Flurnamen innerhalb des eigentlichen Dorfes sind

a) zwischen Rotwasser (s rûtĕ wosr) und Mittelwasser (mitlwosr): dr bêrbark „der Beerberg" (Beer ist ein häufiger Familienname); s brûtlôch mîdn brûtštênĕ (das Brotloch mit dem Brotstein); s hôwĕloch (das Hofloch); s kāfēbrāt (das Käsebrett); ai hôlants kîwan „in Holands (Personenname) Kiefern"; s lanĕ flôs (das lange Floss), urspr. Bezeichnung des Baches, jetzt des gesamten Flurstückes; s finrlôch „das Fingerloch" (Finger ist der Name des früheren Besitzers); darüber dr borbrrant (der Barberrand).

b) zwischen Mittelwasser und Seifen (faifa): bem brādlr „beim Bradler" (Name des Besitzers), aber auch: ufm brādlr „auf dem Br.", wobei dr brādlr direkt das Flurstück bezeichnet; bergrš hîbl „Bergers (Besitzer) Hübel".

c) nach dem Bächel zu: ufn štᵘrtsĕ „auf dem Sturze".

Die Namen der anschliessenden Forststücke sind:

a) zwischen Rotwasser und Mittelwasser: s kletsrlôch „das Klötzerloch"; bai a wîfa „bei den Wiesen"; s švoʳtsĕ lôch „das schwarze Loch"; dĕ riljaleċhr „Röhrlingslöcher" (rilja fain pfafr-

liɒĕ (wohl = Röhrlinge: rîrlija ⟩ ri$^{r}$lja ⟩ rilja); dr̥ hultsšlāk „der Holzschlag“; in te$^{r}$nan pušĕ „im dornigen Busch“; dr̥ dirĕ bark „der dürre Berg“; dr̥ švo$^{r}$tsĕ bark „der schwarze Berg“; dr̥ ſaml̥-juɒĕ „der Semmeljunge“ (auch bei Arnsdorf Bezeichnung eines Berges); dr̥ liɕ̥hl̥ die Senkung bei der Spindlerbaude: liɕ̥hl̥, aus mhd. *lüchel*, ist germanische Deminutivbildung (*-ila-*) zu loch, wie schles. tipl̥ zu topf, k$^{i}$rbl̥ zu korb; da der etymologische Zusammenhang nicht mehr klar war, hat man zu den meist gebrauchten präpositionalen Wendungen im liɕ̥hl̥ (auch ufn̥ liɕ̥hl̥, auſn̥ liɕ̥hl̥ usw.) die Nominativform dr̥ liɕ̥hl̥ neu gebildet.

b) zwischen Mittelwasser und Seifen: dĕ muml̥grûvĕ mîd a muml̥hoiſan „die Mummelgrube mit den Mummelhäusern“; s klênĕ ſêmla „das kleine Säumchen“; bai dr̥ hôr̥tsfiɕ̥htĕ „bei der Harzfichte“; dr̥ šafr̥tsûk „der Schäferzug“; s ſaifalôɕ̥h „am Seifen“; dr̥ mitl̥bark „der Mittelberg“; dr̥ fôġl̥bark „der Vogelberg“ (am Silberfall); s št$^{u}$rmhaubm̥lôɕ̥h „das Sturmhaubenloch“ (an der Sturmhaube).

c) rechts vom Seifen (auf die Baberhäuser zu) dr̥ ſoištōl „der Saustall“; dĕ štampa „die Stampfen“. Der Sinn des letzten Namens ist nicht klar; die Futterstampfe zur Bereitung des Schweinefutters, an die man wegen der Nachbarschaft des Saustalls denken könnte, heisst nicht štampĕ, sondern šorvĕ (āpr̥našorvĕ) Scharbe.

Lehrreich ist es, mit diesen gebirgsschlesischen Flurnamen einmal entsprechende Bezeichnungen aus einem ganz andern Dialektgebiete Schlesiens zu vergleichen. Ich gebe im folgenden die Flurnamen des Dorfes Prittag (pritik) im Kreise Grünberg.

Im braitn̥ štikĕ „im breiten Stück“; im hîewaigĕ „im Heuwege“; in dr̥ ragôfskĕ (die Bezeichnung stammt von dem Namen eines polnischen Besitzers); dĕ grôsĕ wêſĕ „die grosse Wiese“; ofm širškĕ „auf dem Tschirschky“ (Name der gräflichen Familie); dĕ haultswêſĕ „die Holzwiese“; dĕ hutuɒktailĕ „die Hutungteile“; dĕ bistr̥ts „die Bistritz“, ursprünglich Bezeichnung eines Wassers, jetzt des ganzen Flurstückes: of dr̥ bistr̥ts; s wāltfurbrik „das Waldvorwerk“; dĕ laɕ̥hwêſĕ „die Lachenwiese“ (feuchte Wiese); dr̥ marîn̥hauf „Vorwerk Marienhof“; am grānsgrûobm̥ „am Grenzgraben“; bem fišr̥ „beim Fischer“ (an der Oder); ûon dr̥ ſotl̥-grānsĕ „an der Sattelgrenze“; s grānsgĕhîegĕ „das Grenzgehege“; dr̥ îebr̥- und dr̥ nêdr̥wālt „der Ober- und Niederwald“; dîpl̥s grûbĕ

„Dippolts Grube“; ufm erbĕ „auf dem Erbe“; dĕ kraubargĕ „die Krähenberge“; s mêlštik „das Mühlstück“; ôwm laimbargĕ „auf dem Lehmberge“; undrn pišan „unter den kleinen Büschen“ (Deminutiv auf -an, vgl. tanan kleine Tannen, mûĕdan Mädchen u. a.); ufm fuksbargĕ „auf dem Fuchsberge“; ufm finkŋbargĕ „auf dem Finkenberge; dr kumrôwm „der Kummerofen; dr knurpôš „der Knorrbusch“; kaufrš bark „Kosers (Name) Berg“; dĕ blusštikĕ „die Blossstücke“, d. h. wohl die abgeholzten Stücke; dĕ jesnêwĕ, vgl. poln. Jaś Jasch „Johann“ und niwa „Neubruch, Land“ (Nehring); dĕ fêbargĕ „die Seeberge“; dĕ hernhaidĕ „die herrschaftliche Heide“; dĕ îelmêlĕ „die Ölmühle“; dĕ šnêdĕmêlĕ „Schneidemühle“.

Von angrenzenden Flurstücken des Dorfes Deutsch-Kessel seien noch genannt: dĕ šitstēĉhwêfĕ „die Schützenteichwiese“; dr kolbark, wird erklärt als „Kalkberg“, doch kann der Name auch auf koln kolan (mhd. *kúlĕ*) „Kugeln, Klösse“ weisen; de fulgĕ „die Folge“; dĕ sôĉhŋbāĉhĕ „der Zauchenbach“ (nach Zauche führend); dr hinrwālt „der Hinterwald“.

Ich schliesse noch einige Ortsnamen des Grünberger und und des benachbarten Freystädter Kreises an: pritik „Prittag“, dôtš und pulš kesl „Deutsch- und Polnisch-Kessel“; drauškĕ „Droschkau“; laus „Loss“; fûobr „Saabor“; miltsik „Milzig“; lōwālde „Lowalde“; šertŋdrf „Schertendorf“; jausbrik „Jonasberg“; plaut „Plotov“; kînĕ „Kühnau“; jāĕńĕ „Janny“; bějādl „Boyadel“; kautsik „Kolzig“; kuntop „Kontopp“; pirnik „Pirnig“; dĕ wāltmêlĕ „Waldmühl“; libéntzik „Liebenzig“; dĕ fikrĕ „Vikarey“; lipm „Lippen“; kelmĉhŋ „Kölmchen“; ôfhalt „Aufhalt“; šêwr „Tschiefer“; têrgûrtŋ „Tiergarten“; hôbôarĕ „Hohenbohrau“; no korlûotŋ „nach Carolath“.

Interessant ist es, dass in dieser Gegend, die so zahlreiche polnische Ortsnamen zeigt, die Flurstücke des — ebenfalls keinen deutschen Namen tragenden — Dorfes Prittag fast durchgehend deutsch benannt sind. — —

Um zu zeigen, wie aus Flurnamen Ortsnamen wachsen oder wenigstens, wie die Namengebung in beiden Fällen in durchaus analoger Weise verläuft, sollen hier einige besonders häufige Gruppen von Benennungsarten an der Hand des gegebenen Materials von Flurnamen hervorgehoben werden.

1. Das Flurstück wird nach dem Namen des Besitzers bezeichnet, z. B. dr brādlr, dr širškĕ. Ursprünglich gelten natür-

lich nur Wendungen wie bem (beim), tsum (zum), fum (vom) brādlɽ u. dgl. In Anlehnung an diese präpositionalen Wendungen wird dann der Name auch ohne Präposition zur Bezeichnung des Stückes selbst gebraucht, also „dɽ brādlɽ", und von hier aus erklären sich dann Wendungen wie „ufn brādlɽ, ofm širškĕ". Bei Namen von Bergen begegnet diese Entwicklung öfters, z. B. dɽ fuknɽ (Hain), dî honſn (Seidorf, vgl. Siebs, Mitteilungen XIII 114). Ein auf solche Art entstandener Dorfname ist vielleicht Herdain (aus herdegen) bei Breslau.

2. Das Stück wird nach seiner Beschaffenheit bezeichnet und der Name des Besitzers hinzugefügt: bêɽbark, finɽlôch (Hain), kauſɽš bark, dîpls grûbĕ (Prittag). Zu dieser Gruppe gehört die grösste Anzahl von Ortsnamen: Jonasberg, Bolkenhain, Kieslingswalde, Seifersdorf u. a. m.

3. Das Stück selbst wird nach seiner Beschaffenheit, seiner wirtschaftlichen oder historischen Funktion benannt: ufn štᵘrtsĕ, liçhl, s švoʳtsĕ lôch (Hain), haultswêſĕ, hutunktailĕ, wāltfurbrik, s erbĕ (Prittag). Ortsnamen wie Hohenwiese, Förstchen, Vorderheide; Buschvorwerk, Kupferberg; Neurode (-rode, oberdeutsch -reut), Eigen (sächs. Lausitz; auch Aigen bei Salzburg) gehören hierher.

4. Das Stück wird nach einem charakteristischen Merkmal bezeichnet. Ursprünglich heisst es dann mit präpositionaler Wendung: bai dɽ hôɽtsfiçhtĕ (Hain), undɽn pišan (Prittag), am grānsgrûobm (ebd.); dann aber wird der Name des Merkmals einfach zur Bezeichnung des Stückes selbst: s lanĕ flôs (Hain), dɽ fîbiçh (Viehweg, vielfach, vgl. auch im hîewaigĕ), dĕ sôçhnbāçhĕ, dĕ bistɽts, de šnêdĕmêlĕ. Hierher sind Ortsnamen wie Kaltwasser, Querseifen, Dittersbach, Weisstritz, Lissa (urspr. Flussname, vgl. noch ai dĕ lisĕ „nach Lissa"), Lomnitz, Viebich, Bildungen wie Frankenstein, Lindenbusch, Schneidemühl u. a. zu stellen.

Natürlich soll hier über die historische Entstehung gerade der als Beispiele gebrauchten Ortsnamen nichts Bestimmtes behauptet werden, vielmehr sind sie nur als Beispiele tatsächlich vorhandener Bildungstypen herausgegriffen.

# Die alten Grenzzeichen und der Kriemhildenstein am Zobtenberg.

Von Dr. med. Georg Lustig.

Wenn man von der Stadt Zobten aus den 718 m hohen Zobtenberg besteigt, trifft man auf einige bemerkenswerte Grenzzeichen.

Dicht neben dem in neuerer Zeit angelegten Hauptbergweg lässt sich in halber Höhe des Berges der uralte Bergweg auf eine Strecke von etwa 800 m Länge deutlich verfolgen, da er als halbverschütteter bis 2 m tiefer Hohlweg in den überaus steinigen Waldgrund eingegraben ist. Dort wo der Weg vom Dorfe Striegelmühle einmündet, findet sich auf einem grossen Gabbrofelsstück ein ungewöhnlich grosses Grenzkreuz eingemeisselt; es besteht aus zwei in einem Winkel von 60 Grad sich kreuzenden Linien von 30 cm Länge, die trotz starker Verwitterung noch bis 2 cm tief in das sehr harte Gabbrogestein eindringen. 200 m höher liegen rechts am Wege die bekannten alten Steinbilder: die „Jungfrau mit dem Fisch“ und der daneben aufrecht stehende „Bär“. Beide Steinbilder, deren vielumstrittene frühere Bedeutung hier nicht besprochen werden soll (sie stammen wahrscheinlich aus dem Beginn des 12. Jahrhunderts), tragen dasselbe Zeichen: das liegende Kreuz in gleicher Grösse und Form. Offensichtlich sind die Kreuze später auf die Bildwerke eingehauen worden, nachdem diese ihren Wert und ihre Bedeutung verloren hatten. Im Volksmunde heissen sie „Heidenkreuze“, da man meist ohne besonderen Grund unerklärte Altertümer mit vorzeitlichem Götzendienst in Verbindung bringt.

Wiederum 300 m höher erhebt sich westlich vom Weg eine mächtige Felsgruppe; von alters her wird sie der „Kriemhildenstein“ genannt. Das Volk spricht von „Krienlindens Bett“, man zeigt in mittlerer Höhe des Felsens einen engen Felsspalt, in dem eine Burgfrau, von der einstigen Zobtenburg verjagt, gehaust haben soll. Eine Beschreibung des Zobtenberges von Roland (1869) spricht von „Kriecheldorns Bett“; Gühmann 1880 verzeichnet „Krienhilder Bett“. Dass der Name aus Unverständnis verdorben wurde, aber doch aus alter Zeit stammt, beweist ein Buntdruck, von E. Henne gezeichnet, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts mit der Unterschrift: „Höhle am Zobtenberge in Schlesien, das Bette der Ein-

siedlerin Kriheldin genannt". Ist die Bezeichnung eines Felsens mit dem altdeutschen Namen der Kriemhild für den Osten Deutschlands an sich schon auffallend, so ist dies noch mehr der Fall, weil er sich hier auf einer Linie befindet, welche durch uralte Zeichen offenbar als Grenze bezeichnet ist.

Dass die geschilderte Wegstrecke aber in der Tat eine alte Grenzlinie darstellt, lässt sich aus mehreren Aktenstücken früherer Jahrhunderte erweisen; es sind dies zunächst zwei Abschriften einer Urkunde über eine Grenzfestsetzung vom 10. Mai 1209 im Copialbuch des Breslauer Sandstiftes (XV. Jahrhundert) und im sog. Repertorium Heliae (Anf. des XVI. Jahrh.) beide im Staatsarchiv.

W. Schulte, der in einem Aufsatz über die Steinaltertümer am Zobten (Schles. Vorzeit N. F. Bd. I) sich auch mit den Grenzzeichen auf diesen Steinbildern eingehend beschäftigt, erkennt trotz einiger Bedenken gegen die formelle Echtheit des Dokumentes die Tatsache der Grenzbegehung als notwendigerweise auf alten Aufzeichnungen beruhend an, zumal da sie auch in einer andern Urkunde bei Gelegenheit der gleichzeitigen Gründung des Klosters Trebnitz erwähnt wird. Aus dem Inhalt der Urkunde sei daher nur kurz erwähnt, dass Herzog Heinrich I. von Breslau die Grenze des Klosterbesitzes persönlich umschritten hat und die kleinere südöstliche Hälfte des Berges für sich in Anspruch nahm, die grössere westliche dem Sandstift zuerkannte. Die für uns wichtigste Stelle der Urkunde hat folgenden Wortlaut:

tales limites posuimus, incipientes a quadam tilia, que est inter Bandcouice (Bankwitz am Ostfuss des Zobtenberges) villam nostram et Stregomene (Striegelmühle) villam dictorum fratrum, ac directe transeuntes usque ad lapidem, qui dicitur Petrey, a quo lapide per viam, que ducit in supercilium montis, deinde per viam descensus ad montem Raduyna (wahrscheinlich der Geiersberg) prope villam eorum Tampadla (Tampadel, am Fuss des Zobten- und Geiersberges.)

In dem lapis Petrey erkennt Schulte mit Recht das Steinbild der „Jungfrau". Eine Mönchsfigur mit dem Fisch (ἰχθύς) im Arm kann in der Tat — auch wenn sie in der Kunstgeschichte ohne Analogie ist — nicht anders denn als Petrus gedeutet werden. Der Weg aber vom Kreuzstein zum Berggipfel ist mit grösster Sicherheit als Grenzlinie bezeichnet.

Nun könnte man einwenden, gegen die Benutzung der alten Steinbilder als Grenzzeichen spreche der Umstand, dass zwei der-

selben, „Jungfrau“ und „Bär“, direkt nebeneinander ständen und dennoch beide mit dem Grenzkreuz versehen seien. Auch hierüber gibt, wie schon Prof. Nehring und andere gezeigt haben, das erwähnte „Repertorium Heliae“ (p. 126) ausreichende Auskunft. Nach der zweiten Zerstörung der Zobtenburg (um 1471) machte das Breslauer Sandstift seine alten rechtmässigen Ansprüche auf den Besitz seines Berganteiles mit Erfolg wieder geltend. Eine Bittschrift des Abtes Benedikt wendet sich an König Matthias (1480). In der Copie des Rep. Heliae wird gegen die Herren von Colditz, die derzeitigen Besitzer des früher herzoglichen Berganteiles, die Klage erhoben, dass sie die altherkömmlichen Grenzen nicht beachteten:

Ipsi et eorum officiales non contenti finibus et iuribus suis . . . trans grediendo terminos limites positos ab antiquo adhuc prae oculis existentes . . . per potenciam intromiserunt . . . contra deum et iustitiam etc

Bald darauf wurden dem Stifte die alten Grenzen am Zobten bestätigt. Der Streit bestand jedoch weiter.

In der gleichen Grenzangelegenheit gibt nämlich der Statthalter von Schlesien, Georg von Stein, an den Abt Benedikt im Jahre 1486 den Bescheid, man möchte zunächst die Grenzsteine und Grenzbäume aufrichten:

„Nachdem Ir vormals den Zobtenberg angesprochen habt . . . one wissundt der Könj. Maj. . . . und darauf die alten malsteine und baume ausgegraben und abgehawen, . . . Darauf so empfelch ich euch, das . . . Ir die mal bawm und Stein widder aufrichtet“.

Hier werden also die Mönche beschuldigt, die Grenzzeichen versetzt zu haben. Um diese Streitigkeiten zu beenden, kaufte das Sandstift schon wenige Jahre später (1494) die andere Hälfte des Berges von den Herren von Colditz an. So mag sich ein Wiederaufrichten der verschobenen Grenzsteine erübrigt haben, vielleicht hat man sich mit Malbäumen begnügt, wo solche überhaupt nötig waren. Für das Zusammenstehen des „Bären“ und der „Jungfrau“ haben wir aber ausreichende Gründe gefunden. Es dürfte wohl nicht zu gewagt sein, anzunehmen, dass der eine von ihnen, wahrscheinlich der „Bär“, von einem höheren Standort bergabwärts geschleppt worden ist und in scherzhafter, vielleicht spöttischer Absicht zu dem „Peterstein“, der sog. „Jungfrau“, aufrecht hingestellt wurde. Die aufrechte Stellung aber dürfte aus dem Grunde notwendig gewesen sein, weil die Vorderfüsse des „Bären“ schon damals abgeschlagen waren.

Somit ist infolge der Eigenartigkeit der Steinbilder des Zobtens eine Grenzbezeichnung, wohl die älteste in Schlesien, aus der Zeit Heinrichs I. von Breslau bis heute erhalten geblieben. Das Wegstück aber, das uns hier interessiert, ist als Grenzlinie bis zum Berggipfel zweifellos anzusehen.

Kehren wir nunmehr zurück zu der Bezeichnung „Krienhildens Bett“ oder „Kriemhildenstein“. Es entsteht die Frage, ob vielleicht auch in diesen ungewöhnlichen Namen ein Hinweis auf die alte Grenzlinie von 1209 zu erblicken ist? Analoge Ortsnamen in Westdeutschland sammelte Müllenhoff (Ztsch. f. d. Alt. Bd. 12 S. 300 (1865) aus Urkundeu des 8. bis 11. Jahrhunderts; mit dem Namen Kriemhild in verschiedener verderbter Schreibweise werden dort Städte (mancipium) und Berge (Grimhiltaperg 927) belegt. Besonders am Oberrhein (Anzeiger f. Kunde der dtsch. Vorzeit (german. Mus.) 19. Bd. 1872 S. 87) findet man die Namen Krêmhilten Weg, Etzelbach und andere der deutschen Heldensage entlehnte Benennungen häufig vorkommend. Auch Wilhelm Grimm erwähnt einen Criemildespil (Urkunde von 1354) bei Saarbrücken und einen Kriemhildenstein bei Kehl (Urkunde von 1476). Die „wilden Frauen“ der deutschen Mythologie haben nach Simrock (Handbuch d. dtsch. Myth. S. 388) „ihren Aufenthalt bei alten Mahlbergen und Freisteinen und die Eindrücke in der „wilden Frau Gestühl“ bei Dauernheim bezieht die Volkssage auf die wilden Frauen, die hier mit Mann und Kind hausten, als die Steine noch „mell“ waren. — — So zeigt man anderwärts „der wilden Frau Haus“, „der wilden Frau Berg“ usw. — — Daneben erscheint auch ein Kriemhildenstein, Brunhildenstein, so jener unter dem Namen Lectulus Brunichildis hochberühmte Altar auf dem Feldberge. Über dieses „Bett der Brunhilde“ das schon 1221 in einer Urkunde genannt wird, ist von den Gelehrten früherer Jahrhunderte viel geschrieben worden. Wackernagel in der Zeitschrift f. d. Alt. (VI 291) betont, dass die Valkyrjen auch als Wetterjungfrauen zu betrachten seien und „so möchte der Lectulus Brunichildis auf dem Feldberg in ebensolcher Weise und bestimmter, als bisher geschehen ist, zu deuten sein: es wäre dann das Brautbette einer Windsbraut“. W. Braune (Beitr. z. Gesch. d. d. Sprache u. Lit. XXIII 246 ff.) will ebenfalls in diesem „Brunhildenbette“ (Lectulus Brunichilde 1043) einen Beweis für das Vorhandensein eines deutschen Brunhildenmythus erkennen.

Wenn wir somit auffallende Analogien der Namensbezeichnung gefunden haben, die uns sogar für die Bezeichnung „Kriemhildens Bett“ einen mittelalterlichen Ursprung vermuten lassen, so gewinnt unsere Felsgruppe noch mehr Bedeutung, wenn wir solche Steine auf Grund ihres Namens auch für Grenzsteine halten dürften. Einen Anhalt hierfür finden wir bei Jacob Grimm in einem Aufsatz über „Deutsche Grenzaltertümer“ (kl. Schriften Bd. 2 S. 30). Nach ihm sind die Grenzzeichen entweder Malbome (Sachsenspiegel) = Malbäume oder behauene Steine.

„In hohen Gebirgen — sagt Jac. Grimm — pflegten Gipfel und ragende Felsen zur Länderscheide auserkoren und gern mit besonderem Zeichen versehen zu werden, sei es, dass man diese eingrub oder äusserlich daran befestigte“. „Man ist befugt — fährt er fort — einige der vielen Brunhilden- und Kriemhildensteine, die verschiedentlich spil oder spille genannt werden, aus spindel zu deuten und für alte Grenzsteine zu halten“. In seinen „Deutschen Rechtsaltertümern“ (4. Ausg. 1899 II S. 73) erwähnt Jac. Grimm auch mehrere Beispiele von in den Stein gehauenen Grenzkreuzen (Lochsteine). Sind wir also schon im allgemeinen berechtigt, die „Kriemhildensteine“ als uralte Grenzbezeichnung anzusehen, so ist dies hier noch mehr der Fall, weil der Zobtener Kriemhildenstein an einer urkundlich erwiesenen Grenze aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts liegt. Beweisend würde es natürlich erst sein, wenn man auf dieser Felsgruppe oder in ihrer Nähe das oft erwähnte Kreuz auffinden könnte. Verfasser hat die Felsgruppe während der letzten Jahre in der Absicht, das Grenzzeichen zu finden, häufig bestiegen, bis sich vor kurzem an einer unvermuteten sehr augenfälligen Stelle, nämlich unterhalb des Kriemhildensteins, dicht am Wege ein solches liegendes Kreuz fand. Da es sich auf einer aufrecht stehenden Felsplatte befindet und beim Aufstieg direkt sichtbar ist, konnte es bisher der Aufmerksamkeit nur entgehen, weil die sich kreuzenden Linien zu flach eingegraben, vielleicht verwittert oder noch wahrscheinlicher (bei der Versetzung der anderen Grenzzeichen) mit Absicht unkenntlicher gemacht worden sind. Immerhin ist für jeden Beschauer ausser jedem Zweifel, dass das schwach sichtbare Kreuz mit den anderen Kreuzzeichen auf dem „Kreuzstein“ und den Steinbildern identisch ist.

Es ist anzunehmen, dass sich bei aufmerksamer Beobachtung

vielleicht noch andere Grenzkreuze auf der bezeichneten Wegstrecke finden lassen werden, besonders auf dem Wege des Abstieges nach Tampadel zu. Es muss an dieser Stelle auch erwähnt werden, dass das Kreuz in gleichartiger Form in der nächsten Nähe des Zobtenberges noch mehrmals ausserhalb der beschriebenen Grenzlinien anzutreffen ist. Es mögen dies z. T. fortgetragene Grenzzeichen dieser Umgrenzung sein. Dass der „Bär", vulgo „Sau", der vor einigen Jahren auf den Zobtengipfel versetzt worden ist und früher am Aufstieg oberhalb Striegelmühle, also ebenfalls an unserer Grenzlinie stand, das eingemeisselte Kreuzzeichen trug, geht aus Sadebecks Monographie über den Zobtenberg (1858) hervor. Auch seine Abbildung der „Sau" zeigt das Kreuz auf der rechten Wamme. Das Steinbild hatte nach ihm bis 1853 auf der linken Seite gelegen und war von Steinen fast ganz verdeckt.

Es ist anzunehmen, dass dieses Kreuz durch die jahrzehntelangen abergläubischen Steinwürfe allmählich abgenutzt worden ist, über welche Verfasser in einem Aufsatz über „Heidenwerfen" (Mitt. für d. schles. Volkskunde 1905) berichtete. Das Steinbild stand also ebenfalls auf der Linie der Grenzumgehung von 1209. Dies ist jedoch nicht der Fall bei den anderen mit dem Kreuz bezeichneten Steinbildern oder Steinen, die hier kurz erwähnt seien. Es sind dies der Rumpf einer Mönchsfigur an der Ostseite der Annakirche in Zobten (einer Granitfigur offenbar gleichzeitigen Ursprungs wie „Jungfrau und Bär" etc.), ferner ein Säulenschaft, der vor dem Schloss Gorkau, in dessen Grundmauern er gefunden wurde, aufgestellt ist; drittens der sog. „Mönch", eine mannshohe Säule bei Kiefendorf, 1 Meile nordöstlich vom Zobtenberg, und endlich merkwürdigerweise ein Eckstein der Kirche des Dorfes Queitsch, 1 Meile nordöstlich vom Zobten, deren Erbauungszeit nach ihren romanischen Bauteilen in die erste Hälfte des 13. Jahrhdts. angesetzt wird. Das Grenzkreuz auf dem „Mönch" kann als Zeichen der nördlichsten Spitze des Klosterbesitzes angesehen werden, da Teppirdorf (jetzt Marxdorf) im Jahre 1250 vom Kloster urkundlich an den Domherrn Conrad zeitweise abgetreten wurde (Adler, Gesch. der Dörfer am Fusse des Z.). Über den Eckstein der Queitscher Kirche darf man nur vermuten, dass er von einem verlassenen oder zerstörten Bau auf dem Gipfel des Zobtenberges verschleppt worden ist. Für diese Vermutung sprechen auch zwei

romanische Löwen, die in einem romanischen Portal dieser Kirche eingemauert sind und die in der Zobtener Gegend noch viermal in gleicher Art vertreten sind, (zwei am Schloss Gorkau, der einstigen ursprünglichen Abtei der Augustiner des späteren Sandstiftes, einer an der Zobtener Pfarrkirche, einer an der Dorfstrasse in Marxdorf). So darf man für möglich halten, dass dieser Eckstein von einem Gebäude des Zobtengipfels herstammt, wo er noch im Jahre 1209 als Grenzstein gedient hat, während dort heute ein solcher fehlt. Für eine solche Annahme würde noch die sog. „Sphinx", ein Werkstück romanischer Epoche, anzuführen sein, das dicht am Zobtenbergweg im Walde liegt. Wahrscheinlich ist es beim Transport als unbrauchbar bei Seite geworfen worden, denn da es als einziges Granitstück auf Gabbrogebiet liegt, ist wohl ausgeschlossen, dass es nach oben transportiert worden ist.

Lassen wir es aber dahingestellt, ob die weiter abgelegenen Grenzkreuze zu der Grenzbegehung Herzog Heinrichs I. in Beziehung stehen. Das weitaus grösste Interesse hat für uns die Tatsache, dass sich im Volksmunde der Name „Kriemhildenstein" für eine Stelle der nachweislichen Grenze auch in Schlesien erhalten hat und noch heute vorfindet. Die Frage nach dem Ursprung dieses Namens lässt sich unschwer beantworten. Gerade zur Zeit des Breslauer Herzogs Heinrich I. beginnt die Einwanderung der deutschen Ansiedler in das slavische Schlesien, die wenig später nach den Verheerungen des Mongolensturms beispielsweise auch die Hauptstadt Breslau als deutsche Stadt wieder auferstehen liess. Franken, Bayern und Schwaben zogen nach Osten und gewannen dem Deutschtum wieder das seit der Völkerwanderung verlorene Land. Mit ihren heimischen Sitten und deutschem Brauch brachten sie auch die in der früheren Heimat üblichen Ortsbezeichnungen mit, um so lieber, wenn sie eine Erinnerung aus ihren Heldensagen in sich einschlossen. So hat ein altes Grenzzeichen auch einer weithin sichtbaren Felsgruppe den Walkürennamen eingebracht, und für die Volkskunde unserer schlesischen Heimat ist es von hohem Interesse, dass der Name des „Kriemhildensteins" am Zobtenberge als ein Denkmal der neuen Epoche sich durch sieben Jahrhunderte bis heute im Munde des Volkes erhalten hat.

# Zur Wortbildung im Schlesischen.

Von Dr. P. Drechsler.

Die schöpferische Tätigkeit der Mundart zeigt sich in Stammbildungen. Der Stamm tritt auf

a) in Substantiven, und zwar 1. in Verbalsubstantiven:

der Borg, mutuum, zu borgen, nicht bloss in der Wendung: auf Borg nehmen, geben, uf borg hulln (auf Borg holen), Grimm, DWb. 2, 2407, gebräuchlich, sondern lebendiger: der lebt ock vom Borg; solcher hohen Farben Borg (solche dem Himmelsblau entlehnte Farben) hat die Kunst mir eingedrükket. Scherffer, Ged. 120. In Schlesien kennt man auch einen Ort Borganie, wo diejenigen wohnen, die niemals zu borgen brauchen: Aus Borganie sein Wênige Vo' Hause ausgegangen. Jüttner 1, 120; — der Fühl, zu fühlen: brauche Fühl und Hand. Lohenstein, Sophoniste 3, 522, gebräuchlicher die Fühle bei Hoffmannswaldau und Lohenstein, DWB. 4, 1, 405; vgl. über substantiv. Doppelformen Mitteil. XVII, 98 f.

der Gall, Gâl, Gaol, Ruf, Schrei, zu gallen: gellen, laut rufen, ist durchaus nicht erloschen, DWb. 4, 1, 1181, sondern ist im Volksmunde geläufig: euer mordgall rufft für Gott und fordert blut für blut. A. Gryphius, Gibeon 559; einen grossen (d. i. lauten) Gall tun, sie tat einen Freudengall; doas (Abendglöckel) überschlug sich wievel Mal, Und gab eim Dreiklang schier an Gal, As (als) wöllt'm su vum lauten Klingen Der Kläppel murz azwee zerspringen. Philo, Leutenot 8; — die Räthen (Frau Rat) schreit'n Goal, springt ûf. Heinzel, A lustiger Bruder 21; —

der Glamm (die Wurzel gl-m bezeichnet ein hellsein in der Farbe und im Tone; vgl. b) adj. glimm), heller Ton: der Drummeln Widerglam. A. Gryphius, Karl Stuart 2, 13, ein vereinzeltes Wort, das nach Weinhold Wb. 27 b dem altnord. glamm (n.) Klang, schwed. Geschwätz, dän. glom, Schall, Gebelle entspricht; — der Grau, Ekel, fastidium, zu grauen: (Ein guter Koch) geusst Söder (Brühen, Suppen) auf und Senf daran, die dienlich für (nützlich vor: gegen) den graw. Logau 1, 8, 47. Der Grau geht einen an. Ich hått'n sëtt'n grau (solchen Ekel)! — der Hau, Hieb, zu hauen, bezeichnet 1) die Handlung und 2) den Ort des Hauens, DWb. 4,

a, 561 f. 1) durch einen kräftigen Hau seines Schwerdts. Lohenstein. Arm. 1, 43; vgl. Cleopatra 1, 874; 4, 628; 5, 360; geistl. Ged. 91; auch bei Gryphius. 2) im Forstwesen: Einnahmegeld vor (für) 2 Hauen Erlen und ander Lebend-Holtz 40 Thl. Schles. Wirtschaftsbuch (1712) 21; — der Heisz, Befehl, zu heissen, befehlen, DWB. 4, II 908 aus Lohenstein belegt; — der Heisch, Forderung, Verlangen, zu heischen, bei den Schlesiern des 17. Jahrh. DWb. 4, II 896 f., dazu (bei Grimm fehlend) der Erheisch, Erfordernis: nach Erheisch der Sachen. Scherffer, Grob. 19; der weislich in der Sach' und nach erheisch verfuhr. Ged. 46, nach Zeit Erheisch. ebd. 42; — der Kief, mitteldeutsche Nebenform zu Keif, DWb. 5, 441, zu kiefen 1) nagen. 2) keifen, zanken: 1) Mäusefrass, 2) Zank: da verstirbet Zank und Kief (: tief). Scherffer, Ged. 460; wir waren kaum erwarmt, alsbald entstand ein kief, wer bei der Frauen hätt alda den besten brief. Czepko, sat. Ged. 6, 32 (handschr.); — der Kruch, zu kriechen, wie Flug zu fliegen, aus Logau belegt, DWb. 5, 2425; — der Reich in Handreich, Reichung der helfenden Hand, Hilfleistung: die tutt'n ganzen Tag kenn Handreich, vgl. Hans Sachs: und im nimmer kein handreich thet. DWb. 4, I, 411, wo nur die weibliche Form Handreiche angenommen wird.

der Ruch, Geruch, zu riechen, bei allen Schlesiern, doch auch bei Goethe und Rückert. DWb. 8, 1340; — der Schlurf, zu schlürfen, ein schwerfällig sich bewegendes, bei Immanuel König, vgl. Drechsler, Wenzel Scherffer S. 230, und im Volksmunde: die Hütsche (Kröte in Katscher Kr. Leobschütz) kriecht wie a Schlurf; — der Schmack, Geschmack, zu schmecken (aus smakkjan), im Mittel- und Niederdeutschen geläufig; — der Stank, Gestank: wenn der Atem auch den Stank an sich genommen. Scherffer, Grob. 14, sehr gewöhnlich; — der Wusst, zu wissen: ohne mein(en) Wusst und Willen, sehr gäng und gäbe; vgl. nach Gottes Will und Wust. Logau 2, 7, 7; Welt hat keine bessre Lust als den reinen Wolbewust. 2. Zugabe 99; seines Wolbewustes 2, 10, 66.

Der Belieb, was einem beliebt, lieb ist, das Belieben: mein Belieb im Leben. Logau 1, 6, 45, fehlt bei Grimm; — der Ergetz, was einen ergetzt, die Ergetzung, bei Logau, DWb. 3, 820; — der Gebrech, Mangel, Fehler, das Gebrechen, bei Opitz, DWB. 4, 1, 1849, und Scherffer: bey mangel und Gebrech. Ged. 133, Brunn-gebrech, Brunnenmangel. Ged. 701, kan Feuer bald ergetzen, den Licht-gebrech ersetzen. Ged. 481; — der Gedeih, zu gedeihen:

wenn man einem beim Essen zusieht, hat's keinen Gedeih, gedeiht es ihm nicht (Katscher); geläufiger die Schelte Ungedeih, ein ungeratener Mensch:

Geh ock furt, du Ungedeih,
Du maest wul â (auch) d'r wohre sein. Volkslied; vgl.
Do wolde mich ein ungetan
ibi deflorare. Carmina Burana. 3. Aufl. Breslau 1894 S. 216.

Zu Gedeih stellt sich der Gedie: wären der Hoffnung, dasz es den Landen zu seligem aufnehmen, prosperirung und gedie . . . gereichen werden. Verhandl. der schles. Fürsten und Stände vom J. 1619 S. 362, und der Gedieg, bei Lohenstein und Logau, DWb. 4, I, 2020; — der Geniesz, Genuss, bei Logau und oft bei Scherffer, z. B. Ged. 531: Er verlangt' auch den Geniesz (: liesz); — der Verdriesz, Verdrusz:

In einem Weiber-Rocke, In einem Bienenstocke
Steckt Schaden und Geniesz, Ergetz und auch Verdriesz. Logau 3, 6, 74.

der Vergelt, die Vergeltung, der Lohn, DWb. 12, 107, heute durch Entgelt verdrängt; — der Verzieg, Verzicht, Verzeihung, zu verzeihen (wie Gedieg zu gedeihen):

Und wenn er also dir mit Worten abgebeten,
So magstu zum verzieg und der versöhnung treten. Scherffer Grob. 117; auch bair., Schmeller 2, 1104 f.

Es seien noch erwähnt der Musz, zu müssen: der Musz ist eine harte Nuss, im Schlesischen männlich wie oberdeutsch, vgl. DWb. 6, 2760, und damit gern verbunden das Soll, Gebot, Pflicht, Zwang: es ist kein nötig Sol Gefällig allen sein. Logau 1, 5, 3; Soll und Musz ist ein böses Kraut; vgl. DWb. 10, 1451.

2) in abstrakten Adjektiv-Substantiven. Hierfür bietet besonders wieder Logau viele Belege. Er bietet u. a. das Arg, das Eitel, das Falsch, das Frei, das Frisch, das From(m), das Gesund, das Grob, das Hoch, das Hol, das Klug, das Krank, das Leer, das Rund, das Schön, das Stark, das Süsz, das Wahr, das Warm. Man vgl. nur:

andrer Frisch (Gesundheit), das ist sein (des Arztes) Krank. 2, 2, 88; eur reines schön. 2, 6, 5;
das weite Hol. 3, 4, 26;
völlten (füllten) alles Leer der Lüffte. 3, 6, 10;

ohn alles Eitel 3. 6, 16;

der Bauern starrig Grob, der Krieger toller Trotz. 1, 5, 38.

Scherffer gewährt: die häufigere männliche Form der Falsch, Grob. 266: ohn allen Falsch, sodann das Finster. Ged. 62, 647, 650, das Klar. Ged. 350, das Eitel. Hugo 119, letzteres auch bei Lohenstein, Geistl. Gedank. 61: weil unser Sinn sich nicht vom Eitel heben kan; das Tief. Ged. 61, auch bei Opitz, Gryphius.. Bei allen Schlesiern findet sich das Rund i. S. v. Erden-, Weltenrund. Neben das Gesund tritt auf der westlichen Seite der Umgegend von Neusalz der Gesund: denn dam wuoard doa bange, se kennd'n wull guoar im a Gesund (um die Gesundheit) kumm (kommen), wenn die Motterä (Marterei) nie ôfhirtte. Firmenich 2, 306.

Für die heutige Sprache vergleiche man aus einem Volksliede (Katscher):

Ich wünsch dir Liebe, ich wünsch dir Segen,
Frisch und Gesund, d. i. Frische und Gesundheit.

Dass die Mundart die ihr gleichbedeutenden Begriffe frisch und gesund (schles. Belege fehlen bei Grimm) sehr gern verbindet, beweist u. a. Heinzel, Maiglöckel:

Drum sol der o der ew'ge Voater gäben
A recht gesundes, a recht frisches Läben. S. 115; ei gesunder frischer Kraft. S. 122.

Ich füge aus heutiger Mundart noch bei das Blind, die Blende, das Blindfenster.

Zu den Masculinis der Falsch und der Gesund stellt sich bunter Tausendschön aus einem Gedichte Mühlpforts bei Neukirch 2, 323; vgl. DWb. 11, 225.

b) in Adjektiven: ferr, fern, auch bei den Schlesiern (die DWb. 3, 1541 fehlen): ferren Weg. Scherffer, Hugo 183, die ferren: die Fernen ebd. 235 n. ö; in die ferren Wüsten, Opitz 3. poet. W. 92; — girr, girrend: zeucht die girren Tauben grosz. Lohenstein, Blumen 10; — glanz, glänzend: die glantzen Strahlen. A. Gryphius, schwerm. Schäfer 665, die glantze Schwerdter-Spitzen. Carl Stuart 2, 310; — glimm, glimmend, hellglänzend: auf glimmen Rösten. Lohenstein, Sophonisbe 1, 228, ein glimmer Wassergott. Hyacinth 39; glimme Kohlen. Geistl. Gedank. 66; vgl. oben a) 1) Glamm; — kreisch entstellt aus kreis, kreisend, im Kreise sich bewegend: man sieht den kreischen Jäscht der toben

(s. weiter unten) Wellen stehn. Lohenstein, Cleopatra 1, 358; oder ist umgelautetes kraus (DWb. 5, 2099) anzusetzen? — raub, von Weinhold, Dialektf. S. 110, = räuberisch angenommen: gib wider rauber Baum, den Stamm. A Gryphius, schwerm. Schäfer (1663) S. 79. Dann würde in Raubtier, Raubfisch, Raubvogel die Wurzel erhalten sein. Doch kann in rauber auch die umlautlose mittelhochdeutsche Form rouber (mittel- und oberdeutsch, auch bei Luther bezeugt) fortleben; vgl. DWb. 8, 223; — tob, tobend (DWb. 11, 527 irrtümlich mit taub in Beziehung gesetzt): man sieht den kreischen Jäscht der toben Wellen stehn. Lohenstein Cleopatra 1, 358; wenn die tobe Fluth auf schwache kile schlägt. A. Gryphius, lyr. Ged. 353, du falscher böser Mensch! ... du mehr denn tober hund! 115; — trotz, trotzend, trotzig: der trotze Feind. A. Gryphius, Kirchhofsged. 21, lass das Beil den trotzen Hals durchhaun. Lohenstein Sophonisbe 1, 107; — wunder, wunderbar: es ist ein wunder Volck. Opitz 3. poet. W. 94; mit wunderer Manier. Scherffer, Ged. 65; der wundern Schönheit. A. Gryphius, schwerm. Schäfer S. 684. Man vgl. Gottes wunderrath. Scherffer, Ged. 28, das Wunderwerk; wunderfein Grob. 2, Wundersache (heute durch das einfache Wunder ersetzt). Senftleben (1732).

---

# Eine Bauernhochzeit in der Brieger Gegend vor 50 Jahren.

Von Traugott Gebhardt in Cantersdorf, Kreis Brieg.

(Nach Berichten und Aufzeichnungen seiner Eltern. Zugleich ein Beitrag zur lautgetreuen Schreibung der Mundarten. Mundart aus dem Kreise Brieg, linke Oderseite, zwischen Gebirgisch und Niederländisch.)

Jō, îr lîbn̥ loêt́ĕ, a da āln̥ tset́n̥, dô wûōr aſû anĕ huc̥hsîc̥h frēlîc̥h šinr̥ als wî hoêt́ĕ. Is îs šûōdĕ, dos dĕ āln̥ ſitn̥ aſû vr̥gîn. Itsĕ gîts halt a páôr̥n tsû gut, unt dô wuln ſĕ olĕs a štātr̥n anôc̥h mac̥hn̥. Unt dî loêt́ĕ ûwm̥ durfĕ, dî ništĕ hûōn, dî ſēn oršte gûōr timplîc̥h ûf dos fáêntûn, — is ſit́ ābr̥ monc̥hmôl gans gāmr̥lîc̥h áôs. Mēnĕ huc̥hsîc̥h tsû Kunr̥tswālĕ [1]) wûōr wul tsîmlîc̥h dĕ letstĕ nôc̥h ālr̥ môdē, unt dos îs itse šun bāle fufsîc̥h jûrĕ hîn.

Aſû anĕ huc̥hsîc̥h wûōr gĕwênlîc̥h dinstîc̥hs; dos îs jû hoêt́ĕ ûwm̥ durfĕ ô noc̥h aſû. Dô wûōrt dos bráôtpûōr ar kurc̥hĕ drēimôl ûfgĕbôtn̥. Nôc̥hm urštĕmôl ûfbîtn̥, dos wûōr alſû furtsn̥ tāgĕ fur dr̥ huc̥hsîc̥h, dô gink dĕ jumfr̥ bráôt ſalbr̥ dĕ gestĕ ûōrîēdn̥, dos ſĕ ſultn̥ tsu îrr̥ huc̥hsîc̥h tsîn. Dr̥nôntĕ dô mustĕ

---

[1]) = Konradswaldau, Kreis Brieg.

dr huchsichbitr nochamôl dĕ gestĕ ēlûōdn gin. Aſû a huchsîchbîtr durftĕ bē kênr urntlichn huchsich fālṇ. Uftĕ wûōrš a frwāntr ôdr a wûōr áôs dr frentšoft, ôdr is wûōr ſustĕ a mûōn áôſm durfĕ, dārš gut kuntĕ. Den fur jêdn wûōrš nich. Flink mustĕ aſû a mûōn ſēn, unt mitm máôlĕ must' a ô gut furt kin. Unt desholp wûōrt a ô fō a loêtn gĕacht, unt a biltĕ ſich ô wos drûf ē. Dos wûōr frēlich a andr karlĕ als wî aſû a nōêmôtšr lûndînr áôs dr štûōt. Unt fáên ſûōk a ô áôs! An šwortsn ûōnsûk hot a ûōn unt wēsĕ hanškn drtsû. Ûwn kupĕ hot' a an hûchn hut, unt ûō dam hutĕ wûōr a grûsĕs, šinĕs pukét, dos wûōr fō gultpopîr unt grînn îēstln, unt grûōdĕ aſû a puketl wûōr om rāichtn ormĕ ûōgĕnlêt. A dr hānt hot a noch a wēsĕs rētpētšl, wen a dĕ gestĕ ēlûōdn gink.

Unt dos macht' a am huchsîchtagĕ ſalbr, furlēchtĕ anĕ štundĕ fur dr tráôunk. Bĕ jêdm gostĕ ſûōt a dos ſelbĕ špricht, gĕwênlich aſû: „Wohlehrbarer und wohlgeachteter Herr Vetter! Es lässt Euch der ehrbare Herr Bräutigam wie auch die tugendsame Jungfer Braut durch mich ganz ehrfreundlich bitten und ansprechen, dass Ihr auch heute zu Mittag um — Uhr zu ihren hochzeitlichen Ehren erscheinen und in des Herrn Brautvaters seine Behausung Euch verfügen und einstellen sollt; ich bitte um einen guten Bescheid und Antwort".

A klê wink fur dr tráôunk dô mustĕ dr huchsîchbîtr am bróêtjom akîēi gîn. Wen ābr dr bróêtjom áôs im andrn durfĕ wûōr, dô must' a'm akîēi retn, unt dô wûōr uftĕ ſē fārt šin gĕputst, dos ma jû hoêtĕ noch monchmôl fo im menšn ſûōt: a îs gĕputst wî a huchsichbîtrfārt. Dô kûōm nû dr bróêtjom mit ſen gestn gĕlôfn ôdr gĕfûōrdn (wen a's wet hotĕ), unt dr huchsîchbîtr lîf ôdr rît fur'm hār bis furš tûr fom hôwĕ, wû dĕ huchsich wûōr. Durtĕ mustĕ dr tsûk hāldn. Dr huchsichbîtr gink as háôs nē und ſûōtĕ tsum huchsîchfûōtr: „Wohlehrbarer und wohlgeachteter Herr Hochzeitvater, ja sowohl auch die viel ehr- und wertgeschätzten Herren Schwäger und guten Freunde! Zum ersten lässt Euch der ehrbare und wohlgeachtete Herr Bräutigam durch mich ganz ehrfreundlich bitten und ansprechen, zweitens ob Ihr derselben Worte noch geständig seid, die Ihr vor etlichen Tagen und Wochen zugesagt und versprochen habt, drittens lässt er Euch ganz ehr- und freundlich ersuchen und ansprechen, ob Ihr ihm Tor und Angel eröffnen lassen wollt, dass er kann in Gottes Namen einziehen. Ich bitte um einen guten Bescheid und Antwort".

Natîrlich krîtĕ dr huchsichbîtr an gûdn bĕšêt, unt dan ging a am bróêtjom náôs ſûōn. Do must' a ſû anĕ rîēdĕ hāldn: „Wohlehrbarer und wohlgeachteter Herr Bräutigam, ja sowohl auch der ehrbare und wohlgeachtete Herr Freimann! Erstens habe ich getan, was ich zu tun schuldig war, zweitens habe ich sie gefragt, ob sie derjenigen Worte noch geständig sein, die Euch vor etlichen Wochen und Tagen zugesagt und versprochen sein worden, drittens habe ich sie ganz ehr- und freundlich ersucht und angesprochen, ob sie uns Tor und Angel eröffnen wollen, so sagten sie ja, sie würden uns willig und gerne sehen". Nû gink dr bróêtjom mit ſem tsûgĕ as huchsichháôs, unt dô wûōrt a wink gĕgasn unt gĕtrunkn.

Nû mûſ ich ōêch ābr ſûōn, wār dr frēmûōn îs. Dos wûōr halt a mûōn wî dr huchsichbîtr, blûs a hotĕ kênĕ opsêchn, unt a hotĕ ô nich aſû fil tsu tûn; a mustĕ ābr ô šinĕ rîēdn kin. Wen ſĕ nû wultn a dĕ kurchĕ gin, dô štālt' a ſich a dr štûbĕ furš bráôtpûōr hin, unt dô macht' a'n ſû anĕ rîēdĕ, grûōdĕ wî

a pastr̥. A tûōt ſĕ ô šunt urntlîc̥h tsuſomkupl̥n. Wen dĕ rîēdĕ a loét̥n̥ gut gĕfîl, dô lôptn̥ ſn̥; wen a štekn̥ blîp, dô lac̥htn̥ ſn̥ áôs.

Dr̥nôndĕ trûōtn̥ ſĕ olĕ tsum kurc̥hgaɒĕ ûōn. Uršt mustĕ ābr̥ dr̥ huc̥hsîc̥hbîtr̥ ô noc̥h amôl tsû wûrtĕ kum: „Sehr werteste, tugendsame Jungfer Braut, wie auch die tugendsamen Zuchtfrau-Jungfern und Jungfrauen, wie auch viel geehrte Herrn Schwägern und guten Freunde! Es lässt Euch der ehrsame Herr Bräutigam durch mich ganz ehrfreundlich bitten und ansprechen, dass Ihr mit ihm wollt gehen in die heilige christliche Kirche zur christlichen Kopulation oder Trauung. Da wollt Ihr für dieses Brautpaar ein andächtiges Gebet und Vaterunser für sie beten, damit sie ein gesegnetes Ehepaar sein und bleiben bis an ihr Ende. Also wollen wir gehen und schreiten, und die tugendsame Jungfer Braut wolle selbst den Anfang machen". Nû giɒk tsû urštĕ dr̥ huc̥hsîc̥hbîtr̥ mit dr̥ jumfr̥ bráôt; dr̥hiɒr̥ kom' dĕ bráôtjumfr̥n pûōrwēſĕ unt dr̥nô orštĕ dr̥ bróêtjom mitm bráôtfûōtr̥; tsûletstĕ giɒ dĕ fr̥háêrātn̥, dĕ wēbr̥ alênĕ unt dĕ menr̥ ô.

A dr̥ kurc̥hĕ ſotstn̥ ſĕ ſîc̥h ûf dĕ fardr̥štn̥ beɒkĕ nābr̥m gaɒĕ, ûf ênr̥ ſét̥ĕ dĕ wēpsloêt̥ĕ, ûf dr̥ andr̥n dĕ monsloêt̥ĕ. Dr̥ huc̥hsîc̥hbîtr̥ mustĕ dĕ bráôt tsum altār firn̥ unt ô wîdr̥ ûf a plots. Ûf hêmsû giɒ ſê wîdr̥ aſû wî uf hînsû. Nû fiɒk am huc̥hsîc̥hháôſĕ a grûsĕs asn̥ unt triɒkn̥ ûōn. Dôdr̥bē mustĕ dr̥ huc̥hsîc̥hbîtr̥ bĕdînuɒk mac̥hn̥; dr̥ frēmûōn ābr̥ ſûōs nābr̥ dr̥ bráôt. Wen ſĕ mitm asn̥ fartîc̥h worn, dô gûōbn̥ dĕ gestĕ am bráôtpûōrĕ dĕ huc̥hsîc̥hgĕšeɒkĕ. Dr̥ huc̥hsîc̥hbîtr̥ nûōm ſĕ op unt hîlt ſĕ a dĕ hî unt ſûōt̥ĕ láôt a nûōm, wārš gĕgān hotĕ.

Dr̥nôntĕ giɒ ſĕ as wurtsháôs tānsn̥. Wen ſĕ dôdr̥fûô gĕnuɒk hotn̥, dô mustn̥ dĕ gestĕ olĕ dos bĕtsûōln̥, wos's am wurtsháôſĕ gĕkust hotĕ, is tānsn̥, is triɒkn̥ und olĕs. Dos hêst ma jû hoêt̥ĕ noc̥h dĕ îr̥tĕ. Dr̥ frēmûōn ābr̥ durftĕ kênĕ îr̥tĕ gān.

Am andr̥n tāgĕ giɒs wet̥r̥. Dô kom' dĕ gestĕ olĕ as huc̥hsîc̥hháôs frîštikn̥. Aſû im a nōênĕ giɒ ſĕ šun wîdr̥ tānsn̥, bis tsur faspr̥. Dr̥bē hotn̥ ſĕ huɒr̥ gĕkrît, unt dô mustn̥ ſĕ wîdr̥ asn̥ kum. Glē dr̥hiɒr̥ fûr dĕ bráôt, wosdĕ nû dĕ juɒĕ fráô wûōr, mit îrm monĕ op; dĕ štîērtswûōrĕ kûōm anôc̥h. Nû mac̥htn̥ ſîc̥h dĕ juɒ monsloêt̥ĕ noc̥h anĕ lust. Wû is durf olĕ îs, dô hûldn̥ ſĕ anĕ kîētĕ îbr̥ a wāik, unt dô must' 'n̥ orštĕ dr̥ bróêtjom a pûōr bîm gān, dôdr̥fîr dos ſĕ mit ſer juɒ fráô ô gĕtānst hotn̥, wēl̥ ſĕ noc̥h a mād̥l̥ wûōr. Na unt dô lus wr̥ oc̥h dos juɒĕ pûōr fûōrdn̥. Weñ oc̥h dr̥ himl̥ imr̥ aſû fûlr̥ gēgn̥ heɒ mec̥htĕ; wr̥ wuln halt 's bestĕ hufn̥!

### Freimannsrede bei einer Bauernhochzeit (1843).

Allerseits nach Standesgebühr wertgeschätzte Versammlung, wie wir hier im Namen Gottes versammelt sind, besonders aber mein geehrtester N. als Brautvater! Ich bitte ergebenst, mir die Erlaubnis zu erteilen, vor dem ehrliebenden Herrn Bräutigam zu reden und mir dieselbe nicht für ungut halten.

Es ist allhier gegenwärtig der ehrliebende Herr Bräutigam N. N. und ich in seinem Wort und Namen. Derselbe lässt sich durch mich ganz freundlich bedanken, dass Ihr ihm Tor und Tür eröffnet, ihm in Eure Wohnung nebst seinen erbetenen Beiständen einen sichern Eintritt vergönnt habt. Er lässt sich auch durch mich zum allerschönsten bedanken für das christliche Ehrengeschenk,

so ihm und seinen erbetenen Beiständen für diesesmal ist dargereicht worden. Er will solches nach Möglichkeit wieder verschulden. Zugleich lässt er Ihn durch mich ganz freundlich fragen, ob Ihr diejenigen Herrn Schwäger und guten Freunde alle beieinander habt, die Ihr bei dem christlichen Eheverlöbnis der gegenwärtigen Jungfer Braut N., als Eurer vielgeliebten Tochter, gerne sehen und haben wolltet; sollte aber der eine oder der andere ausständig sein, so ist der ehrbare und wohlgeachtete Herr Bräutigam ehrerbietig, so lange zu verziehen, bis sich dieselben eingefunden haben möchten. Ich bitte daher um Antwort.

Gott vor jenen unendlichen Zeiten und langer Ewigkeit her beschloss in dem Rate der heiligen Dreifaltigkeit, Geschöpfe zu schaffen. Er schuf demnach alles aus nichts, nämlich Himmel und Erde. Hierin brachte er sichtbare und unsichtbare Kreatur hervor. Unter den sichtbaren ist nun der Mensch das edelste und vornehmste Geschöpf. Denn der gütige Gott begabte den erschaffenen Adam mit Verstand und freiem Willen und setzte ihn in das Paradies ein, welches die allerschönste und angenehmste Gegend der Welt war. Hier labten die herrlichsten Früchte die Zunge, der angenehmste Gesang vieler Vögel vergnügte sein Ohr, und er wandelte mitten durch eine Herde Tiere wie durch eine Herde sanftmütiger Schafe. Dies war in der Tat eine grosse Glückseligkeit für den ersten Menschen. Allein sie war noch nicht vollkommen genug. Denn Adam hatte unter allen seinen Mitgeschöpfen nicht ein einziges, mit dem er sich hätte unterreden und in einem vertrauten Umgange leben können. Der allweise Schöpfer sah dieses selbst gar wohl ein und sagte: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei und so ungesellig lebe; ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei und ihm durch einen liebreichen Umgang das Leben versüsse. Er nahm auch hierauf aus des schlafenden Adams Leibe eine Rippe, machte hieraus die Frau und brachte sie dem Adam.

Adam erkannte sie sofort und sagte: Das ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, man wird sie Männin heissen. Hierauf setzte Gott den heiligen Ehestand ein und segnete das erste Ehepaar mit vortrefflichen Worten der Allmacht. Nun kann zwar freilich nicht geleugnet werden, dass der Ehestand durch den kläglichen Sündenfall unserer ersten Eltern viel Gutes verloren, indessen blüht doch Gottes Segen noch über demselben und breitet sich besonders über diejenigen Eheleute aus, die in Gottes Geboten wandeln und seine Rechte halten und danach tun. — Unter die Glückseligkeiten dieses Lebens rechnet auch der weise König Salomo eine rechtschaffene, tugendhafte und gottesfürchtige Ehegattin, wenn er im 31. Kap. seiner Sprichwörter sagt: Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel besser denn die köstlichste Perle; ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln; sie tut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang. Lieblich und schön sein ist nichts: ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!

Desgleichen sagt auch Sirach im 26. Kap. seines Buches: Wie die Sonne, wenn sie aufgehet, am hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendsames Weib eine Zierde im Hause, und wird dem zuteil, der den Herrn fürchtet; er sei reich oder arm, so ist sie ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich.

In Erwägung dessen hat auch hoffentlich gegenwärtiger Herr Bräutigam den lieben Gott von ganzem Herzen angerufen, dass er ihn, so wie den jungen Tobias, durch seinen guten Engel wolle leiten lassen, regieren und führen, ja,

dass er ihm diejenige Person selbst anzeigen wolle, die ihm in seinen künftigen Tagen als treue Ehegattin das Leben versüssen möge. Da es nun geschehen, da er am tugendhaften Verhalten der gegenwärtigen Jungfer Braut N. N. besonderes Wohlgefallen verspüret, so hat er bei sich selbst erwogen, dass dies wohl diejenige Person sein müsse, welche ihm die göttliche Vorsehung zu einer Mitgehilfin bestimmt und ausersehen habe, hat ihr auch dieses sein Vorhaben geziemend eröffnet und um dieselbe nach hiesigen Landes Sitten, Brauch und Gewohnheit gebührende Ansuchung getan.

Nachdem ihm nun dieselbe seine Bitte gewähret, auch dieser heutige Tag dazu angesetzt ist, dass sie ihm durch priesterliche Kopulation vor Gott und dieser christlichen Versammlung soll zugesagt und versprochen werden, so danket derselbe erstlich dem treu- und barmherzigen Vater im Himmel, dass er ihn diesen Tag hat gesund erleben lassen, er bedankt sich auch gegen ihn als Brautvater, für die ihm bisher erwiesene Freundschaft und Gewogenheit und bittet ferner, ihm selbige zu erhalten, ja er sagt auch allen denen herzlichen Dank, die ihm zu seinem christlichen Vorhaben mit Rat und Tat beigestanden haben und ist bereit, solches gegen einen jeden wieder zu verschulden.

Übrigens aber verspricht er, die gegenwärtige Jungfer Braut N. N. künftig als seine Ehegattin zu lieben, zu ernähren und zu versorgen, sie zum Worte Gottes und zur christlichen Kirche anzuhalten, wie es einem christlichen Ehemanne geziemt und gebühret, und wie er sich gegen Gott und Menschen zu verantworten getraut.

Sonsten soll, wie es einem jeden schon bekannt sein wird, sein Aufenthalt in dem Dorfe N. mit ihr sein, wo er sich mit seiner Hände Arbeit auf seinem erkauften Bauerngute nähren will, der gewissen Zuversicht, dass es ihnen Gott, wenn er und seine Frau rechtschaffen dabei sein, gutgehen lassen werde. Allda soll sie über die bescherten Güter Gottes eine bevollmächtigte Wirtin sein gleichwie er ein Wirt.

Sollte indessen der Herr Bräutigam ohne Leibeserben in seinem Ehestande von dieser Welt durch den zeitlichen Tod von seiner zukünftigen Ehegattin getrennt werden, so verspricht er ihr zur Bezeugung seiner Liebe gegen sie zu einer Morgengabe an barem Gelde — Taler und sein in Besitz habendes Bauerngut für den im Kaufkontrakt bestimmten Preis zu überlassen, wogegen ihm die Jungfer Braut auf den vorausgesetzten Fall zu einer Morgengabe in barem Gelde — Taler nebst Betten und Ehrenkleidern zusagt.

Wofern nun jemand gegen dieses mein kurzes Anbringen etwas einzuwenden haben sollte, beliebe sich zu erklären; wir wollen es willig und gern anhören. Gott aber gebe dem Herrn Bräutigam und Jungfer Braut seine Gnade und Segen. Amen.

---

# Wo ist die Breslauer Armesünderglocke?

Von Dr. Theodor Siebs.

In ganz Deutschland und darüber hinaus ist ja die Breslauer Armesünderglocke bekannt geworden, vor allem durch die im Jahre 1826 von Wilhelm Müller gedichtete Ballade vom Glocken-

guss. Gar mancher Nordwestdeutsche hat hauptsächlich hierdurch überhaupt Kunde von unserer schlesischen Hauptstadt und verbindet ihren Namen, wenn er ihn hört, ohne weiteres mit dieser Lesebucherinnerung aus der Schulzeit. Wir wissen aber, dass die Geschichte gar kein sicheres Breslauer Eigentum ist. In einer sehr wertvollen Abhandlung im XI. Hefte unserer „Mitteilungen" hat Dr. Hippe erwiesen, dass die Sage vom Glockengusse und dem erschlagenen Lehrling nicht auf Breslau und die (im Südturm der Magdalenenkirche hängende) Glocke beschränkt ist, sondern an vielen Glocken in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, namentlich des Nordens, haftet und eben von Breslau zufällig durch die Dichtung Müllers weithin berühmt geworden ist. Ein äusserst interessantes Zeugnis aber nicht nur für das Vorkommen dieser Glockensage in einem bisher nicht genannten, friesischen Gebiete, sondern auch für ihre moderne Weiterbildung und Verbindung habe ich vor kurzem im mündlichen Verkehr kennen gelernt. Sonderbarerweise wird der Stadt Breslau nach dieser Überlieferung die Sage belassen, die Glocke jedoch genommen.

Ich machte eine Studienfahrt durch das am rechten Ufer der Wesermündung gelegene Wursten, das Land der Wurtsaten, d. h. der auf der Wurt Wohnenden, das im 12. Jahrhundert von Friesen des gegenüberliegenden Rüstringer Gebietes besiedelt worden ist. Bei meinem Gewährsmanne in Dorum, Herrn Klenck, hatte ich allerlei sprachlich und volkskundlich Wissenswertes aufgezeichnet, als er mich fragte „wô ſunt ſê den hêr? wô wönt ſê êgn̦tlich̦?" Und nachdem ich ihm gesagt hatte, meine Familie stamme zwar aus dem Friesischen, ich sei jetzt aber an der Universität in Breslau, sagte er ganz verwundert (soweit das bei einem Wurster möglich ist): „ſô, fan Breslau ſunt ſê? na, dōr hebt djō dê Mișwardr̦ êr grôtĕ klok hêr! Dê is in Breslau gōtn̦, un dê mêstr̦, dê het ſinn̦ lê'rjun dô"dšlōn. Dê klok, dê hebt ſĕ hénbrocht nō Mișwardn̦, dō hant ſĕ nû un is grotr̦ af al dê anr̦ klokn̦ in lant Wusn̦; un den gait ſĕ djümr̦: dê ar-mê lê'r-jun, dê ar-mê lê'r-jun". Also die Breslauer Armesünderglocke hängt zu Misselwarden im Lande Wursten und beklagt mit ihrem Tone den Tod des armen Lehrjungen — die heimische Wurster Sage hat demnach wohl von der verwandten Breslauer als der bekannteren ein Wesentliches, eben die Glocke selber, übernommen und das heimische Motiv der Glockensprache damit verbunden.

# Zur Sage von der Gründung Krakaus.

Nachtrag (zu S. 1 ff.). Von Dr. S. Fraenkel.

Herr Professor Dr. Creizenach in Krakau teilt mir auf meine Anfrage gütigst mit, dass die Drachenhöhle noch heute zu sehn sei: ein oben mit einem viereckig gemauerten Rande versehenes und mit einer eisernen Tür verschlossenes Loch wird auf dem Schlossberg (Wawel) als Drachenhöhle bezeichnet.

# Literatur.

**Schlesiens volkstümliche Überlieferungen.** Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 3 Bände. Leipzig, B. G. Teubner. 1901—5.

Zum Weihnachtsfeste machen wir erneut auf das treffliche Geschenkwerk aufmerksam. Der erste Band enthält die Schlesischen Weihnachtsspiele, von Universitätsprofessor Dr. F. Vogt, unserem Ehrenmitgliede, herausgegeben: die Texte eignen sich vortrefflich zu Weihnachtsaufführungen und sind mit grossem Beifall von unserer Gesellschaft gespielt worden. Der zweite und dritte Band enthalten Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, von Gymnasialdirektor Dr. Paul Drechsler, dem besten Kenner dieser Dinge, bearbeitet. Es ist ein Buch voller Anregung und Belehrung, Humor und Volkswitz, und es sollte in keinem schlesischen Hause fehlen, wo der Sinn für volkstümliche Eigenart gepflegt wird. Die Mitglieder unserer Gesellschaft erhalten die drei mit hübschen Bildern geschmückten Bände (mit 25 Prozent Ermässigung) zum Preise von je 3,90 M., geb. 4,50 M. auf direkte Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststrasse 3.

**Alessandro d'Ancona.** La Poesia popolare italiana, seconda edizione accresciuta, Livorno 1906, VIII und 571 Seiten 8°. 5 Lire.

Das Lob von D'Anconas Poesia popolare italiana ist nicht erst zu verkünden. Seit bald 30 Jahren ist das Buch jedem Freunde der Volksliederkunde vertraut, und es ist nur zu verwundern, dass die zweite Auflage so lange auf sich hat warten lassen.

Seit dem Jahre 1878 ist auf dem Gebiet des italienischen Volksliedes eifrig weiter gesammelt und gearbeitet worden. Eine gute Anschauung von dieser Tätigkeit gibt die Übersicht der von D'Ancona vorzugsweise benutzten Literatur. Diese Liste am Schluss seiner Arbeit ist fast genau auf die doppelte Länge der früheren angewachsen, und so findet man auch auf Schritt und Tritt das Material im Buche selbst vermehrt, dessen Umfang um etwa 100 Seiten zugenommen hat Die Anlage des Buches und die darin vertretenen Anschauungen sind dieselben geblieben, und unverändert ist auch der Mangel jeglicher Inhaltsangabe oder orientierender Register. Es wird nicht unwillkommen sein, wenn wir die Lücke eines Inhaltsverzeichnisses hier einigermassen ausfüllen.

Das Buch besteht im wesentlichen aus 2 Hälften, von denen die erste die ältere Geschichte des italienischen Volksliedes überblickt, die zweite von dem

gegenwärtigen Liebesliede spricht. Nach einer kurzen Einleitung redet das II. Kapitel (S. 3 ff.) von den ältesten Spuren des Volkslieds in der italienischen Literatur und seinen erkennbaren Gattungen. Kap. III (S. 35 ff.) handelt von der volkstümlichen Poesie bei den Dichtern des dolce stil nuovo, Kap. IV (S. 47) von der politischen und Kap. V (S. 87) von der erotischen Dichtung des 14. Jahrhunderts. Ein umfangreiches Répertoire volkstümlicher Dichtungen wird aus Komödien und Sacre Rappresentazioni des 16. Jahrhunderts und aus einer Dichtung des blinden Florentiners Bianchino aus dem 17. Jahrhundert festgestellt. Es ergibt sich, dass die jetzt umlaufenden Lieder zum guten Teil 400, ja 500 Jahr alt sind. Kap. VI (S. 146 ff.) spricht von den nahen Beziehungen der Kunstdichtung, vornehmlich des 15. und 16. Jahrhunderts (Lorenzo il Magnifico L. Pulci, Polizian, Cariteo u. a.) zur Volkspoesie ihrer Zeit. Aus einer Serenata des Agnolo Allori (des Malers Bronzino) werden weitere Lieder des 16. Jahrhunderts erschlossen und mit noch jetzt existierenden Rispetti identifiziert.

Mit dem VII. Kapitel (S. 209 ff.) beginnt die zweite Abteilung des Buches. Es werden zunächst zahlreiche Lieder aus allen Teilen Italiens verglichen und ihre enge Verwandtschaft festgestellt. Als Ort ihrer Entstehung wird Sizilien angenommen. Zwar findet man (Kap. VIII S. 284) nicht immer eine sizilianische Form der einzelnen Lieder; dann lässt sich bei solchen aus anderen Teilen Italiens in der Regel toskanischer Einfluss erkennen (Kap. IX S. 321). Die Hauptmenge der Lieder ist nämlich aus Sizilien nach der Toskana gekommen und hat sich von dort weiter über die Halbinsel verbreitet. Dieses Verhältnis ergibt sich schon als wahrscheinlich durch die unvergleichliche Fruchtbarkeit Siziliens im Schaffen solcher Lieder (nur in Friaul findet sich eine ähnliche Fruchtbarkeit). Und auch jetzt noch entstehen in Sizilien neue Lieder, während im übrigen Italien nur traditionelle Elemente neu zusammengesetzt werden. Die Zeit der Wanderung sizilianischer Volksdichtung folgt der Wanderung der höfischen sizilianischen Poesie und währt sodann bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts (Kap. X S. 339). Die gewöhnliche Form der sizilianischen Strophe ist jetzt a b a b a b a b mit einem Ruhepunkte nach dem 4. Vers. Beide Reime pflegen consonanza atona unter sich zu haben (d. h Einheit des auf den betonten Vokal folgenden Wortendes: uri, ari; anza, enza u. dgl.). In Norditalien ist die Strophe nur vierzeilig a b a b. In der Toskana ist an dieselbe vierzeilige Strophe eine Ripresa angehängt, welche den gleichen Gedanken variiert (Form des Rispetto). Als Urform nimmt D'Ancona den Vierzeiler a b a b an. In ihr seien die Lieder noch von Sizilien auf das Festland gekommen. Erst später habe sich die jetzige sizilianische und toskanische Form daraus entwickelt. Auch die Ottava und das Sonett erklären sich aus dem ursprünglichen Vierzeiler. Das Stornello hat 3 Formen: 1) $a_{11}$ $a_{11}$, 2) $a_5$ $b_{11}$ $a_{11}$, 3) $a_{11}$ $b_{11}$ $a_{11}$. Auch hier sind a und b in der Regel durch consonanza atona gebunden. Als ursprüngliche Form nimmt D'Ancona die erste an, welche auch die des Proverbio rimato ist, aus welcher das Stornello entstanden sei. Der weitverbreitete Blumenanruf im Eingang der Stornelli stammt vermutlich aus einem in vielen romanischen Ländern schon in alter Zeit nachgewiesenen geselligen Spiel. Das Vaterland der Stornelli ist die Toscana, allenfalls noch die Terra romana. Kap. XI (S. 363) weist nach, dass in die Sammlungen von Volksliedern viele Lieder gebildeter Verfasser gelangt sind, deren Namen sich auch hier und da feststellen

lassen (Kap. XII S. 395). Das Volk hat sehr viele seiner Lieder aus handschriftlich umlaufenden oder gedruckten Sammlungen solcher Verfasser genommen, und D'Ancona weist solche Entnahmen in grosser Zahl aus Sammlungen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts nach. Auch diese literarischen, aber in volkstümlicher Art geschaffenen Dichtungen gehen in der Mehrzahl auf Vorbilder in sizilianischem Dialekt zurück. Ein Schlusskapitel (S. 471) fasst noch einmal die Ergebnisse der Arbeit zusammen.

Wir müssen es italienischen Forschern, die inmitten des lebendigen Materials stehen, überlassen, die Ansichten D'Anconas eingehender zu diskutieren, als das m. W. bisher geschehen ist. Unbedenklich erscheint die Theorie nicht, der zufolge fast der gesamte volkstümliche Gesang Italiens von ein oder zwei Ursprungsorten hergeleitet wird. Bei manchen der angeführten Paralleltexte wird man auch an der Ursprünglichkeit der sizilianischen Form zweifeln dürfen. In vielen Fällen hat aber D'Ancona seine Lehre in der Tat wahrscheinlich gemacht.

Dass nicht alle Gattungen volkstümlicher Dichtung, bei weitem nicht alle, in dem Buch behandelt werden, sagt der Verfasser selbst in der Einleitung. So findet man in ihm so gut wie nichts über die jetzt existierende erzählende Dichtung, über religiöse Lieder, Totenklagen, Kinderreime, Rätsellieder usw. Der Titel der Schrift ist also umfassender als D'Ancona ihren Inhalt gewollt hat.

Für den Ausländer (und nur für ihn?) wäre die Erklärung mancher dialektischer Wörter und Formen willkommen gewesen. C. Appel.

**Rost**, Paul. Die Sprachreste der Dravänopolaben im Hannöverschen, gesammelt, herausgegeben und mit einem Wörterverzeichnisse versehen. Leipzig 1907.

Als wichtigste Quellen werden mitgeteilt 1) ein alphabetisches Wörterverzeichnis aus der Gegend von Dannenberg (17. Jahrh.), 2) Mitteilungen des Amtmannes Mithoff zu Lüchow (um 1700), 3) die Sammlungen von Pfeffinger aus der Lüneburger Gegend (um 1700), 4) die reichhaltigen Aufzeichnungen des Pastor Hennig aus der Gegend von Lüchow (um 1700), 5) die Aufzeichnungen des Gastwirts Johann Parum Schultze in Sühten bei Lüchow (um 1700) sowie eine Reihe von kleineren Nachrichten. Sodann folgt eine reichliche Sammlung von Orts- und Flurnamen, die mit kurzen Erklärungen versehen sind, endlich einer kleinere Zahl von Familiennamen. Ein draväno-polabisches Wörterbuch beschliesst das Ganze.

Für die Volkskunde ist die Arbeit Rost's von grossem Werte, einmal, indem sie uns über die tatsächlichen Reste dieser vielumfabelten Sprache aufklärt und ein reiches Material gibt; sodann ist sie besonders für die Gebiete slavisch-deutscher Mischung (also auch für Schlesien) von grossem Interesse dadurch, dass sie die vielen slavischen Namen sammelt und zum Teil erklärt und damit viele Parallelen zu den Namen unserer östlichen Provinzen bietet; endlich gibt Rost auch wertvollen Stoff zur Kenntnis von Sitte und Brauch und Lied.

Auf Seite 105 z. B. heisst es: „Erd-Männichen, bey den hiesigen Leuten, sowohl Teutschen als Wenden, Unter-Erdischen genannt: Görtzonik, plur. Görzonü. Scheinet, dass es herkomme von dem Worte Tgöra, ein Berg, als sollte es heissen Tgörzonik, ein Berg-Männichen, ein Berg-Einwohner. Von denselbigen fabuliret man es hier, dass sie es den Leuten das Backzeug abgeliehen

haben: wenn sie verlanget, haben sie es unsichtbarer Weise angedeutet; alsdann hat man das Geräthe hinaus für die Thüre zu rechte gesetzt. Des Abends haben sie es wiederbracht, an das Fenster geklopfft und damit angedeutet, dass das Geliehene wieder da wäre; und haben allemal zur Danckbarkeit ein Brodt dabey gelegt. Sie weisen auch noch die Berge, darin sie ihrer Einbildung sollen gewohnet hoben. Dass es wahrhaftig solche Erd-Männichen gebe. sind noch Viele allenthalben der Meinung". Es folgt nun in Hennigs Mitteilungen nach Rost's Angabe „eine breite Erzählung über die Erscheinung eines Zwerges in den Bergwerken zu Schemnitz in Ungarn; ich übergehe sie, da sie mit den Anschauungen der Elbslawen nichts zu tun hat". Ein Vergleich mit dem Urbilde des Rübezahl liegt hier für uns nahe.

Im einzelnen hätte ich manches anzumerken. Wenn es S. 78 heisst „Jüsteneitz heist so viel als Gastlandt, gast heist jüst", so ist doch wohl an gast „trocken", nicht an abg. gostĭnica zu denken. Von den als slavisch aufgefassten Ortsnamen spreche ich verschiedene als germanisch an (z. B. Grambke aus Grambeke „zu dem geraden (oder grauen?) Bache); andere (S. 349; z. B. Loitzen, Stixe usw.) vermag ich nicht mit Rost als deutsch aufzufassen.

Wir sind dankbar für das Buch und hoffen, dass die versprochene grammatische Darstellung der draväno-polabischen Sprache nicht ausbleibt. Ss.

**Brohm,** Major und Ingenieur-Offizier. Helgoland in Geschichte und Sage. Kuxhaven 1907, August Rauschenplat. M. 12.

Bei dem starken Interesse, das heute unserer Flotte und unseren Seebefestigungen zugewandt ist, darf das treffliche Werk des Major Brohm, der die Befestigung der Insel geleitet hat, einer freundlichen Aufnahme sicher sein. Es ist ein sehr lesenswertes Buch und in seiner prächtigen Ausstattung zum Geschenke an diejenigen, denen die eigenartige Insel bekannt ist, sehr wohl geeignet: die vielen schönen Abbildungen, Pläne und Karten des älteren und des heutigen Helgolands werden dem Kenner und Freunde des Eilandes sehr willkommen sein.

Ein geschichtlicher Überblick eröffnet das Buch. Wir wissen von Helgoland seit dem achten Jahrhundert, wo es in der Vita Willebrordi und dann in der Vita Liudgeri (9. Jahrh.) zuerst erwähnt wird — Nachrichten, aus denen ich freilich nicht soviel entnehmen möchte wie Brohm. Unsicherer noch ist mir die Beschreibung bei Adam von Bremen (11. Jahrh.), der die Insel, mit anderem Namen, „Farria" nennt — ich glaube, dass wir bei der ganzen Schilderung von Land und Leuten gar nicht an Helgoland, sondern an Föhr zu denken haben. Auch die folgenden Jahrhunderte geben uns nur spärliche Kunde. Die wichtigsten Nachrichten sind an verschiedenen Stellen gesammelt, und so konnte Brohm sich kurz fassen. Zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts hat die Herrschaft zwischen Holstein-Gottorp und den Dänen mehrfach gewechselt, diesen hat es von 1714 bis 1807 gehört. Von da bis zum Jahre 1890 ist es englisch gewesen, und seit 17 Jahren ist es deutscher Besitz — eingetauscht für Zanzibar und Witu.

Bekanntlich herrscht in vielen Kreisen die Ansicht, dass die Tage der Insel gezählt sein und jener Tausch ein sehr unvorteilhafter genannt werden müsse. Dem tritt Major Brohm in seinem Werke entgegen einmal mit strate-

gischen Gründen (die wir an dieser Stelle nicht weiter erörtern können), ferner mit geologischen (die er selber als Nichtfachmann hintanstellt), endlich mit historischen und sagengeschichtlichen. Diese sind auch in erster Linie der Grund, weshalb uns das Werk für die Volkskunde wichtig erscheint. Es wird mit den pseudohistorischen und sagenhaften Nachrichten aufgeräumt, die der Insel für ältere Zeiten einen viel grösseren, ja zum Teil einen ganz gewaltigen Umfang zusprechen wollen, und bei dieser Kritik fällt manches Wissenswerte für die Kunde von dem friesischen Stamme der Helgoländer und ihrer Eigenart ab. Man kann diese Beurteilung der alten Berichte über die Landverluste, der ich durchaus zustimme, auch auf die Inseln des nordfriesischen Wattenmeeres übertragen. — Im einzelnen sollen diese Fragen an anderer Stelle erörtert werden; hier kam es nur darauf an, auf das prächtige Werk in Kürze aufmerksam zu machen. Ss.

**Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg.** Nr. 3. Sitte und Brauch in der Landwirtschaft. Von Dr. A. Eberhard, Oberreallehrer in Öhringen. S.-A. aus den Württ. Jahrbb. f. Statistik und Landeskunde 1907. Stuttgart, Kohlhammer.

Der Stoff des im Jahre 1904 ausgegebenen Fragebogens I, 4 ist hier verarbeitet, mit Ausnahme der Viehkrankheiten, Viehheilmittel und -segen und der Bauernregeln. Es werden die Bräuche beim Pflügen und Säen, bei Hagelschlag und Ungeziefernot behandelt, bei Ernte und Dreschen. Auch Hanf-, Flachs- und Weinbau und Obstkultur sind berücksichtigt. Ein weiterer Teil vereinigt Sitte und Brauch bei Viehzucht, Milchwirtschaft, Viehverkauf, ein letzter bei Geflügel- und Bienenzucht. Auch hier finden wir, wie in den früheren Heften, Klarheit und weise Beschränkung; wir wünschen dem Werke weiterhin gedeihlichen Fortgang. Ss.

**Des Knaben Wunderhorn.** Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Hundertjahrs-Jubelausgabe von Eduard Grisebach. Leipzig 1906, Max Hesse.

Es ist ein hohes Verdienst von Achim von Arnim und Clemens Brentano gewesen, dass sie die Werke des Mittelalters für ihre Zeit wieder zu erwecken suchten und ferner ihrem Volke als eigenstes Gut das Volkslied gaben, das ihr grosser Vorgänger Herder unter dem weiteren, kosmopolitischen Gesichtspunkte betrachtet hatte. Sie haben es dargeboten in der jedem Gebildeten bekannten Sammlung „des Knaben Wunderhorn", die 1806 zuerst erschienen und oftmals neu gedruckt worden ist. Das ist für beide ein unsterblicher Ruhm geworden, den ihnen die eigenen Dichtungen wohl nie erworben hätten. „Des Knaben Wunderhorn" wird stets ein beliebtes Hausbuch bleiben, und die gute Ausgabe von Grisebach, die uns zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Sammlung vorliegt, ist wegen ihrer Vollständigkeit und ihres billigen Preises sehr zu empfehlen.

**Bonus,** Arthur. Isländerbuch I. II, Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten. Herausg. vom Kunstwart. München 1907, Georg D. W. Callwey. Jeder Band broschiert 4 M., gebunden 5 M.

Arthur Bonus will die Isländernovelle und Geschichten aus der norwegischen Königsgeschichte unserer Zeit näher bringen. Er bietet daher Stücke aus den Islendingasögur und der Heimskringla, „deren Kunstwert auch für uns

Heutige unmittelbar sprechend ist" (Bd. I S. XII), und verbindet sie durch kurze Überleitungen. Der Kunstwart hat die Aufgabe, die sich Bonus gestellt hat, zur eigenen gemacht; im Märzheft 1906 hat er dem Übersetzer Bonus das Wort gegeben, nun wieder im zweiten Maiheft 1907 dem Beobachter. Hier spricht auch F. Avenarius zur Sache, und A. Heusler gibt drei übersetzte Stücke mit Einleitung. Die Bedeutung des Unternehmens auch für die Verbreitung des Wissens über altnordisches Volkstum liegt auf der Hand. Es soll später eingehender an dieser Stelle über Bonus' Buch gehandelt werden. Hoffentlich erscheint der versprochene III. Band des Isländerbuches, der die Bedeutung des altisländischen Prosaschrifttums behandeln soll, recht bald.

Dr. W. H. Vogt, Moys bei Görlitz.

**Keller**, Paul. Der Sohn der Hagar. München 1907, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Broschiert 4,50 M., geb. 5,50 M.

Eine packende und gut geschriebene Erzählung hat uns Keller hier gegeben. Nicht die bekannten Romangestalten treten vor uns hin, sondern eigenartige Charaktere, aus dem vollen Leben gegriffen. Der Amtsvorsteher Doktor Friedlieb, der den guten Kern eines wahren Wohltäters unter rauher Schale birgt, ist nicht zufrieden, das fahrende Volk loszuwerden aus seinem Dorfe, er will es sesshaft machen und glücklich. So bringt er die drei braven Strassenmusikanten im Orte unter: den strammen Unteroffizier a. D., den sächsischen Bäckergesellen, der sich so ganz als Italiener eingelebt hatte, und den armen Robert Hellmich, das Findelkind — ihn, den Robert, im Hause des Wirtes Hartmann, der sein Vater ist und die arme Magd, die dem Knaben das Leben gab, einst auf die Landstrasse hinausgestossen hatte. Robert wird nicht heimisch in diesem Hause, wo die kalte und herrschsüchtige Frau ihm nicht wohl will; und die Lore, ihre Nichte, die er so innig liebt, wird von einem anderen verführt. Die alten Hellmichleute aber erkennt er erst spät als seine guten Grosseltern, und erst zu seinem Unheil: von ihnen muss er erfahren, dass Hartmann sein Vater ist, und so wird ihm auch diese Heimstatt genommen, und der Sohn der Hagar zieht hinaus in die Fremde, in Krankheit und Tod. Und im Sterben spricht der bleiche Mund die Worte nach, die die scheidende Seele aus strahlender, siegender Himmelshöhe hört: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

Viel echter Humor ist in dem Buche, jene versöhnende Stimmung, die Grosses gering und Geringes gross erscheinen lässt und die Dinge sub specie aeternitatis schaut. Und auch sonst weiss der Dichter trefflich durch Gegensätze zu wirken: wie die wanderfreudige Unrast die Musikanten forttreibt aus ihrer Sesshaftigkeit, aber der Arme, der sich nach der Heimat Ruhe sehnt, sie nicht finden kann: wie das zufriedene Glück der alten Hellmichleute dem Enkel nicht beschieden ist. Viel heimatlich Schlesisches hat uns der Dichter geboten: nicht nur manche treffenden Worte und Wendungen, sondern — was mehr ist — die Farbe der Landschaft; das Leben im Dorfgasthofe mit seinen Bewohnern, Herrschaft und Knecht und seinen Gästen. Darin ist weit mehr Schlesisches als so oft in der heutigen, sehr heruntergekommenen schlesischen sogenannten Dialektdichtung, die weder Dichtung noch Dialekt, sondern häufig nur ein aus oft wiederholten Redensarten bestehendes „Geläbere" ist.

Gerade in diesem Buche schildert uns Paul Keller nur Gestalten und

Empfindungen seiner Heimat und vor allem der Kreise, die er von Jugend auf versteht, und damit gibt er sich uns echt und wahr. In einer Literaturperiode, wie der jetzigen, wo die künstlerische Ruhe und die Ausreifung der inneren und äusseren Form zurückstehen hinter der Aufgabe, um jeden Preis originell zu scheinen, ist das besonders anzuerkennen. An einer schönen Stelle der Erzählung lesen wir: „Die Dichter hängen grüne Lorbeerkränze in ihre Stube. Aber gar bald spielt der leise Windhauch, der durch die geöffneten Fenster dringt, mit dürren Blättern". Und das ist gut so! Es mag die Dichter lehren, dem Erfolg des Augenblicks zu misstrauen: varium et mutabile favor populi. Möge Paul Keller den Weg zu vermeiden wissen, auf den die meisten anderen Schriftsteller kommen, und nicht im Dichten eine Berufsarbeit sehen und sich roseggerisch wiederholen; möge er auch stets den Grundsatz hochhalten, weder mit sentimentaler Zugabe dem Geschmacke der grossen plebs noch mit gewollter Originalität in Stil und Gedanken sich selber zu schmeicheln. Ss.

**Rössler,** Robert. Närrsche Kerle. Schweidnitz 1907, L. Heege.

Äusserst dankenswert ist es, dass wir die Dialektdichtungen Robert Rösslers, die im Vergleich zu andern weniger wertvollen Schriften vielleicht noch nicht die verdiente Verbreitung gefunden haben, jetzt in neuem Druck erhalten. Die von Rössler verwendete Mundart ist nicht der treu wiedergegebene Dialekt einer bestimmten Gegend Schlesiens. Vielmehr trägt Rössler die Eigentümlichkeiten verschiedener Lokalmundarten zusammen.

Aber es soll hiermit kein Vorwurf ausgesprochen sein. Denn seine Dichtungen sind durchaus volkstümlich, von trefflichem Humor und können so, von einem Kenner der Mundart vorgetragen, stets echt und erfreulich wirken. U.

**Neue schlesische Zeitschriften.** Mehrere neue schlesische Zeitschriften liegen uns vor, so **„Schlesien"**, illustrierte Monatsschrift zur Pflege heimatlicher Interessen. Herausgegeben von B. Clemenz. Verlag von G. Siwinna in Kattowitz. Preis 3 M. das Vierteljahr. Es ist eine besonders auf Illustration Wert legende Zeitschrift, eine Art schlesischer „Woche". Ein Urteil können wir uns nach der ersten Nummer, die uns zugesandt worden ist, nicht erlauben, um so weniger als sich überhaupt der Wert einer Zeitschrift erst nach langem Erscheinen annähernd bestimmen lässt. Wir wünschen aber der vorliegenden eine solche Dauer.

Gleiches gilt für eine andere Monatsschrift, **„Schlesische Heimatsblätter"**. Herausgeber Dr. Otto Reier, Hirschberg i. Schl. Dass sich aber diese Blätter eine „Zeitschrift für schlesische Volkskunde" nennt, ist nicht weise, denn von Volkskunde ist nicht die Rede in den ersten Nummern; nur ein von dem trefflichen Cogho hinterlassener Aufsatz „über uralte Volkssagen" handelt über mythologische Dinge, aber in so dilettantischer Weise, dass man ihn lieber hätte ungedruckt lassen sollen! Soll denn wirklich unter schlesischer „Volkskunde" alles das begriffen werden, was das Volk vielleicht interessieren könnte und nun dilettantisch dargestelit wird? Dann würden wir gut tun, für die Wissenschaft, die wir in unserer Gesellschaft pflegen, einen anderen Namen zu suchen. Erfreulicherweise aber steht die Sache nicht so schlimm, denn in Schlesien wie im übrigen Deutschland wissen die Gebildeten, dass Volkskunde eine ernste Sache und eine Wissenschaft ist, deren Zielen man mit blossem Gerede von

Liebe zur Heemte und Schläsing nicht viel näher kommt. Im übrigen wünschen wir auch dieser Zeitschrift guten Fortgang.

**Oels,** Friedrich. Bauernblut. Volksstück mit Gesang und Tanz in drei Akten. Als Manuskript gedruckt. o. O. 1907. M. 1.

Ein neues Volksstück in schlesischer Mundart, das gewiss der Aufführung wert ist und seine Wirkung nicht verfehlen wird. Es arbeitet ja hier und da mit etwas gewaltsamen Effekten und Charakteren, wie sie uns besonders der dritte Akt zeigt; auch mag Manchen die Absicht stören, für die Raiffeisensparkassen zu wirken; aber es ist doch alles aus dem Volksleben geschöpft, und auch der Raiffeisen-pfarrer ist eine wahre und erfreuende Zeichnung. Besonders volkstümlich und wirkungsvoll scheinen mir die Szene in der Spinnstube mit den Liedern (zu denen auch die Weise beigegeben ist), die Gestalten der alten Bauern und die Gegenüberstellung der beiden jungen Paare. — Was die Wiedergabe der schlesischen Mundart betrifft, so ist sie zwar im grossen Ganzen zu billigen, aber im Einzelnen ist dem Einflusse des Schriftdeutschen zuviel nachgegeben: z B. in der Wortstellung (S. 11 „sie bildt sich zu viel uf ihre hibsche Lorve ei"; wird man da nicht das „ei" hinter „viel" setzen?). Noch mehr aber in der Schreibung, z. B. werden ü und ö anstatt i und e geschrieben, denn „Tür" (S. 12), „dürfa" (S. 26) spricht doch niemand, sondern Tir, derfa; so auch „zusomma" (S. 16) statt „zomma", „wuhin" (21) statt „wuhi", „Handvell" (24) statt „Hampfel", „ist" statt „is" u. a. m. Warum hier nicht konsequent gemäss der Aussprache schreiben? — Auf S. 10 heisst es: „ma spricht: kimmt Zeit, kimmt Roat! Tauert's obr zu lang, kimmt weder Huxt noch Heiroat". Dieses Wortspiel ist schriftdeutsch und lässt sich nicht ins Schlesische übersetzen. — Mancher für die Volkskunde interessante Brauch ist verwertet, z. B. das Gleckheba (S. 13), das in den „Mitteilungen" XII 103 ff. von E. Blaschke beschrieben ist. Ss.

**Der gemittliche Schläsinger.** Illustrierter Kalender für die Provinz Schlesien. Herausgegeben von Paul Keller. Schweidnitz 1908, L. Heege. M. 0,50.

Unter der nunmehr schon bewährten Leitung von Paul Keller ist der „gemittliche Schläsinger" in das neue Jahr getreten. Als besonders gelungene Beiträge seien die Humoreske „Der alte Riegner" von Paul Barsch und die hübschen Gedichte von Pfundtner und von Philo vom Walde genannt. Die Volkskunde ist etwas zu kurz gekommen, nur „die Männlein von St. Elisabeth" von Clemens Berg gemahnen an sie.

---

# Mitteilungen.

Die erste Sitzung dieses Winters fand am Freitag den 8. November im Auditorium maximum der Universität statt. Nachdem der Vorsitzende über die für den Winter 1907/8 in Aussicht genommenen Vorträge berichtet hatte, machte er Mitteilungen über den Fortgang der Schriften der Gesellschaft. Besonders wichtig ist, dass im Auftrage derselben alsbald eine grössere Reihe

wissenschaftlicher Arbeiten durch Universitätsprofessor Dr. Th. Siebs und Stadtbibliothekar Dr. Max Hippe herausgegeben werden sollen. Mehrere dieser Abhandlungen liegen bereits druckfertig vor.

Den Vortrag hielt in dieser Sitzung Herr Geh. Justizrat Professor Dr. Felix Dahn über „germanische Verlobung, Hochzeit und Ehe". Der Vortragende bestritt zunächst die Anschauung, dass bei den Germanen das sog. Mutterrecht bestanden habe; eine besondere Stellung habe freilich der Mutterbruder eingenommen, indem er die Mutter als ihr nächster Verwandter schützen konnte. Vor allem aber ward die weitverbreitete Auffassung der germanischen Ehe als Raubehe und als Kaufehe bekämpft: ersteres, weil das Weib als Geraubte und Gefangene unfrei gewesen wäre und dann hätte freigelassen werden müssen; letzteres, weil es sich bei Zahlung des sog. Mundschatzes höchstens um Tausch und nicht um Kauf handeln könnte und besonders, weil gar nicht etwa das Weib als Körper erworben wurde, sondern nur die Mundschaft über sie, d. h über ihr Vermögen. Diese Mundschaft über sie als eine Waffenunfähige bestand wie auch über Kinder, Krüppel usw.

Mit der Verlobung ward dem Mundwalt die Pflicht, die Braut dem Bräutigam innerhalb einer bestimmten Frist zuzuführen: diese Zuführung wird noch heute symbolisch durch den Gebrauch des Brautwagens dargestellt. Dann aber folgt die eigentliche Auslösung der Braut bei der Hochzeit durch den Brautlauf. Hierdurch kommt das Weib in die Gewalt des Mannes, und so darf auch für das eheliche Güterrecht, für die Güterverbindung noch nicht die Verlobung, sondern erst das Rechtsband der Ehe als terminus a quo angesehen werden. — Auch dieser Vortrag war von hunderten von Zuhörern besucht, die mit Spannung den an volkskundlichem Stoffe reichen Darstellungen folgten. Zum Schlusse wies der Vorsitzende auf die vielen lehrreichen und altertümlichen Hochzeitsbräuche hin, die in Schlesien sich bis heute erhalten haben und trefflich in Drechsler's zweibandigem Werke „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien" gesammelt sind; auch über das Verhältnis des Wortes mund „Schutz" zu dem angelsächsischen mund „Hand" entwickelte sich eine Erörterung; der Zusammenhang wurde zugegeben, nicht aber die etymologische Gleichsetzung mit manus „Hand".

Am Dienstag den 26. November fand eine Sitzung des Vorstandes der Gesellschaft statt. Es wurde beschlossen, dass von Professor Dr. Siebs und Stadtbibliothekar Dr. Hippe im Verlage von M. & H. Marcus in Breslau eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten zur Volkskunde in zwanglosen Bänden herausgegeben werden soll unter dem Titel „Wort und Brauch". Zunächst werden folgende Arbeiten gedruckt:

Band 1. Reichert, Hermann, Studien zur Geschichte der deutschen Familiennamen. Die Breslauer Personennamen des 13. und 14. Jahrhunderts.

Band 2. Jaeschke, Erich, Romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart.

Band 3. von Unwerth, Wolf, Die schlesischen Mundarten, grammatisch und geographisch dargestellt.

Band 4. de Wyl, Karl, Rübezahl-Forschungen. Die Schriften des M. Johannes Praetorius.

Band 5. Opitz, Emil, Schlesische Rechtsaltertümer.

Herr Museumsdirektor Dr. Seger legte eine dem Altertumsvereine zugegangene Aufforderung des „Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ vor, die Flurnamen zu sammeln: er betonte, dass diese Aufgabe wohl besonders unter die Ziele unserer Gesellschaft falle. Tatsächlich haben wir in fast allen früheren und so auch in vorliegendem Bande Sammlungen und Erklärungen von Flurnamen gebracht und auf ihre Wichtigkeit hingewiesen. Wir machen wiederholt die Herren Schulräte, Schulinspektoren und die zu tätiger Mitarbeit besonders berufenen Herren Volksschullehrer darauf aufmerksam und bitten sie, zu systematischer Sammlung der Flurnamen mitzuwirken.

Am Montag den 2. Dezember hielt Direktorialassistent Dr. Erwin Hintze im Altertumsverein (im Vorlesungssaale des Gewerbemuseums einen Vortrag über „Schlesische Volkstrachten“, zu dem die Mitglieder unserer Gesellschaft eingeladen waren. Der Vortragende machte zunächst auf die wichtigsten älteren Quellen für die Kunde der Volkstrachten aufmerksam: auf die Schöppenbücher der Dorfgemeinden mit den Eheverträgen, auf Epitaphien, Ölbilder und Kupferstiche. Einzelne der wichtigsten Denkmäler wurden eingehender besprochen. Darauf wurden die Trachten an der Hand einer schönen Sammlung des Museums erläutert und allgemeine Gesichtspunkte für die Entwicklung der Volkstrachten erörtert; unter anderem wurde darauf hingewiesen, dass die Volkstracht nicht etwas Altes und stetig fest Überliefertes sei, sondern in den letzten Jahrhunderten ebenso wie sonstige Mode gewechselt habe, indessen hinter dieser zeitlich immer ein gut Teil zurückbleibe. — Unsere Gesellschaft bringt diesen Forschungen das regste Interesse entgegen.

---

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von den Herren: Pastor Oels in Würgsdorf, Rentner Oskar Scholz in Herzogswaldau, Pastor Strauss in Kunzendorf, Kr. Glogau. — Für jede weitere Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen, Flurnamen, Redewendungen und Worten usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

---

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei **aus Breslau:** Universitätsprofessor Dr. Klaatsch, Fräulein Helene Pohl und Lehrer August Schulz, **von auswärts:** Pastor Oels in Würgsdorf, Pfarrvikar M. Kabelitz in Schnellewalde OS., Dr. Gottwald in Hirschberg, Rechtsanwalt Curt Rothe in Chemnitz.

---

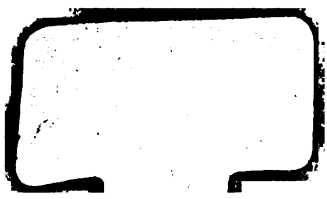
In der zweiten Sitzung, am Freitag, den 13. Dezember, hielt Universitätsprofessor Dr. Klaatsch einen Vortrag „Zur Volkskunde der Ureinwohner Australiens“ (mit Lichtbildern) im Auditorium maximum der Universität; am Freitag den 14. Januar 1908, wird Universitätsprofessor Dr. v. Wenckstern über den „Volkscharakter der Chinesen und Japaner“ im Hörsaal I der Universität sprechen.

---

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Prof. Dr. **Theodor Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

---

Schluss der Redaktion: 14. Dezember 1907.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schles.

OCT 24 1931